Magikon.

Archiv für Beobachtungen

aus dem

Gebiete der Geisterkunde

und des

magnetischen und magischen Lebens,

nebst andern Zugaben

für Freunde des Innern.

Herausgegeben von

Dr. Justinus Kerner.

Vierter Band.

Stuttgart.
Verlag von Ebner und Seubert.
1850.

Inhalt.

Magikon.

Archiv für Beobachtungen

aus dem

Gebiete der Geisterkunde

und des

magnetischen und magischen Lebens,

nebst andern Zugaben

für Freunde des Innern.

Herausgegeben von

Dr. Justinus Kerner.

Vierter Band. Erstes Heft.

Stuttgart.
Verlag von Ebner und Seubert.
1847.

Inhalt.

Thierischer Magnetismus.

1.

Es ist schmerzlich, zu erkennen, wie schon so lange die Natur eine ihrer hülfreichsten Kräfte gegen Krankheiten in das Wissen der Menschen gelegt hat, ohne daß von dieser Kraft von der Wissenschaft die Anwendung in der Ausdehnung, die ihre Größe so sehr verdient, gemacht wird: ich spreche von den Einwirkungen des thierischen Magnetismus, besonders in krankhaften Nervenzuständen des Menschen. Diese Heilkraft, die Meßmer in dem Jahre 1780 in die gelehrte Welt einführte und mit ihr von der Akademie der Wissenschaften in Paris als ein Marktschreier schnöde abgewiesen wurde, war schon lange vor dieser seiner Einführung von Einzelnen unter unserem Volke erkannt und angewendet, ja schon in früheren Zeitaltern von Aerzten und Priestern (z. B. im Tempelschlafe und in den egyptischen Mysterien) ausgeübt; von Aerzten und Priestern, die tiefer in die Natur eingiengen und ihr näher verwandt waren, als die Herren der Akademie der Wissenschaften in Paris und andere sich auf unsern Cathedern und in unsern Krankenhäusern als sehr weise brüstende Herren.

Es ist freilich wahr, daß diese Naturkraft auch nur bei solchen Menschen wohnt und nur von solchen erkannt und angewendet werden kann, die sich noch nicht durch ein gesteigertes Gehirnleben von der Natur zu sehr entfernten und deren Salz dadurch dumm wurde. Bücherwürmern wohnt sie

nicht inne. Alle sympathetische Kuren, die uns schon so häufig die auffallendsten Resultate lieferten, basiren sich auf diese von der Wissenschaft noch nicht genug erkannte und noch nicht genug von ihr aufgenommene Naturkraft. Sie scheint das Eigenthum solcher Menschen bleiben zu sollen, die durch Lebens- und Denkungsweise noch nicht so sehr wie die Kaste der Gelehrten von der Nabelschnur der Natur abgelöst sind.

So scheint dieses göttliche Heilmittel in seinem ganzen Wesen die Schuld selbst zu tragen, daß es so schwer in das gelehrte Ausüben aufgenommen wird.

Erst heute sahen wir, wie ein schlichter Landmann einen Nervenschmerzen, den die gelehrte Materia medica nicht zu stillen vermochte, durch Bestreichung des Nervens mit seiner Hand hob.

Folgender Fall aber, den wir im vergangenen Sommer erlebten, sollte billigerweise die Anwendung dieser göttlichen Naturkräfte in Nervenleiden, besonders in solchen des Rückenmarkes, wo die gewöhnliche Materia medica und ihre auf dem Catheder gerühmten Wirkungen oft so sehr täuschen, den Aerzten an's Herz legen.

Eine russische Dame von ungefähr 40 Jahren, Gattin eines berühmten Arztes in Petersburg, that vor einigen Jahren einen schweren Fall, wodurch sie, wahrscheinlich in Folge der Erschütterung des Rückenmarkes, jedoch ohne mechanische Verletzung desselben, eine Lähmung der Füße bekam. Es wurden dagegen die Mittel der gewöhnlichen Materia medica bis zum Brennen angewendet, aber vergeblich. Nun wurde der Rath gegeben, den thierischen Magnetismus zu versuchen, durch welchen die Leidende auch auffallende Besserung, aber keine gänzliche Heilung, erhielt. Man wandte nun im nächsten Jahre die Bäder des Auslandes, die deutschen, ohne großen Erfolg an, zuletzt die des Wildbads, wodurch aber große Verschlimmerung eintrat, so daß diese Leidende wie vor Anwendung des Magnetismus wieder ganz gelähmt und nicht zu gehen fähig war.

Dieß machte in ihr den Wunsch rege, sich noch einmal dieser Naturkraft zu unterwerfen. Sie begab sich zu dem Ende nach Weinsberg, in der Hoffnung, daß ich noch magnetische Kuren vornehme. Da dieß aber wegen meines Alters und Leidens der Augen nicht mehr geschieht, die Dame aber ungerne getäuscht wieder umkehren wollte, so unternahm mein Sohn, an dem diese Naturkraft in ausgezeichnetem Maße haftet, die magnetische Manipulation an ihr. Die Dame war, als sie hier ankam, wegen Lähmung der Füße nicht zu stehen und zu gehen im Stande, aber schon nach der ersten magnetischen Manipulation fühlte sie Erleichterung, nach der zweiten konnte sie stehen, nach der dritten geführt gehen und nach acht Tagen ging sie nicht nur allein, sondern fühlte sie sich auch ganz gestärkt und genesen.

In Lähmungen, in Schwindung der Glieder, in Nervenschmerzen u. s. w., die so oft stattfinden, wenn die Leitung des Nervenfluidums unterbrochen, die Nerven gleichsam unterbunden sind, ist Magnetismus bestimmt von der heilsamsten Wirkung. Das sind Fälle, in welchen die jetzigen Steckenpferde der mechanischen Aerzte, Leberthran, Jod und Glüheisen so oft vergebens Monate und Jahre lang geritten werden, geritten bis zur völligen Erschöpfung des Leidenden. Schreitet man dann erst (wie es gewöhnlich am Ende doch auch in solchen Fällen geschieht) zu magnetischen oder sympathetischen Mitteln, so ist es zu spät, gewiß aber wäre in solchen Fällen gleich anfänglich durch magnetisches Einwirken die Leitung des Nervenfluidums wiederhergestellt und Schmerz, Entzündung und Geschwülste, die oft in Eiterung und Knochenverderbniß übergehen, noch verhindert worden.

Magnetische und sympathetische Mittel werden immer angewendet in Leiden, wo alles andere nichts fruchtet, der mechanische Arzt die Kranken verläßt, und Tod und Verzweiflung nahen, dann sollen sie helfen. Hie und da helfen sie auch da zum Wunder noch, aber, wären sie gleich

anfänglich angewendet worden, hätten sie gewiß oftmals den Jammer nicht auf diese Höhe kommen lassen.

Der Unfug, der gegenwärtig in der mechanischen Medicin mit Leberthran und Jod getrieben wird, mit deren Wundern ein Arzt den andern anlügt, übertrifft an Schaden gewiß den Unfug, der unter dem Volke mit Amuletten und sympathetischen Mitteln geschieht; während gegen erstere kein Verbot existirt, letztere aber sehr verpönt sind.

Ich spreche natürlich hier nur von den übermäßigen Gaben des Jods, wie sie jetzt im Gebrauche sind und von dem Gebrauche des Leberthrans blindlings in allen chronischen Uebeln.

Es kommt mir übrigens, an jene Verpönung sympathetischer Mittel, besonders der der Amulette, denkend, in Erinnerung, was über sie ein Mann aussprach, der auch die Würde eines Oberamtsarztes begleitete, der die besondere Obliegenheit haben soll, das Volk vor allem Aberglauben zu warnen, ein Mann, der auch in der rationellen Medicin, besonders durch seine klassische Schrift über den Kroup der Kinder, sich einen Namen erwarb und lange Jahre Lehrer der Psychologie und Psychiatrie auf unserer Landesuniversität war. Dieser schreibt also: „Amulet — „ein entsetzliches Wort in unserm Jahrhundert, wo die Ver„nunft so nahe daran ist, einen allgemeinen Sieg über alle „Finsternisse, besonders des Mittelalters, davon zu tragen. „Wie können zum Hervorrufen solcher Mittel wie Amulets, „sympathetische und magische Heilungsweisen sich wissenschaft„liche und gebildete Menschen (Oberamtsärzte!!) verirren! „Das ist die Sprache der Recensenten und anderer. Es gibt „aber dreierlei Potenzen für die Heilbestrebungen: Natur„potenzen, organisch-geistige Potenzen und rein geistige Po„tenzen.

„Ist der Leib krank und in Mißverhältniß gezogen, so „kommt der Arzt mit dem großen Apparate von Metallen, „Erden, Salzen, Wurzeln, Kräutern, Rinden und allerlei

„thierischen Substanzen und heilt. Wie viele Materialien sind „zusammengehäuft in Büchern und Apotheken! Tausend Er„fahrungen sprechen für erprobte Mittel. Sie sind alle er„kannt! — wer möchte dies bestreiten?

„Aber es gibt auch organisch-geistige Potenzen; und dies „ist eben der leidige Magnetismus, der, weil er in tausend „Geschichten umherspukt, nicht mehr sich abweisen läßt. Der „ganzen Apotheke wird hier die Kraft der menschlichen Hand „zur Seite gestellt und gar viele Geschichten beweisen, daß „wo jene nichts half, diese half. Hiezu gehört aber nicht „blos ein rationeller Arzt, sondern auch ein guter und ge„müthlicher Mensch. Es ist nicht blos die organische Ein„wirkung der menschlichen Hand, sondern die zugleich psychi„sche des ganzen Menschen, was heilend wirkt.“ (Ich möchte aber hier noch hinzusetzen, daß zu einer wirksamen magnetischen Manipulation, dem, der sie ausübt, auch die besondere magnetische Kraft von der Natur aus inwohnen muß.) „Aber dennoch gibt es noch eine höhere Heilart, es „ist die rein geistige, oder magische und dahin gehören die „Amulette u. s. w.“

In nachfolgender Nummer findet der Leser wie schwer es schon Meßmer, dem Entdecker des thierischen Magnetismus, wurde, dieser seiner geistigen Entdeckung bei im Gehirnleben einseitig gewordenen Gelehrten Geltung und Eingang zu verschaffen, und wie sie ganz wie noch heute von dieser Kaste verworfen und verspottet wurde. In der dritten Nummer aber folgen Lavaters gesunde Urtheile über die damals noch neue Entdeckung durch Meßmer.

2.

Meßmer und die französische Akademie der Wissenschaften.

Wenn wir in jüngster Zeit sehen, wie schwer es Entdeckern neuer Naturwahrheiten wird, hauptsächlich bei gelehrten Kasten ihre Entdeckungen geltend zu machen, wenn wir sehen, wie die Entdeckung der Schießbaumwolle und wie die Entdeckung des Vitrioläthers als eines Mittels, Operationen schmerzlos zu machen, namentlich von der Akademie der Wissenschaften in Paris anfänglich nur mit Verachtung und Spott behandelt wurden, so fällt uns bei, wie dem thierischen Magnetismus und seinem Vertreter Meßmer das gleiche Schicksal dereinst vor den Schranken dieser durch Gelehrtheit dumm gewordenen Versammlung wurde.

Es wird für den Leser dieser Blätter nicht ohne Interesse seyn, wenn wir seine Erzählung und Klage hierüber, wieder in seinen eigenen Worten hervorrufen, wie er sie in einer im Jahre 1781 in französischer Sprache geschriebenen Schrift gab. Es lautet in der Uebersetzung also:

„Schon vor 14 Jahren (1766), kündigte ich der gelehrten Welt das erstemal das Daseyn des thierischen Magnetismus an.

Die wienerisch-österreichische Fakultät der Aerzte (von der ich ein Mitglied bin), hätte ihrer wesentlichen Bestimmung gemäß die von mir angekündigte Wahrheit und ihre Vortheile auf's genaueste prüfen, ihr Ansehen verschaffen, sie in das gehörige Licht setzen können. Mußt ich mir nicht schmeicheln: daß sie sich bemühen würde, die Richtigkeit meiner Behauptungen zu bezeugen, ihren Nutzen bekannt zu machen? Ich wandte mich in dieser Hoffnung an die Fakultät, allein der Erfolg betrog meine Wünsche und anhaltende Geduld. Endlich fühlte ich, vom Neid, heimlichen Anschlägen und Verleumdungen ermüdet, vielleicht auch von der Stärke der Seele getrieben, die einem Manne, welcher die Wahrheit auf bisher unbetretenem Wege verfolgt, unent-

behrlich ist, die Nothwendigkeit, mich zu erholen und einige Reisen schienen mir das schicklichste Mittel, um von meinen, eben so langen als beschwerlichen Geschäften auszuruhen.

Ohne eine bestimmte Absicht erreichte ich im Februar 1778 Paris. Hier machte man mir Hoffnung, glücklicher als in meinem Vaterlande zu seyn und ich ließ mich bewegen, der dortigen Akademie der Wissenschaften die mein Lehrgebäude betreffenden Sätze zu überreichen, allein sie wurden nicht vortheilhaft aufgenommen und bei der königl. Gesellschaft der Aerzte in Paris hatte ich kein besseres Schicksal.

Endlich veranlaßte mich Herr d'Eston, erster Leibarzt des königl. Herrn Bruders: Grafen von Artois, und Mitglied der medicinischen Fakultät in Paris, mich an seine Fakultät zu wenden. Nun setzte uns der Vorgang mit der Akademie der Wissenschaften und der Gesellschaft der Aerzte in die Nothwendigkeit, uns gegen die Wirkungen des Vorurtheils sicher zu stellen und zwei ganze Jahre wurden dazu verwendet. In den ersten Monaten suchten wir die Gesinnungen verschiedener Aerzte, wie auch anderer Gelehrten zu vereinigen und ich verabsäumte keine schickliche Gelegenheit, um mit ihnen bekannt zu werden.

Im Jahre 1779 ließ ich eine Abhandlung über meine Methode drucken. Bald darauf vereinigten sich drei bekannte Aerzte mit Herrn d'Eston, um die Erfahrungen über den thierischen Magnetismus zu beobachten. Eine Folge von diesem war, daß Herr d'Eston seine Beobachtungen im Drucke herausgab. Endlich glaubten wir alles hinlänglich vorbereitet zu haben und ich ersuchte Herrn d'Eston, der pariser medicinischen Fakultät die Mittel vorzulegen, die ich für die schicklichsten halte, alle Zweifel zu zerstreuen, die in der wichtigen Frage, die ich ihren Einsichten vorzutragen gesonnen war, etwa gemacht werden könnten. In dieser Absicht übergab ich ihm einen von mir geschriebenen Aufsatz, in dem ich schließlich die Fakultät ersuchte, mit mir gemeinschaftlich eine bestimmte Anzahl Kranke in die Kur zu neh-

men, und zwar so, daß sich die Wirkungen der neuen Heilart mit denen der alten vergleichen ließen.

Jedermann sieht in diesem meinem Betragen das redliche frei. Ja, ich schmeichle mir, daß auch, weder in der Schreibart, noch im Ganzen, irgend etwas befindlich ist, welches die Gesellschaft, an die ich mich wandte, hätte übel nehmen können.

Endlich hielt auf Herrn d'Estons Vorstellung die Fakultät eine völlige Versammlung.

Herr d'Eston las meine Sätze vor, unterstützte sie durch eine Rede und legte beide in der Urschrift zu den Akten.

Am nämlichen Tag, in der nämlichen Versammlung, wurde Herr d'Eston aus dem Verzeichniß der Mitglieder der Fakultät ausgestrichen, aus der Ursache, weil er seine Beobachtungen über den thierischen Magnetismus herausgegeben habe. Meine Vorschläge aber wurden mit Geringschätzung und Heftigkeit verworfen.

Gleich anfänglich machte das gegen Herrn d'Eston und mich beobachtete Verfahren der Fakultät in Paris einen allgemeinen Lärm und Unwillen. Als aber die erste Hitze vorüber war, kam man geschwind so weit, den thierischen Magnetismus bloß als einen Unterhaltungsstoff anzusehen. Jeder glaubte, bei diesem Anlasse könne er seinen Verstand zeigen und man spricht auch jetzt in der That in Paris von ihm nicht nach Gründen, sondern je nachdem man sich an einem Orte befindet, nachdem die Leute sind, mit welchen man spricht und nach der Stellung der Gesellschaften, in die man verwickelt ist.

Beschützende Gönner, Anhänger, Gegner, Gelehrte aller Art, Herr d'Eston, der thierische Magnetismus, meine Kranke und ich, sind bald abwechselnd, bald auf einmal, der Gegenstand des Scherzes, womit sich das müßige Paris wenigstens eben so oft, als die französische lustige Laune unterhält. Franzosen, welche ihre Nation aus dem Grunde

zu kennen glauben, behaupten: daß es Frankreich unmöglich sey, einem vernünftigen Grunde Gehör zu geben, ohne ihn vorher durch tausend elende Schlüsse bekriegt zu haben. Ist es wahr, so sehe ich dem Augenblicke wirklich entgegen, wo man mich mit der äußersten Aufmerksamkeit anhören wird: denn die Menge von abgeschmackten Urtheilen, zu denen ich unverschuldet Stoff gab, ist ganz unglaublich.

Inzwischen befand sich Herr Le Roi, Direktor der Akademie der Wissenschaften zu Paris, unter meinen Bekannten. Er hatte vielen von meinen Versuchen beigewohnt, die Wirklichkeit meiner Entdeckungen anerkannt, schien die Folgen gründlich zu schätzen und Theil an ihrem glücklichen Erfolge zu nehmen.

Ich machte ihm kein Geheimniß daraus: daß mich der wenige Antheil, den die Akademie an meinen Eröffnungen nehme, ungemein befremde und daß ich ihre Gleichgültigkeit bei einer das Wohl der Menschheit betreffenden Frage, gar nicht fassen könne.

Herr Le Roi bot mir bei der Akademie seine Vermittlung an, wenn ich mich entschließen wolle, einen zweiten Versuch zu wagen. Ich gab ihm die mein System betreffenden Sätze und wir bestimmten den Tag, an dem ich in der Akademie erscheinen sollte, um selbst Zeuge von seinem Vortrage zu seyn. Ich hielt Wort und kam zeitig genug, um zu sehen, wie sich die Akademie der Wissenschaften in Paris versammle.

So wie die Mitglieder ankamen, trat eine Partie da, die andere dort, zusammen, von welchen sich vermuthlich eine jede über wissenschaftliche Fragen unterhielt. Ich vermuthete, daß wenn die Gesellschaft zahlreich seyn würde, um für vollständig gehalten zu werden, so werde sich die bisher getheilte Aufmerksamkeit auf einen Gegenstand heften, aber ich betrog mich. Jeder setzte seine Unterredung fort und vergebens bat sich Herr Le Roi, als er sprechen wollte, Stille und Aufmerksamkeit aus. Er wiederholte seine Bitte,

wurde aber von einem Mitgliede darüber getadelt: er dürfe hier keine Stille und Aufmerksamkeit erwarten, er könne ja die Schrift, die er wirklich vorlese, zu den Akten legen, oder den Mitgliedern auf irgend eine andere Art bekannt machen. Herr Le Roi kündigte einen zweiten, neuen Gegenstand an, war aber nicht glücklicher. Ein anderes Mitglied bat ihn sehr artig, er möchte doch lieber etwas anderes vornehmen, es mache Langeweile. Le Roi wollte eine dritte Abhandlung vorlesen, und nun rief ein drittes Mitglied: ach! dieß ist ja blose Marktschreierei! Zum Glücke für mich, war noch kein Wort von mir gesprochen worden. Ich verlor ganz den Faden der angestellten Sitzung der Akademie, dachte über die Hochachtung nach, die ich immer für die Akademie der Wissenschaften in Paris hegte, und dachte: wie Vieles verehrt man in der Ferne, das in der Nähe erstaunlich verliert. —

Endlich weckte mich Herr Le Roi aus meinen Träumen auf, sagte mir: daß er von mir sprechen wolle. Ich aber bat ihn sehr lebhaft, die Sache lieber auf einen andern Tag zu verschieben. „Mich dünkt," sagte ich, „diese Herren sind heute sehr übel aufgeräumt. Man erwies Ihnen nicht die gehörige Achtung. Ist es wohl zu erwarten, daß man hier für einen Fremden, wie ich bin, mehr thun werde? Auf jeden Fall wünsche ich bei dieser Vorlesung nicht gegenwärtig zu sein." Und ich wäre auch in der That weggegangen, hätte Herr Le Roi meine Bitte abgeschlagen.

Wie die Versammlung angefangen hatte, so endigte sie sich. Ein Mitglied schlich sich nach dem andern weg, und bald waren nur noch zwölf Personen da, die Herrn Le Roi neugierig genug machte, daß sie mich baten, Versuche zu machen.

. . . .

Man vereinigte sich dahin, ich sollte keine Kranke annehmen, deren Zustand nicht vorher von Aerzten der Pariser medicinischen Fakultät untersucht worden, um dann den Er-

folg der Kur nach Beendigung derselben durch abermalige Untersuchung von derselben beurtheilen zu können.

Ich band mich genau an diese genommene Abrede, begab mich im Mai 1774 mit einigen Kranken in das zwei Stunden von Paris entlegene Dorf Crebell und schrieb den folgenden 22. August folgenden Brief an Herrn Le Roi:

„Mein Herr!

Ich hatte in Paris oft die Ehre, mich mit Ihnen, als dem Direktor der Akademie der Wissenschaften, über den thierischen Magnetismus zu unterhalten. Auch einige Ihrer Mitglieder sprachen mit mir über den nämlichen Gegenstand. Sie scheinen durch meine vor Ihren Augen angestellten Versuche von der Existenz desselben fühlbar überzeugt zu seyn. Ich übergab Ihnen meine kurzen Sätze davon, um sie der Akademie vorzulegen. Auch dem Herrn Grafen von Maillabois händigte ich einen denselben betreffenden Aufsatz ein. Sie beide scheinen zu wünschen, daß ich auch den Nutzen meiner Entdeckungen durch Erfahrungen beweisen möchte. In dieser Absicht übernahm ich die Kur verschiedener Kranken, welche, dieß Vorhaben zu befördern, die Güte hatten, sich in das Dorf Crebell, wo ich mich seit vier Monaten aufhalte, zu begeben. Ohngeachtet ich nun noch nicht weiß, wie die Akademie über meine Sätze denkt, so bin ich doch so frei, dieselbe durch Ihre Vermittlung, und Sie, mein Herr! besonders einzuladen, um den Nutzen des thierischen Magnetismus bei den eingewurzelsten Krankheiten durch ihren Augenschein zu bestätigen. Die Kuren gehen mit diesem Monat zu Ende und ich schmeichle mir, daß Sie die Güte haben werden, mir die Gesinnungen der Akademie, wie auch den Tag und die Stunde zu melden, wenn ich die Ehre haben soll, einen Besuch von ihren Abgeordneten zu erhalten, damit ich doch Anstalt zu ihrem Empfange machen kann. Ich habe die Ehre u. s. w."

Diesen Brief fand die Akademie nicht für gut zu beant-

worten. Nun lag mir daran, zu erfahren, was vorgegangen war. Man versicherte mich: Herr Le Roi sei wirklich so gütig gewesen, der Akademie mein Schreiben vorzulegen, aber durch die Herren d'Aubenton und Vicq d'Azir verhindert worden, es vorzulesen: denn diese Herren hätten sich förmlich dafür erklärt: man solle sich mit meiner Entdeckung gar nicht beschäftigen.

Herrn Vicq d'Azirs Betragen befremdete mich nicht, wohl aber des Herrn d'Aubentons. Der in Schriften und Ruhm nacheifernde Mitgenosse eines unsterblichen Mannes, der vertraute Freund des berühmten Sängers, den Frankreich und die Natur wetteifernd verehren, hätte nie vergessen sollen, daß wenn er mit sicherem Schritt an Herrn Buffons Seite der Nachwelt entgegeneilt, es gewiß in der Absicht geschieht, um auf einem Thron von unbegreiflichen Wundern zu ruhen.

Da erwarte ich ihn, um ihn zu fragen: Mit welchem Rechte er zur Natur sagte: „die Schranken deiner Macht liegen noch diesseits der Laufbahn, von der Meßmer selbst gesteht, daß ich sie durcheile."

Und nun habe ich eine genaue treue Erzählung von meinen Verbindungen mit der Pariser Akademie der Wissenschaften gemacht.

Es ist sonnenklar;

1) Daß ich die Pariser Akademie der Wissenschaften um ihre Unterstützung ersucht habe.

2) Daß ich Versuche angestellt, Kranke in die Kur genommen habe, die Akademie zu überzeugen.

3) Daß sie sich aber auch sehr wenige Mühe gegeben hat, überzeugt zu werden.

Und mehr verlange ich nicht."

3.

Lavaters Aeußerungen über den Magnetismus.

(Aus dessen Lebensbeschreibung, herausgegeben von seinem Tochtermann, Georg Geßner, ausgezogen.)

Ich glaube jetzt noch nicht an Meßmers ganzes System, obgleich ich mich nicht vermesse, unerhörter und frecher Weise über einen Mann abzusprechen, dem das Schicksal ein Geheimniß der Natur vertraut zu haben scheint, wie ich denn überhaupt allen, besonders nachtheiligen Entscheidungen über Menschen, von berühmten oder unberühmten Namen immer mehr von Herzen abzusterben trachten will — an Meßmers System glaube ich jetzt noch nicht ganz; aber ich glaubte, was ich von respektabeln Augenzeugen hörte, und glaube nun, was ich wohl zwanzigmal mit meinen eigenen Augen gesehen, mein Bruder, ein gewiß verständiger Arzt, der seltene Gabe hat, zwei Gaben, deren jede an sich sehr selten ist — die, scharf zweifeln, und die, fest glauben zu können, glücklich mit einander zu vereinigen, mehr als hundertmal mit eigenen Augen gesehen hat, und was jeder alle Tage sehen kann, „daß eine Kraft in dem Menschen ist, die durch eine gewisse Berührungsart in den andern hinübergehen kann, und die frappantesten und bestimmtesten Wirkungen hervorbringt: „ich glaube, daß einige vielleidende sensible, besonders mit Nervenbeschwerden äußerst geplagte Personen durch die Operation, die man, ich weiß nicht, ob mit Recht Magnetisation nennt, in einen divinatorischen Schlaf versetzt zu werden pflegen, in welchem sie nach der Beschaffenheit ihrer Organisation, ihres Charakters, ihrer Leidensumstände, viel feinere Wahrnehmungen machen, als sie beim Wachen zu thun vermögend sind, und Dinge, die sie und ihre Gesundheitsumstände betreffen, oft mit der pünktlichsten Genauigkeit vorher bestimmen.

Ich kann von meinem Leben nicht überzeugter seyn, wie davon, daß ich dadurch die Beschwerden meiner Frau auf die augenscheinlichste Weise erleichtert, und bei jeder neuen Regung so zu sagen, auf der Stelle wieder zu erleichtern vermögend bin. Mag nun alle Welt darüber lachen oder seufzen, das soll mich im Allermindesten nicht irre machen, ich weiß, was ich weiß, und sehe, was ich sehe. Glaubt's nun, oder glaubt es nicht; sey's nun Einbildung oder Wirklichkeit. Wenn ich durch Einbildung gesund bin, oder gesund mache — willkommen wohlthätige Einbildung! dich will ich lieber, als Wirklichkeit, die mich und Andere krank macht.

An Spalding Sohn schrieb er im October 1785:

Ich, Schwärmer, rufe immer: untersuchet! und kann es bei Andern nicht dazu bringen, die Philosophen heißen, und sich über meine Schwärmerei moquiren. — Bemerke ruhig, mein Lieber! der Magnetismus ist eine neuentdeckte Kraft der menschlichen Natur, eine Naturkraft. Nun ist jede Entdeckung einer Naturkraft wichtig, am wichtigsten, wenn sie im Menschen haftet, und für Menschen wohlthätig ist. Wer sich gegen eine wohlthätige Wirkung der Natur empört, ist nicht unser Freund. Jede Wirkung, die wohl thut, die einen positiven Anfang hat, ist von uns anders nicht als eine positive Action dessen, der Alles in Allem wirkt — von uns, die wir einen Alles in Allem Wirkenden, oder einen Gott annehmen, anzusehen. Ihm ist dafür zu danken; Er ist dadurch als mächtig und wohlthuend erkennbar. Durch dieß Gefühl wird unsere Erkenntniß einer Kraft — religiös.

Nun hat sich die längst durch Millionen verlachte Aeußerungen bewiesene Exaltationskraft oder Divinationskraft im Menschen einmal durch ganz entscheidende Fakta unwidersprechlich gemacht — dieß vorausgesetzt, was thue ich? — ich verehre diese nun sich zeigende Kraft, als

einen Strahl der Gottheit, als einen königlichen Stern der menschlichen Natur, als ein Analogon der unendlich vollkommneren prophetischen Gabe der Bibelmänner, als eine von der Natur selbst mir dargebotene Bestätigung der biblischen Divinationsgeschichten und das Mittel, diese Exaltation zu bewirken. — Handle ich unrecht?

Ich glaube mit Recht einen jeden Menschen und ein jedes Jahrhundert oder Jahrzehnt erzschwach, krankhaft, armselig, nervenlos und unphilosophisch nennen zu können, das sich sogleich gegen Alles, was Glauben heißt, empört, und doch alle Momente genöthigt ist, nach Glauben und Glaubenstakt zu handeln, unaufhörlich von Untersuchung spricht und unaufhörlich jammert, wenn man untersucht und untersuchen heißt, das denselben kränkenden Ekel, dieselbe altweibische Furcht, denselben unversöhnlichen Haß zum Voraus hat gegen jede neue Entdeckung, die nur vielleicht eine neue große Seite der Menschheit zeigen könnte, wie alle von diesen furchtsamen Schwachköpfen als Schwachköpfe verlachte, orthodoxe schwachmüthige Köhlergläubige vor Allem haben, was nur den Schein von Reformation haben könnte, — die mit einem kleinmüthigen Eigensinn die einmal gezogene Grenze ihres Wissens so scharf bewachen, daß sie jede Einfuhr einer neuen Wahrheit wie schrecklich strafbare Contrebande verwahren. Kannst du sagen, daß dieses nicht der Geist unseres Jahrzehnts sey, und ist der nicht unwissend, der es nicht sieht, und lumpig schwach, der es nicht sagen darf, wie ihn immer das Gelächter dieser schalen Köpfe angrinzen möge."

Wenn nur, schreibt er darüber an Garve, Charlatans nicht Alles ekelhaft machen, und Schurken nicht Alles entheiligen, und Schwärmer aus etwas sehr Natürlichem keine Wunder machen. Das bezeuge ich, es mag geglaubt werden oder nicht, daß ich, lange ehe ein Wort von Magnetismus geredet ward, ohne an so was zu denken, Wirkungen, die mich in Erstaunen setzten, wahrgenommen habe, von denen

ich nun beinahe gewiß bin, daß sie von demselben Principium herrühren, Wirkungen, die Wunder ähnlich scheinen, Alles aber in der Natur des Menschen ist natürlich. Wille und Liebe scheinen die Haupttriebkräfte der Menschheit zu sein. Ich weiß nicht, was für den Philosophen merkwürdig ist, wenn es solche Phänomene unserer Natur nicht sind, ich sage unserer Natur, denn mir kommt kein Sinn, aus etwas Natürlichem etwas Uebernatürliches zu machen. Was in dem Menschen ist und in ihm vorgeht, nach gewissen Regeln in ihm wie jede andere Empfindung erregt werden kann, ist gewiß natürlich, wenn etwas in der Welt natürlich heißen kann. — Nicht um mich ist es mir zu thun, auch nicht einmal um den Magnetismus, denn da geht es mir, die Wahrheit zu gestehen, wie Cheddan Jerrubel: Ist er Gott, so helfe er sich selber! sondern um den Geist des Zeitalters ist es mir zu thun, daß einmal dem Redlichen und Weisen die Augen aufgehen.

In einem Brief an Kampe über eben diese Materie leitet ihn der Gang seiner Ideen auf folgende Aeußerung:

Der Menschheit ist möglich, was Menschen thaten; was Menschennatur vermag, ist der Menschheit natürlich. Bedurften die Menschen, welche sogenannte Wunder verrichteten, Einflüsse, Berührungen höherer Wesen, nähere Gemeinschaft mit Einem oder mehrerer Wesen, die sie Götter oder Gott nannten, so war es also der Menschheit möglich, sich mit höhern Wesen zu associren. Es war diesen Menschen wenigstens natürlich, d. h. es lag in ihrer Natur, sich mit analogen, mehr wissenden, mehr vermögenden Wesen, nach denen sie ein Bedürfniß gehabt haben mögen, zu verbrüdern.

Alle Colombe sind Menschen, aber nicht alle Menschen sind Colombe. Alle Wunderthäter sind Menschen, aber nicht alle Menschen Wunderthäter. Dennoch liegt in Allen etwas von dem, was Colomb zum Entdecker von Amerika, die Wunderthäter zu Wunderthätern machte. Es sind viele Berufene, wenig Erwählte.

Nicht der einzelnen Wunderthaten wegen halte ich Christum für das non plus ultra (das Höchstmögliche) aller erkennbaren Göttlichkeit — sondern Alles zusammengenommen, besonders die Aussprüche und Zeugnisse seiner selbst und der Apostel von Ihm überzeugen mich, daß er das ganz in sich habe, wodurch Alles worden ist, was geworden ist.

Ich glaube, alle Menschen haben etwas von dem in sich. Alle Menschen sind Ebenbilder und Kinder Gottes. Christus ist der Prototypus Aller; Er vereinigt Alles, was in Allen zerstreut ist, auf die vollkommenste Weise, so daß Gott nie göttlicher erscheinen kann, als in Ihm und durch Ihn. Christus Verdienst scheint nur darin zu bestehen, des Menschen Gotteswürde theils in sich aufgeschlossen, theils durch sich rehabilitirt zu haben. Die Bibel ist eine Geschichte des göttlichen Ebenbildes. Je mehr der Mensch sich an das Haupt der Menschheit anschließt, auf dieß seine Aufmerksamkeit hinheftet, Sinn für dieß hat, desto mehr entwickeln sich in ihm, reifen in ihm, äußern sich durch ihn — göttliche Trefflichkeiten. Er wird, was er ist, durch das Mitseyn analoger Wesen außer ihm, die ihn auf mannichfaltige Weise berühren; aber immer ist und bleibt er Mensch. Das Wort Wunder hat Alles verdorben. Nothwendig war es, und bleibt es, wie das Wort Talent und Genie, aber man hat die blos relative Bedeutung desselben nicht genug beherzigt. Meiner Vorstellungsart ist keine Wunder- und Zaubergeschichte, kein Magnetismus, kein Effekt hysterischer Symptome, kurz nichts entgegen, ich darf mich nie martern, irgend eine erweisliche und erwiesene Geschichte erst gegen alle Regeln der Logik Billigkeit und Menschlichkeit wegzusophistisiren, oder wegzudespotisiren — Alles liegt in dem Menschen, Magnetismus oder Fieber, Einflüsse der Geister oder Handauflegung bringen nichts hinein, erwecken nur, was da ist, halb oder ganz, dishar-

monisch oder harmonisch, fragmentweise im Unchristen, ganz und harmonisch im Christen.

Inwiefern — schreibt L. — der Magnetismus mit Religion und Christenthum zu verbinden und nicht zu verbinden sey — diese Frage scheint einer scharfen Prüfung und einer gewissenhaften Beantwortung für alle Verehrer der Wahrheit und des Christenthums äußerst würdig und wichtig.

Die Summe des christlichen Glaubens ist meines Erachtens: Alles von Gott: Alles durch Christum. — Alles zum Heile, zur möglichen Vervollkommnung, Gottesverähnlichung der Menschheit. Christus, der Gottähnlichste will eine Societät, ein Reich von sich Aehnlichen bilden, stiften, vermehren und ewig erhalten. Der Schrift zufolge ist nicht das Mindeste, weder in der sichtbaren noch in der unsichtbaren Welt, welches nicht von Gott herrühre, abhange, nicht unter seiner Disposition stehe, nicht das Allermindeste, nicht das Allergrößte. Nicht, was zwischen dem Geringsten und Größten in der Mitte steht, welches nicht Christo zum Eigenthum geschenkt, oder seiner Disposition nicht unterworfen sey. Dein ist jeder Stern und jeder Funke, die Sonne und der Sonnenstaub, und in einem ganz besonderen Sinne, die Erde, das Menschengeschlecht und am Seinigsten die Gläubigsten an Ihn, als den Erbherrn aller Dinge, den Repräsentanten der Allmacht, das erste Werkzeug der ewigen Weisheit, das lebendige Ebenbild der Alles belebenden Liebe.

Ohne den Logos (Christus) ist auch nicht Eins von Allem, was ist, also auch keine, weder längst bekannte, noch neubekannte, noch allenfalls noch zu entdeckende Kraft der Menschheit. — Alle knüpft der erleuchtete Christ an Christus an — Alle leitet er aus einer Quelle her — das, was man natürlich oder übernatürlich, alltäglich oder wunderbar nennen mag.

Das Leben des Menschen ist ein vielfaches Eins von Kräften, die alle zusammengenommen das ausmachen, was man Ihn nennt. Jede wirkliche unläugbare Kraft des Menschen gehört auf irgend eine Weise zu Ihm selbst. Die Verstandeskraft des menschlichen Geistes ist so Gottes, so der Regierung Christus unterworfen, wie seine Willenskraft — das Talent der Dichtkunst eben so sehr, wie das der Beredtsamkeit, das medicinische Genie, wie das chirurgische, das mathematische, wie das sogenannte magnetische. Alles, oder keines von Gott durch Christus, — Alles oder keines mittelbar oder unmittelbar zum Besten der Menschen.

Alles, was belebt, erfreut, lebender und freier macht vom Druck entlastet, des Daseyns gewiß und froh macht, ist als solches gut, und insofern es gewollt wird, sittliche Tugend, insofern es zum Heile der Menschheit abzweckt, menschlich, insoferne es von Gott hergeleitet, um Gotteswillen gethan wird, religiös, insoferne Christus als miteinfließend, mitwirkend oder auf irgend eine Weise mit determinirend betrachtet wird, christlich, der kennt weder Christus noch das Christenthum, der es nicht begreifen kann, daß man Religion mit der gemeinsten menschlichen Handlung verbinden, daß man im Namen Christi essen und trinken kann. Es ist sublimes Christenthum, mit jeder andern physischen Handlung, von welcher Art sie immer sey, die Hinsicht auf Christum, die Vergegenwärtigung Seiner, die Herleitung der Kraft oder der Gabe von Ihm, die Absicht, Ihm Freude zu machen, innigst zu verbinden. Mit diesem Sinne wird der christliche Hausvater sein ausgetheiltes Brod, wenn ich so sagen darf, tingiren und segnen, der Arzt seine dargereichte Arznei, und der Magnetiseur die ihm innewohnende oder gegebene Heilkraft.

Es ist nichts, das Aberglauben und Dummheit, Schwärmerei und Leidenschaft nicht mißbraucht, nicht in einen übeln Ruf gebracht haben. Je weißer ein Kleid ist — desto eher wird es befleckt, je heiliger eine Sache, desto eher profa-

nirt. Das macht den erleuchteten Christen zwar äußerst vorsichtig, aber nicht irre. Das Gute ist ihm gut, das Wahre wahr, das Heilige heilig, und wenn es von Zehntausenden entheiligt, und wie schändlich es immer entweiht würde. Nichts respektables verliert durch seine Violabilität.

Ich bin völlig überzeugt, daß das, was man Magnetismus zu nennen pflegt, sehr leicht dem schändlichsten Mißbrauch unterworfen ist; aber das soll mich nicht irre machen, auch diese der Menschheit anvertraute Kraft, als einen heiligen Strahl der Gottheit, wie jede andere wohlthätige Kraft des Menschen, als einen heiligen Strahl der Alles in allen wirkenden Gottheit zu verehren, und alle, denen es darum zu thun ist, Gott in der Menschheit zu kennen und zu ehren, auch durch dieses neuentdeckte Mittel menschliches Elend zu erleichtern, aufmerksam zu machen.

Ich weiß nichts, wodurch das Christenthum mehr in den Verdacht der Unzuverläßigkeit kommen kann, als durch die leiseste Aeußerung von Furcht, daß irgend etwas Wahres, Wirkliches entdeckt werden könnte, welches demselben in dem Geist eines wahren Weisen nachtheilig seyn dürfte. Für den Schein der Nachtheiligkeit aber darf der Christ oder der Bibelverehrer völlig unbekümmert seyn. Wenn es wahr, wenn es Gottes Sache ist, so muß Alles, was demselben nachtheilig zu seyn scheint, demselben in der That vortheilhaft seyn von Adams Sünde an bis auf die Kreuzigung Christi, von den egyptischen Zauberern an bis auf Simon den Zauberer.

Den Reinen ist Alles rein, und den Unreinen Alles unrein. Der Weise handelt immer so, daß er es vor Gott, vor seinem Gewissen und vor allen weisen und guten Menschen verantworten darf, und läßt sich nichts angelegner seyn, als daß er jede Kraft des Leibes und der Seele, der Erkenntniß, der Liebe, des Glaubens demuthsvoll und vertrauensvoll, als herfließend von Gott, erweckt und in Harmonie gebracht, durch Christum, unterhalten und angehaucht

von dem göttlichen Geiste, zum möglichsten Heil und Segen seiner Nebenmenschen anwendet.

4.

Ueber animalischen Magnetismus.

Urtheil eines Mathematikers. *)

„Die Theorie der Wahrscheinlichkeitsrechnung lehrt auch über die Existenz und den Einfluß gewisser Ursachen urtheilen, denen man eine bedeutungsvolle Wirkung auf organische Geschöpfe zuschreiben zu müssen geglaubt hat. Die feinsten und empfindlichsten Werkzeuge, die wir anwenden können, um eine Art unsichtbar wirkender Naturkräfte (**les agens imperceptibles de la nature**) genauer zu beobachten, sind die Nerven, zumal wenn ihre Reizbarkeit noch durch besondere Umstände erhöht wird. Durch ihre Vermittlung hat man jene schwache Electricität, die sich bei dem Contact zweier ungleichartiger Metalle äußert, zuerst entdeckt, ein weites Feld zu fernern Untersuchungen für Physik und Chemie. Auffallende Erscheinungen, die aus einer ungewöhnlichen Reizbarkeit der Nerven entspringen, veranlaßten auch die noch immer getheilten Meinungen über ein eigenes neues Agens, das man mit dem Namen des animalischen Magnetismus bezeichnet, über die Wirkung des gewöhnlichen Magnetismus, über den Einfluß von Sonne und Mond auf gewisse Nervenzustände, und über die Möglichkeit eines Eindrucks auf dieselben, den nahe Metalle oder fließende Wasser hervorbringen könnten. Begreiflich würde

---

*) **Théorie analytique des probabilités, par Mr. le Comte Laplace.** (Paris 1812.) — Ohne vorerst über einen so schwierigen Gegenstand zu entscheiden, gibt Laplace in dieser Stelle die Bedingungen an, unter welchen allein Entscheidung möglich ist: strenge Umsicht, Vervielfältigung der Beobachtungen und Abwägung einer Reihe derselben nach allgemeinen mathematischen Gesetzen der Wahrscheinlichkeit.

die Wirkung aller dieser Ursachen nur schwach seyn, und durch eine Menge zufälliger Umstände leicht gestört werden können; der Schluß von dem Mangel einer sichtbaren Wirkung in gewissen Fällen auf die Nichtexistenz der Ursache würde daher nicht gültig seyn. Ueberhaupt sind wir noch so weit davon entfernt, alle in der Natur wirkende Kräfte zu kennen, daß es nicht sehr philosophisch wäre, das Daseyn von Phänomenen zu leugnen, einzig aus dem Grunde, weil sie aus dem bisherigen Umfange unsrer Kenntnisse nicht erklärbar sind. Aber gerade, je schwieriger es scheint, solche Phänomene als wirkliche Thatsachen in den Kreis unsrer Erfahrungen aufzunehmen, eine desto größere scrupulösere Aufmerksamkeit müssen wir der Prüfung derselben widmen. Und hier ist es, wo die Probabilitäts-Theorie sich uns als unentbehrliches Hülfsmittel anbietet; sie lehrt uns bestimmen, bis auf welchen Grad man die Beobachtungen und Erfahrungen vervielfältigen müßte, um das Daseyn des Agens, welches sie vorauszusetzen scheinen, wenigstens so wahrscheinlich zu machen, daß alle Gründe, die sich dagegen anführen lassen, weit überwogen werden."

5.

Ueber Operationen während des magnetischen Schlafes.

Der **London and Paris Observer** vom 5. April v. J. theilt folgenden merkwürdigen Fall mit, welcher wegen der Wichtigkeit seines Inhaltes und seiner dem Anscheine nach der Wahrheit getreuen Schilderung manche Leser interessiren wird. Dieser Fall betrifft die Amputation eines Beines bei einer jungen Person während des magnetischen Schlafes, zu Cherbourg.

Miß Mary D'Abband, 17 Jahr alt, hatte seit mehreren Jahren in Folge einer Verrenkung am rechten Fuße gelitten, weßhalb bereits schon vor drei Jahren eine Amputation desselben unvermeidlich erschien. Indeß da die Patientin

durchaus nicht zu einer Operation, welche selbst den entschlossensten Mann stets mit Furcht erfüllt, ihre Einstimmung geben wollte, so beschloß man zuletzt, zum Meßmerismus seine Zuflucht zu nehmen, und während des Schlafes ohne der Patientin Wissen die Operation zu vollziehen. Sie wurde deßhalb von M. Durand magnetisirt, welcher an einem glücklichen Ausgange durchaus nicht zweifelte. Der erste Erfolg des Magnetisirens bestand darin, daß Miß D'Alband's längst entschwundener Appetit und Schlaf sich wieder einstellte, und nachdem ihre Gefühllosigkeit den hinlänglichen Grad erreicht hatte, welcher zur Operation nothwendig schien, gab sie während ihres schlafwachenden Zustandes nicht nur ihre Einwilligung zu der Operation, sondern verlangte dieselbe ernstlich. Es wurde daher der Tag der Operation auf den 2. Oktober um halb 12 Uhr festgesetzt, und Miß D'Alband zur bestimmten Zeit, nachdem selbige in weniger denn fünf Minuten in Schlaf gebracht worden war, auf den Operationstisch gesetzt. Die nothwendigen Vorbereitungen wurden nun in ihrer Gegenwart unternommen, und M. Durand forderte, sobald er sich von dem hinlänglichen Grade ihrer Gefühllosigkeit überzeugt hatte, die Chirurgen auf, die Operation zu beginnen. Während jetzt rund umher die größte Stille herrschte, und die Assistenten mit scharf forschendem Auge die ruhige Haltung der Patientin beobachteten, machte Dr. Loysel einen Circularschnitt mit seinem Messer, und drang durch die Muskelparthien tief bis zum Knochen durch, so daß der größte Theil der Tibia und Fibula entblößt lagen. Das Blut strömte heftig hervor. Die beiden Lappen wurden abgeschnitten, das Periosteum durchgeschnitten und die Knochen durchgesägt; eine Ligatur um die blutenden Arterien gelegt, die Wunde gereinigt und mit den gehörigen Binden und Bandagen versehen; und dieses Alles geschah, ohne daß die Patientin das geringste Zeichen von Schmerz von sich gab. Ihre Haltung blieb ruhig und ungestört, ihre Hände waren

beständig frei, und selbst während der qualvollsten Augenblicke der Operation lächelte sie zu verschiedenen Malen, und unterhielt sich mit ihrem Magnetiseur. Der ganze Akt der Operation dauerte ungefähr eine halbe Stunde. Die Gefühllosigkeit war vollkommen und die Kranke wußte von nichts, was mit ihr geschah. Der Puls zeigte weder an Stärke noch an Frequenz eine Veränderung. Miß D'Alband wurde darauf sofort zu Bette gebracht und, nachdem man ihr noch eine Viertelstunde Ruhe gegönnt hatte, wurde sie, wie früher, allein durch den Willen ihres Magnetiseurs in einer Entfernung von zwei Metern geweckt. Sie öffnete hierauf die Augen, lächelte die um sie Herumstehenden an, und verharrte in diesem Zustande während zehn Minuten, ohne zu wissen, was mit ihr vorgegangen war. Frei von allen Schmerzen äußerte sie dann: „Ach, ich verstehe, welche Freude, o, herzlichen Dank, meine Herren!" Auf die Frage, ob sie sich nicht erinnere, während des Schlafes etwas empfunden zu haben, erwiederte sie: „ich weiß von nichts und habe durchaus keine Schmerzen gespürt." Der Frage, wie sie doch gleich beim Erwachen gewußt hätte, daß die Operation vollzogen sey, begegnete sie dadurch, daß sie dies aus der Erhöhung oberhalb ihres Knies (es war nämlich eine Vorkehrung getroffen, wodurch die Bettdecke vom Beine abgehalten wurde) geschlossen hätte, sonst es aber wahrscheinlich nicht sogleich wahrgenommen haben würde, da sie augenblicklich keine Schmerzen mehr empfinde. Sie war den Tag über sehr ruhig, und schlief während der Nacht gut. Eben so wohl erging es ihr am folgenden Tage. Am Montage den 6. Oktober wurde um 2 Uhr der erste Verband entfernt und die Wunde während des magnetischen Schlafes verbunden. Auch während des Verbindens, welches gewöhnlich sehr schmerzhaft ist, äußerte sie keine Empfindung, und nach dem Erwachen wußte sie nichts von dem, was mit ihr geschehen war. Von dem Augenblicke der Operation an (bereits waren 10 Tage verflossen) zeigte

sie fortwährend eine auffallende Heiterkeit. Kein schlimmes Symptom stellte sich ein, selbst nicht jene nervöse Aufregung, welche so gewöhnlich nach schmerzhaften Operationen eintritt. Die Wunde ist nun fast geheilt, und die Aussicht einer baldigen Beendigung der Kur vorhanden, welche auch wirklich nach wenigen Tagen erfolgte.

Nachdem dann noch am Schlusse auf die Wichtigkeit und den großen Nutzen dieses Verfahrens bei chirurgischen Operationen hingewiesen worden ist, folgen die Unterschriften derjenigen, welche bei der Operation zugegen waren: Delente, Director des Militärhospitals zu Cherbourg; Mary D'Alband; Loysel, Dr. med.; P. C. Gibon; D. M. P., Dr. med.; Durand, Prof. der Philosophie; L. Daragon, Professor. (Wes. Zeitg.)

Die allg. Zeitung berichtet aus Calcutta, daß ein dasiger junger Arzt, Namens Esdail, den magnetischen Schlaf als Schmerzstiller bei seinen Hindupatienten anwendet. Er habe bereits 120 Eingeborne operirt, alle im magnetischen Schlaf, in den er sie gebracht habe; nie habe einer auch bei der tiefeingreifendsten Operation einen Schmerzen empfunden. Es war schon Meßmer bekannt, daß durch die magnetische Manipulation Menschen in einen Zustand versetzt werden können, in welchem sie von ihrem Körper bei einem Erwachen des innern Lebens, kein Gefühl mehr haben. Ich sah in solchen Zuständen des magnetischen Schlafes Personen die Hände mit brennendem Siegellack beträufeln, sie mit Nadeln stechen, sie hatten kein Gefühl davon. Eine durch magnetische Manipulation in Schlaf gebrachte Person sagte zu mir: „durch die magnetischen Striche und die Kraft, die durch solche in mich kommt, wird mein rohes physisches Leben eingeschläfert, daß es gleichsam in den Tod kommt.“ Wir sehen, daß der nun häufig bei Operationen zur Narkose angewendete Schwefeläther die gleiche Eigenschaften hat, gleiche

Entrückung des körperlichen und Erweckung eines innern Lebens, Hervorrufung seliger Träume, während an dem Körper die schmerzhaftesten Operationen gemacht werden. Was aber der magnetische Schlaf vor der Narkose des Schwefeläthers voraus hätte, wäre hauptsächlich, daß in ihm eine freiere Correspondenz des Geistes (ohne Gefühl vom Körper) nach außen bleibt; die Magnetischen bleiben mit dem, der sie in Schlaf versetzt, in Rapport, und sie können auch selbst nur durch ein Wort, ja selbst durch den bloßen Willen von ihm erweckt werden, was bei der Narkose des Schwefeläthers, die mehr einem Rausche gleicht, nicht der Fall ist. Es ist durch diesen ersten Umstand (der Correspondenz mit dem Operateur) dem Operateur die Operation erleichtert, der Grad ihrer Dauer wäre von ihm ganz abhängig, was beim Schwefeläther nicht stattfindet. Gewiß auch wären die Folgen einer Narkose durch Magnetismus gar nicht schädlich, während die durch Schwefeläther es doch nicht immer sind. —

Leider aber kann die Anwendung des Magnetismus bei Operationen nicht so allgemein stattfinden, wie die des Schwefeläthers. — Ich zweifle nicht, daß jener Arzt die Hindu, die der Natur noch näher stehen, als wir Europäer, zu solchem Zwecke durch seine Manipulation in magnetischen Schlaf gebracht, ich zweifle auch nicht an jenem obigen einzelnen Fall aus Frankreich, allein dieß wird bei andern Naturen seltener, bei sehr vielen gar nicht gelingen, indem es nicht sowohl eine große magnetische Kraft des Magnetisirenden, als eine große Empfänglichkeit des Magnetisirtwerdenden für diese Kraft voraussetzt, welche beide Bedingungen nicht so häufig stattfinden. Immer aber wäre bei Operationen, die sehr schmerzhaft sind, der Magnetismus als Schmerzenstiller zuerst zu versuchen, und nur in Fällen, wo kein magnetischer Schlaf durch ihn hervorgebracht werden kann, die Narkose durch Schwefeläther anzuwenden. Auch gibt es Fälle, z. E. bei Individuen, die zu Lungen-

blutflüssen geneigt sind, bei Kindern u. s. w., wo der Schwefeläther nicht angewendet werden kann, bei welchen dann ein Versuch, durch Magnetismus Schlaf hervorzubringen, gewiß geeigneter wäre.

K.

6.

Geschichte einer Idiosonnambulen bis zu ihrem Tode.

Von ihrer Mutter aufgeschrieben.

Susette B— zu Z. war am 5. April 1810 geboren. Ihre um ein Jahr ältere Schwester war in ihren zwei ersten Jahren gichterisch, so daß die Mutter, während sie Susetten unter dem Herzen trug, alle Augenblicke in Angst und Schrecken gerieth und aus diesen Gründen Susette schon im achten Monat zur Welt kam. Sie blieb bis in ihr zweites Jahr ein sehr schläfriges Kind und aß sehr wenig, und vom zweiten bis ins vierte war sie sehr blaß und mager, konnte aber schon vom zweiten Jahr an gut gehen. Von ihrem fünften Jahre an besuchte sie die öffentlichen Schulen, wo sie nicht nur nicht hinter ihren Geschwistern zurück blieb, sondern sie zeigte noch mehr Fähigkeit, Fleiß und Gewissenhaftigkeit als diese, mußte aber bei ihrer großen Reizbarkeit, mit mehr Nachsicht erzogen werden, auch schien immer Zwang mit ihrer Lebhaftigkeit verbunden zu seyn; so wuchs sie zu einer mehr als gewöhnlich großen, geschickten und fleißigen Tochter heran, zeigte aber dabei ein immer mehr überhand nehmendes, besonders eigenes Wesen in ihrem Gesichte; sie hatte einen sehr scharfen Blick und betrachtete damit jedermann scharf über die Nase; es war unmöglich, ihr dies abzugewöhnen. Vom vierzehnten Jahre an fing sie an zu kränkeln, bekam immer Seitenstechen, mußte sich manchmal 3—6 bis 8 Wochen im Bette aufhalten und fast immer mediciniren; ihre Perioden kamen unordentlich, stets hatte sie mit Verstopfungen, Herzklopfen und Beängstigungen zu kämpfen;

sie weinte viel, ohne zu wissen warum, äußerte aber, sie befinde sich hernach jedesmal besser. So wechselte es ab, bis in ihr neunzehntes Jahr. Da stellten sich Blutflüsse, Blutspeien und Husten mit Stechen ein, mußte doch nur selten das Bette hüten, schien in Gesellschaft sehr fröhlich und wollte nicht zugeben, daß sie krank sey. So ging es bis in ihr 21. Jahr Anno 1831, wo sich ihr Zustand verschlimmerte, sie wurde seltsam und wunderlich, so daß man sie beinahe nicht mehr zu behandeln wußte; ihre Geschwister ließen sich sehr viel von ihr gefallen, damit sie nicht gereizt würde, mehremale sagte sie aber: „habt doch Geduld mit mir, ich lebe doch nicht mehr lange, denn ich habe zu meinen körperlichen Beschwerden noch etwas in meinem Kopfe, das ich nicht beschreiben kann."

Schon ein Jahr vor ihrem eigentlichen sonnambülen Zustande, fing sie mitten in der Nacht zu beten oder zu singen an, oder wollte fortgehen, so daß die Mutter, von Susettens drei Schwestern, welche mit ihr in einem Zimmer schliefen, gebeten wurde, Susette zu sich zu nehmen, was denn auch geschah. Bald machte auch ihre Mutter die Bemerkung, daß oft mitten in der Nacht Susette betete, sang, oder schlafend fortgehen wollte, am Morgen aber wußte sie nichts mehr davon, wenn sie darüber befragt wurde.

So wechselte es den ganzen Sommer durch ab, sie verfertigte immer noch die feinsten Arbeiten, obschon das Seitenstechen und Blutspeien sie nicht mehr verließ; die halben Nächte mußte sie sitzend im Bette zubringen, demungeachtet war sie am Morgen wieder die erste an der Arbeit. Unter solchen Umständen kam der 9. November 1831 herbei, an welchem Abends, obgleich es ein Regentag war, sie sich anzog, um einige Besuche zu machen, man suchte ihr das auszureden, allein sie sagte, „wer weiß wann ich dann wieder ausgehe?" sie ging also, kam aber bald wieder frö-

stelnd nach Hause; dies war der Anfang ihrer Krankheit, also am 9. Wintermonat 1831.

Von diesem Tag an schlief sie ununterbrochen fort, man konnte ihr lange nichts zu essen beibringen; erwachte sie auf einen Augenblick, so verlangte sie Thee, auch die Arzneien konnte man sie nur unordentlich zu sich nehmen machen, denn sie war nicht zu erwecken; und erwachte sie auf einen Augenblick, so klagte sie nur über einen gräßlichen Schlaf. So ging es acht Tage lang bis zum 16. November, da traten fürchterliche Krämpfe ein, diese zogen sie bald in einen Knäuel zusammen, oder streckten sie auseinander, daß die Bettstatt krachte; bald glaubte man, sie müsse ersticken, denn sie holte oft fünf Minuten lang keinen Athemzug; bald weinte sie und bald war sie auch fürchterlich böse und theilte Schläge aus, so daß man sich sehr um sie herum in Acht nehmen mußte, dabei waren ihre Augen verschlossen, welche aber doch immer in Bewegung waren. Der Arzt behauptete, sie leide an einem hitzigen Fieber; dieser Zustand dauerte wieder acht Tage, bis zum 23. November; erwachte sie in dieser Zeit, so schien sie von allem nichts zu wissen und klagte nur über Mattigkeit.

Mit der dritten Woche stellten sich neue Anfälle ein; sie begann im Schlaf zu reden und versicherte, daß, obschon ihre Augen geschlossen seyen, so sehe sie doch alles im Zimmer und was darin geschehe, was z. B. ein Jedes arbeite rc., und wenn sie ihre Augen auch mit den Fingern öffne, so sehe sie doch nichts damit, aber dennoch sehe sie alles. Sie begehrte, daß man doch den Arzt befrage, was sie eigentlich für eine Krankheit hätte. Es währte nicht lange und sie erwachte; setzte sich im Bette auf und schien von dem, was sie geredet, nichts mehr zu wissen.

Von der dritten Woche an gab es beständig neue Auftritte und Besorgnisse, und immer mußten zwei Personen um sie seyn. Sie redete zwar öfters des Tags in Unordnung, aber dann mitunter Sachen, über die man erstaunen mußte.

Sie betete oftmals zwei Stunden lang und meistens in singenden Tönen, und mehrmals betete sie Lieder, die uns unbekannt waren. Als sie einmal mit einem solchen zu Ende war, besprachen wir uns darüber, woher wohl Susette dieses Lied haben möchte! Während diesem unserm Gespräch horchte sie immer, und sagte dann, als wir dieses beendigt hatten: „Dieses Lied werdet Ihr nirgends finden! aber denkt Euch nur nicht, daß ich's auswendig sage. Ich lese es aus einer Schrift! und wenn ich erwache, so werde ich nichts mehr davon wissen.“ Mit der Bemerkung, daß wir's im Kopfe behalten möchten bis sie erwache, sagte sie uns zwei Strophen von diesem Liede. „In einer Viertelstunde werde ich erwachen, dann befraget mich, ob ich dieses Lied kenne? Ihr dürft mir aber gar nicht merken lassen, daß ich im Schlafe rede, denn dies würde mich beunruhigen.“ Als sie erwachte fragte man sie (indem man ihr die zwei obigen Strophen vorsagte) ob sie nicht sagen könnte, wo dieses Lied zu finden wäre? Sie lachte darauf und sagte: „Seid doch nicht so einfältig, etwas mehr von mir wissen zu wollen, als Ihr wisset; wir sind alle in die gleichen Schulen gegangen, und erinnere mich auch nicht, dieses zu Hause irgendwo gefunden zu haben.“ Es verging kein Tag, daß nicht interessante Reden oder Schreckensmomente zum Vorschein kamen, denn die Krämpfe verließen sie keinen halben Tag, und manchmal kamen wir in die fürchterlichste Angst, Susette ersticke. Oft lag sie beinahe eine Stunde mit starr aufgeschlossenen Augen da, und während der ganzen Zeit dieses Daliegens bemerkte man keinen Athemzug an ihr.

Am 2. Dezember brach sie in ein plötzliches Entzücken aus; sie sagte: „Ich befinde mich in den himmlischen Gärten! — unsre Gärten oh! die sind nichts gegen diese, sie sind nicht werth, daß man nur von ihnen spreche! Oh! wenn ihr doch diese Blumen sehen könntet, diese Gerüche riechen würdet? Dies möchtet ihr aber nicht ertragen, es wäre

Euch zu heiter! denn wenn diese Gärten schon von hundert Sonnen beleuchtet würden, so könnte es nicht heller seyn! Wenn ich erst in die himmlischen Wohnungen komme! — Ich werde es beinahe nicht aushalten können rc." Sie erwachte bald aus diesem Schlaf nnd schien sehr vergnügt.

Der 4. Dezember war für Susette und uns ein sehr trauriger Tag, denn in ihrem hellsehenden Schlafe wurde sie das Sterben und den Tod ihrer besten Freundin und Base inne. Diese ihre Freundin war die Tochter einer Schwester von Susettens Mutter, eine schöne, starke und gesunde Person. Diese wurde den 3. Dezember Abends um 9 Uhr von Grimmen und Erbrechen befallen und Morgens um 9 Uhr war sie schon eine Leiche. In unserm Hause wußte man nichts, bis sie todt war! Susette war die ganze Nacht vom 3. auf den 4. Dezember sehr unruhig, sie jammerte immer nur, „es sey so traurig!" — drückte sich aber weiter nicht aus. Sie erwachte Morgens 7 Uhr, trank ein wenig Thee und klagte — sie habe die ganze Nacht so schwer geträumt — sie hätte immer mit Todten zu thun gehabt rc. Sie schlief bald wieder ein, und betete beständig Sterblieder und weinte.

Eine Viertelstunde vor 9 Uhr Morgens, des 4. Dezembers, kam die Magd aus dem Hause der kranken Freundin von S. und meldete deren Krankheit, und zugleich die Besorgniß, sie möchte ihrem Ende nahe sein, und deshalb wurde die Mutter von S. gebeten, sogleich zu der Kranken zu kommen. Susette ließ man von diesem Vorfalle nichts merken und da sie oben im Hause lag, so konnte sie also von allem nichts hören, was in den untern Zimmern gesprochen wurde.

Die Mutter von S. ging demzufolge zu ihrer trauernden Schwester, deren Tochter einen Augenblick vor ihrer Ankunft verschieden war, half ihr Leichengewand anziehn, und in ein anderes Zimmer legen; und da die traurende Mutter

nicht zu trösten war, auch sonst genug Leute da waren, kehrte Ss. Mutter wieder heim. Während Frau B. (Susettens Mutter, wie wir sie künftig nennen werden) abwesend war, soll S. sehr ungehalten gewesen seyn, über deren Abwesenheit, da sich etwas sehr wichtiges in der Verwandtschaft ereignet hätte. Sogleich nach ihrer Heimkehr begab sich Frau B. zu ihrer kranken Tochter S. und fand dieselbe ganz aufrecht in ihrem Bette sitzen, sie schien ganz natürlich wach, und sprach mit folgenden Worten zu ihrer Mutter. — „Mutter! Du bist bei einer Leiche gewesen, — jetzt bitte ich Dich, sage mir, wer in unserer Verwandtschaft gestorben ist, damit ich nicht selbst schauen muß! — Du erleichterst mir viel, wenn Du die Wahrheit sagst." Die Mutter wagte nicht den Vorfall ihrer Tochter zu erzählen, ohne vorher den Arzt darüber befragt zu haben, sie tröstete daher S. und wollte ihr begreiflich machen, daß man ihr in ihrer Krankheit aus Schonung nicht alles sagen könne und dürfe. S. antwortete: „Wenn Du mir jetzt die Sache nicht erzählst, so werde ich in einer Viertelstunde Alles wissen, aber es verursacht mir große Mühe, wenn ich meinen Geist von mir entfernen muß! — Hernach will ich dann nichts mehr wissen." — Sie legte sich darauf auf die Seite und schlief ein; es währte nicht lange — keine fünf Minuten — so konnte sie den ganzen Sterbensvorgang erzählen, Wer und Wie, und um welche Minute. Bei Allem betrübte sie am meisten, daß ihre Mutter nicht aufrichtig gegen sie gewesen seye. Sie sagte dann noch voraus, wann das Leichenbegängniß stattfinde! daß die Leiche von den Aerzten secirt werde, daß aber nichts dabei gefunden werde (wie auch wirklich der Fall war), denn die Tochter sey ganz gesund gewesen; der liebe Gott habe es so haben wollen! (dann brauchte sie folgenden Ausdruck): „Sie ist halt vom Tod überlaufen worden!"

Von diesem Tage an befand sich S. in ihren Schläfen

meistens in trauriger Stimmung mehrere Tage. War sie wach, so wußte man nicht, woran man mit ihr war, sie war sehr still und zeigte immer Mißtrauen; so ging es bis zum 8. Oktober, dann wurde sie wieder heiterer; im wachen Zustand war sie oft sehr aufgeräumt und fröhlich, und im schlafenden hatte sie oft eine wahre Engelsmiene. Am Abend schien sie in einem verklärten Zustande zu sein, und in diesem sprach sie Folgendes: „O! ich befinde mich im Glanz der Herrlichkeit des Vaters, bei meinen lieben Verstorbenen!“ Sie nannte dann mit einem durchdringenden Schrei Alle mit Namen; ihre vor etlichen Tagen gestorbene Base nannte S. immer zuerst. (Sie schien uns wirklich ihre Führerin zu sein!) Es ereigneten sich in diesen Tagen noch mehrere sehr interessante Dinge mit S.

Am 10. Oktober Abends um 5 Uhr befahl S., man solle ihr ihren Oheim M. auf Punkt 6 Uhr zu ihr bestellen, sie hätte ihm eine sehr wichtige Nachricht mitzutheilen. — Diesem, ihrem Oheim M., war ein halbes Jahr vorher ein Sohn in der Fremde gestorben, über dessen Verlust die Eltern immer noch untröstlich waren. —

Oheim M. war schon vor 6 Uhr bei S., diese hörte ihn aber nicht ins Zimmer treten. Schlag 6 Uhr richtete sich Susette mit verschlossenen Augen im Bette auf und sagte zu ihm: „Aha, sind Sie da? — ich habe Ihnen einen himmlischen Gruß von Ihrem Jb. aus dem Himmel! — Er läßt Ihnen sagen, daß Sie doch auf der Stelle aufhören sollen, um ihn zu trauern, denn um alle Reiche der Welt käme er nicht mehr zu Ihnen herab, Sie sollen doch seinetwegen fröhlich sein und ihm die himmlischen Freuden gönnen! — Ich versichere Sie, ich habe ihn gesehen und er hat mich mit diesem an Sie beauftragt. Jetzt gehen Sie wieder, ich habe keine Zeit mehr, ich habe noch andere wichtige Geschäfte!“ rc.

Aehnliche Dinge dieser Art, geschahen mehrere in den Tagen vom 4. Oktober bis Anfang Januar, aber immer

nur in Gegenwart der Familie und einiger der nächsten Verwandten und einer guten Freundin; im Beiseyn des Arztes offenbarte sie uns nichts, denn sie unterhielt sich mit ihm nur über Arzneien.*)

Auch über Politik eröffnete sie uns höchst interessante Dinge. — An einem gewissen Abende zu Ende Oktober war sie im Schlaf sehr heftig und böse, redete aber nur abgebrochene Worte von großen Ungerechtigkeiten ꝛc., die geschehen würden, an welche Niemand denke, „und damit Ihr Lieben mir die Mühe erspart, Euch die ganze Sache zu erzählen, so will ich Euch nur etwas Weniges sagen und in 2 Tagen könnt Ihr alles Uebrige in dem und dem Blatte (öffentlichen) lesen.“

Zu unser aller größtem Erstaunen traf Alles pünktlich ein!

In der ersten Woche des Januar 1832 sagte sie im schlafwachen Zustand, sie sehe 3 Särge in ungleicher Entfernung von einander. Die zwei nähern Personen werden dieses Jahr noch und die dritte aber werde erst ein Jahr später, also erst im Jahr 1833, sterben, und diese letzte Person betreffe Jemanden, an die man gar nicht denke. Auch seyen diese drei Leichen aus der Mutter Verwandtschaft. S. wurde gefragt, ob sie etwa unter einer dieser zwei erstern Leichen gemeint seye? Sie antwortete: dieses käme ihr noch nicht zu, zu wissen, wir sollten nur auf dieß merken: — Sie werde vor ihrem Ende noch zwei Blutgüsse bekommen, und nach dem zweiten werde sie nur noch wenige Tage leben. — (Man wird später lesen, daß Alles so eintraf.) Am 23. Juni 1832 starb Susette, und acht Tage später eine nahe Base der Mutter, die schon Jahre lang

*) Die Ursache davon war seine ganz entgegengesetzte Behandlung, indem er ihr ihre Visionen nur als Phantastereien und Einbildung auszureden suchte, — dadurch benahm er sich ihr Vertrauen! J. L.

krank lag. Dieß wären also die zwei nähern Särge, die S. gesehen hatte.

Von dieser Zeit an ereigneten sich in unsrer Verwandtschaft keine Todesfälle mehr. Es ging schon in den 11. Monat, als die Verwandten, die seiner Zeit den Prophezeihungen S's. zugehört hatten, einander aufmerksam machten, S. müsse sich doch mit der dritten Leiche geirrt haben, denn jetzt seyen einmal alle in unsrer Verwandtschaft so munter und gesund, daß etwas sehr außerordentliches geschehen müßte, wenn wir Jemand für dieses Leben verlieren sollten. Was geschah aber? — Den 12. Mai 1833 erkrankte ein Neffe der Mutter (Frd. K.), ein gesunder, starker und thätiger Mensch von 22 Jahren (an den wirklich niemand gedacht hätte). Am 13. Mai, morgens 6 Uhr, war er schon eine Leiche!! *)

Von weniger wichtigen, aber für unsere Familie nichtsdestoweniger sehr interessanten Dingen hatte S. in ihrem magnetischen Zustand Wissenschaft. Es war im Anfang ihrer Krankheit — als sie schon mehrmals im Schlaf geredet hatte — erhielten wir einen Brief von einem unsrer Söhne, der sich in Schaffhausen aufhielt, voll traurigen S. betreffenden Inhalts, so daß die Mutter den Brief verbarg, und noch Niemand im Hause wußte, daß ein solcher von G. da war. — Bald darauf kam Frau B. zu S. und kaum war sie bei ihr, so sagte S.: „Mutter, gib mir doch dann auch den Brief von Bruder G. zu lesen.“ Die Mutter erschrack und fragte S., wer ihr denn gesagt, daß sie einen Brief von G. erhalten hätte? S. lachte und erwiederte: „Niemand hat es mir gesagt, aber ich weiß, daß Dir die Briefmagd unten im Haus einen Brief abgegeben hat, den Du im untern Stübchen lasest, und dieser Brief ist

*) Was sich beim Sterbensaugenblicke dieses F. K., eines meiner Freunde, zugetragen, wird man in meinen Nachträgen lesen.
J. K.



wichtigen Inhalts — mich betreffend. — Ich will ihn lesen! — Frau B. versprach ihr, wann sie, S., wach sein werde, denselben zu geben. Hierauf sagte S.: „Wann ich wach bin, so werde ich den Brief nicht verlangen, weil ich alsdann nichts davon weiß, auch würde mich dessen Inhalt wachend betrüben, hingegen in meinem gegenwärtigen Zustande macht er mir Freude. Es ist eine Stelle darin, die von meinem Tode lautet!“ — Die Mutter erstaunte darüber, wie S. dieses wissen könne, und wie S. den Inhalt und überhaupt von diesem Briefe von G. Wissenschaft erhalten habe. S. lachte wieder und sagte: „Mutter, studire nur nicht — es hat mir Niemand von G's. Brief etwas gesagt — aber ich weiß den ganzen Inhalt desselben, und weiß, daß dieser Brief unten in der Stube in dem kleinen Commödchen liegt, ich weiß jetzt Alles, was Ihr thut, denket und wo Ihr seyd.“ —

Auch ereignete sich in diesen Tagen oft, daß, wann eins der Geschwister ausgehen mußte und wieder zurückkam, daß ihm von S. Vorwürfe gemacht wurden, es habe an diesem und jenem Orte zu viel von S's. Krankheit geredet. „Auf diese Art nennt man mich bald ein Gespenst, Ihr müßt meine Krankheit so geheim als immer möglich halten, denn Niemand glaubt an solche Dinge, besonders heutzutage!“

Von dieser Zeit an bemerkten wir, daß S. nun Alles wisse, was auch außer dem Hause und in Gesellschaften von ihr gesprochen wurde. Sie weinte und jammerte oft über die bösen Urtheile, welche das Publikum über sie fälle, daß wir uns vor Angst nicht zu helfen wußten.

Ihr Jammern und Weinen dauerte oft über eine Stunde, dann fing sie die prächtigsten Lieder in so seltsamen lauten Tönen zu singen und zu beten an, daß man sich aufs Höchste verwundern mußte, woher sie die Kräfte dazu nehme. Beim Erwachen aus einem solchen Schlaf, war sie meistens sehr düster und traurig. — Sie klagte dann, sie hätte einen

schweren Traum gehabt, könne aber nichts davon erzählen, es sey ihr Alles entfallen.

Mehrere Glieder der Familie, auch einige Freunde und Verwandte außer dem Haus, hatten von Susettens geistiger Kraft, — meistens bei der Nacht, — öfters aber auch am Tage erfahren. — Oft sagte S., wenn man ihr Abends eine gute Nacht wünschte, und sie dann eben im magnetischen Schlaf lag: „Gute Nacht, Ihr Lieben, oder Du Liebe, heute Nacht werde ich Euch, oder Dir einen Besuch machen! — Erschrecket aber nicht, denn es ist nur ich, und ich thue es darum, um Euch im Glauben zu stärken."

Ein solcher Besuch von S. wurde jedesmal ganz deutlich verspürt und gehalten, theils durch Klöpfeln, oder Knallen im Zimmer, in der Luft, oder durch Zupfen an den Bettdecken, bald rauschte etwas durch das Zimmer, wie ein papierenes Kleid.

Den ältesten Bruder Ed. hatte sie einmal sehr geplagt, weil er von allem dem, was ihm die Andern am Morgen von dem Erfahrenen erzählten, nichts glauben wollte, und ihnen immer als Träume auszureden suchte. — Es war noch der vorletzte Abend, da sie noch die Kraft zu spucken besaß, als S. sagte: „diese Nacht werde ich noch den Wiener (so nannte sie ihn, weil er lange in Wien gewesen) von meiner Geisterkraft überzeugen, (da er in solchen Dingen sehr ungläubig war); aber ich kann nicht gar fein mit ihm umgehen, weil er in dieser Hinsicht so ungläubig ist, aber warte er nur, ich will ihn schon zum Glauben bringen. **NB.** Dieß thue ich nur aus Liebe zu ihm, denn es kostet mich große Mühe und Anstrengungen, und mattet mich ab!" Der Bruder Ed. wußte von obigem Gesagten nichts, — er schlief schon — und Alles ging zu Bette. Am Morgen bemerkte die Mutter, daß der älteste Sohn nicht aufstehen wolle, sie ging daher zu ihm, um nachzusehen; da klagte er über Uebelbefinden, es seye ihm nicht möglich, aufzustehen, eine so ängstliche und schreckhafte Nacht habe

er noch nie gehabt. „Nun seye er gänzlich überzeugt, daß seine Schwester S. eine außerordentliche Kraft besitze, denn alles, was er empfunden, schreibe er dieser zu, weil er so wenig Glauben gehabt, und sie ihm deshalb so stark gemessen.

Die folgende Nacht begegnete ihm das nämliche, nur war es ihm jetzt nicht so unerwartet; er wurde nicht so ängstlich als in der vorigen Nacht. Nach der zweiten Nacht befahl S. am Morgen früh, man solle ihrem Bruder Cd. den Arzt kommen lassen, sie wisse, daß er sich ganz unwohl befinde, ihre Besuche hätten ihn sehr stark angegriffen, auch wäre er stark mit Galle angefüllt, er müsse einige Tage abführende Mittel nehmen, dann sey er wieder in Ordnung, und von jetzt an würde sie weder ihn, noch jemand anders mehr beunruhigen.

Conrad medicinirte wirklich ein paar Tage und bei seinem ersten Besuch, den er S. machte, fragte sie ihn: „Conrad, hast Du mich verstanden, glaubst Du jetzt?" Er bejahte dies.

Vom 16. Dezember an begann S. ihrer ältesten Schwester Ester folgendes, welches ich mit ihren eigenen Worten geben werde, zu diktiren an.

Sehr zu bewundern war es, daß als S. später wahnsinnig wurde, sie sagte, alle die nächtlichen Beunruhigungen und Spuckereien, die wir erfahren, seyen nicht durch sie selbst, sondern durch böse Geister nur in ihrem (S.) Namen verübt worden; und stellte man sich, als wisse man nichts von diesem, so beklagte sie sich, man sey nicht aufrichtig gegen sie.

Den 16. Dezember 1831.

Morgen den 17. werde ich fünfmal im Tag erwachen um halb 8 Uhr, um halb 12 Uhr, um 3 Uhr, um 6 Uhr und Nachts um 10 Uhr.

Am Sonntag Morgens um 8 Uhr will ich Thee, dann erwache ich nicht mehr bis Abends 8 Uhr.

Am Montag habe ich auch keinen guten Tag, ich werde nur drei Stunden im Tag schlafen, der Stich erlaubt es mir nicht.

Am Dienstag habe ich wiederum keinen guten Tag, und der Mittwoch ist der böseste von allen, wenn der vorüber ist, dann habe ich gewonnen. Dann muß ich die Arznei haben, darin ist Pfeffermünz, Hirschhorngeist, Hurtig und Geschwind, Kampher, Hoffmannstropfen und noch etwas, das ich nicht nennen kann, der Herr Doktor wird es im Buche finden; sie ist ganz trüb, dick und schlammig. Vom Donnerstag an werde ich schlafen, wie die ersten 8 Tage meiner Krankheit, blos ruhiger. Dies sind dann meine Ausruhungsschläfe, aber nicht daß man dann glaube, es bessere ganz, denn in späterer Zeit, in etwa anderhalb Wochen, werden wieder Tage kommen, etwa drei, daß man glauben sollte, es hätte wieder ganz umgeschlagen. Aber es bessert wieder, es ist so abwechselnd; ich muß mich noch mehrere Wochen im Bette aufhalten. Wann ich wieder 4 oder 8 Tage aufgestanden seyn werde, so kömmt der Husten und Stich wieder stark, aber es bessert auch wieder. Das viele Essen ist kein gutes Zeichen für mich, denn seit zwei Wochen esse ich zu viel, wann ich wieder wenig esse, ist es besser mit mir. Aber stören soll mich Herr Doktor nicht in meinem Schlaf, ich erschrecke fürchterlich; wann ich noch einmal so erschreckt werde, wie heute, so verspreche ich keine Besserung mehr und ich werde verspätet in meinen Schlafstunden.

Den 17. Nachts 10 Uhr werde ich an einem heftigen Stich erwachen. Von 1 bis 2 Uhr werde ich Enge und Krämpfe haben; um 5 Uhr will ich Thee, um 8 Uhr erwache ich. — Vom Sonntag Morgen 8 Uhr bis Abends 8 Uhr werde ich schlafen, etwa einige Augenblicke ausgenommen um 12 Uhr, aber ich kann dann keine Audienz

geben. Ich werde den ganzen Tag in meinem Schlafe nichts hören, wenn man mir schon rufen würde; auch soll man mir zur gehörigen Zeit eingeben, denn ich werde immer wissen, welche Zeit es ist. Vom Essen ist keine Rede, man soll mir nur nichts anbieten, bis ich verlange, denn ich habe den ganzen Tag einen gräßlichen Schlaf.

Am Montag werde ich bis 4 Uhr schlafen und dann am Stich erwachen, und diese Stiche halten an bis Mittwoch. Je näher der Mittwoch anrückt, je schlimmer wird es mit mir, aber von Mittwoch an bessert es abwechselnd.

In Zeit von 8 Tagen soll mir Herr Doktor Fußbäder anrathen, und wenn ich dann das Zahnweh bekommen sollte, so will ich ihm dann schon ein Mittel sagen; aber vielleicht ist es nur für m i c h gut und nicht für andere Leute.

Montag über 8 Tage muß mir der junge Herr Doktor eine Gefälligkeit erweisen, den Tag vorher muß er zu mir kommen, da werde ich eine Mixtur mit ihm ausrechnen, die ich am Montag haben muß. Ich werde ihm am Sonntag dann sagen, um welche Zeit er kommen solle. Und später dann habe ich mit dem alten Herrn Doktor über eine Mixtur zu reden.

Sonntag über 8 Tage werde ich den ganzen Tag wach bleiben, aber nicht, daß man glaube, daß es jetzt schon solche Tage gebe, denn dies wäre noch zu früh. Wenn ich also Zahnweh bekommen sollte, so möchte mir der Herr Doktor Blutegel anrathen an die Pilger (Lefzen, Lippen) und die Arznei geben, welche ich diesen Sommer gehabt, sie ist wie Mandelmilch; exzellent für Zahnschmerzen. Herr Doktor solle mir nie mehr anrathen, einen Zahn ausreißen zu lassen.

Heut Nacht werde ich um 8 Uhr erwachen und dann etwas essen; und Morgen um 6 Uhr werde ich an einem heftigen Husten erwachen, dieser dauert bis halb 7, dann kann ich wieder schlafen bis 8, dann Thee trinken und wach bleiben bis Punkt 9 Uhr.

Der Mittwoch ist der 39. Tag meiner Krankheit, ungrad. — Der Herr Doktor soll nachsehen wegen der Mixtur im Jahrgang 1822, es ist ein Blatternpflaster dabei, welches ich in der gleichen Woche gebraucht, er soll nur nachschauen im Buch, sie müssen beide auf der gleichen Seite stehn. Die Mixtur war sehr stark, ich spürte sie lange im Munde, ich werde sie gleich erkennen, wenn ich im Schlaf bin, aber nicht wenn ich wache, dann werde ich von Allem nichts mehr wissen.

Ich weiß gar nicht, wie es mir geschieht, alles zu wissen, was ich haben muß, — der liebe Gott schenkte mir eine besondere Kraft! — Nachmittag werde ich immer fort prophezeien, wie es weiters mit mir gehe. Die Herrn Doktoren sollen nur keinen Kummer haben, daß ich den Tag nicht aushalte, und sie sollen nur nicht einmal die Mühe nehmen zu mir zu kommen, es nützt nichts.

Jetzt bin ich in einem glückseligen Zustande, den ich nie empfinden werde, wenn ich wach bin, aber glaubet nur, das Interessanteste kömmt nicht an's Tageslicht, denn im Schlaf ist es mir verboten und wenn ich wach bin, so nimmt man mir alles weg. — Freuen würde es mich, Alles zu erzählen, was ich weiß, aber — — es kann nicht sein, mit dem besten Willen nicht. Stets muß ich sagen, wie wunderbar. — Heute habe ich den glücklichsten Tag meiner Krankheit, ich habe einen göttlichen Schlaf, es dauert mich nur, daß ich alles vorbei wieder vergessen muß; so wie ich erwache, weiß ich von allem nichts mehr — gar nichts mehr! — O! wie bin ich in einem glückseligen himmlischen Leben, in der Herrlichkeit des Vaters mit den Engeln. O Gott! Dir kann ich nicht genug danken für die himmlischen Freuden, welche Du mir jetzt in meiner Krankheit schenkest, das hätte ich nie geglaubt, daß ich ohne gestorben zu seyn, mich jenseits versetzen könnte, und daß mir die himmlischen Freuden im Leben noch zu Theil würden, um sagen zu können, wenn ich gestorben bin, sehe ich dieses Alles zum Zweitenmal.

Hier ist das Lied gut angebracht: Ich bin zur Ewigkeit geboren u. s. f."

„Habt nur kein Erbarmen mit mir, wenn es mir nicht gut geht, ich spüre von allem nichts, in den bösen krampfhaften Stunden, ich habe vielmehr Mitleiden mit Euch, ihr Lieben, daß Ihr dieß alles nicht sehet, was ich sehe. Noch muß ich sagen, das Wichtigste und Interessanteste muß in mir verschlossen bleiben, ich darf es Euch nicht offenbaren, das ist alles noch nichts, was ich Euch gesagt, gegen dem, was bei mir verschlossen bleibt. Was helfen uns die schweren Sorgen u. s. f. Jetzt sind nur noch wenige Minuten bis zum Erwachen, und immer noch waren mir die himmlischen Freuden vergönnt. O glückseliger Tag! Jesus Christus ist seinem Vater bis zum Tode, ja bis zum Tod am Kreuze treu gewesen."

„Jesus Christus rief mit starker Stimme am Kreuz: Vater! in deine Hände befehle ich meinen Geist! und als er dieses gesagt, hat er den Geist aufgegeben. Jesus Christus nahm zu an Alter und Gnade bei Gott und den Menschen, — seid also gesinnt wie Jesus Christus auch war!" — (Es schlug 8 Uhr und sie erwachte.)

(Nachstehende Anfangsstrophen von geistlichen Liedern sind von denjenigen, welche S. so oft sang und betete, nebst noch vielen Gebeten, welche wir nirgends finden konnten.) J. L.

„Betet an vor Gott ihr Sünder u. s. f."
„Wie groß ist des Allmächtigen Güte u. s. f."
„Zum Himmel auf steigt mein Gebet."
„Wer machte diese ganze Welt u. s. w."
„Nach einer Prüfung kurzer Tage u. s. w."
„Mein Gott, ich weiß wohl, daß ich sterbe u. s. f."
„Wer Gottes Wege geht, nur der hat großen Frieden."
„An Dich mein Gott zu denken, ist Pflicht und Trost für mich."
„Auf Gott und nicht auf meinen Rath u. s. f."
„Meinen Jesum laß ich nicht!"
„Wer nur den lieben Gott läßt walten."
„Du bist's, dem Ruhm und Ehr gebührt."
„Wir danken alle Gott."
„Dir, Gott, Dir will ich fröhlich singen."

„Ich komme vor Dein Angesicht."
„Zu Gott, o Seele! schwing dich auf."
„Wenn ich, o Schöpfer! Deine Macht."
„Jesus ist gekommen."
„Nicht um ein flüchtig Gut der Zeit."
„Wie schnell verfließen meine Tage!"
„Meine Lebenszeit verstreicht."
„Betet an vor Gott, ihr Sünder."
„Von Berg und Thal und Hügeln lacht uns Segen."
„Mein erst Gefühl sey Preis und Dank."
„Für alle Güte sey gepreist."

Um 9 Uhr schlief sie schon wieder.

„Die Nacht hindurch bin ich wieder in einem herrlichen Elisium, es ist mir wieder ganz gleich, wie den Tag hindurch (über, während) so wohl, denn ich bin wieder im Himmelreich, im Paradies, in einem geistreichen Leben. Um 8 Uhr Morgens erwache ich, bleibe eine Viertelstunde wach, schlafe wieder bis 10 Uhr, bleibe wieder eine Viertelstunde wach und schlafe wieder bis Abends 4 Uhr. Dann kömmt das Seitenstechen wieder bis Dienstag."

Auf die Frage: „Was für Zufälle werden Dir dann am Mittwoch begegnen, die Dir schon zum voraus bange machen?" antwortete sie: „Ich werde mit fünferlei Zufällen zu kämpfen haben. Erstlich werden die Krämpfe mich fürchterlich zusammenziehn und dann wieder auseinander strecken, mir wird zum Ersticken enge werden. Ein paar Stunden werd ich mit aufgesperrten Augen und Mund da liegen, daß man glauben sollte, ich wäre todt, denn man wird keinen Athem an mir verspüren. Dann werd' ich wieder in einem andern Schlaf reden, bald von meiner Krankheit, bald von den Medicinen, die mir Herr Doktor verordnen muß, bald werd' ich vom himmlischen Glanz in Entzückung gerathen, auch werde ich momentane Anfälle von Raserei bekommen, wo man Sorge tragen muß, daß ich nicht aus dem Bette falle, und dann wird mich noch ein sanfter Schlaf anwan-

deln, in welchem ich mich mit meinem Geist bei meinen lieben Verstorbenen im Himmel befinde."

(Es traf Alles pünktlich so ein.)

Auf die Frage: „Wie willst Du denn Deine Arzneien einnehmen können, wenn Du mit solchen Zufällen zu kämpfen hast?" erwiederte sie:

Die Arzneien will ich pünktlich nehmen, und ich weiß, wenn Ihr mir selbige zur Unzeit reicht; wann ich sie zu früh bekomme oder zu spät, so gebe ich Euch einen Verweis, denn die Zeit kenne ich von Minute zu Minute. Wann ich einnehmen muß, so rüttelt mich nur ein wenig, denn mit Rufen richtet Ihr nichts aus; ich höre nichts an diesem Tage, ich bin mit meinem Geist viel zu weit von Euch entfernt.

Noch etwas — habt keinen Kummer für mich, wenn ich die fürchterlichsten Zerrbilder mache, und den Athem zum Ersticken verliere, denn ich spüre von Allem nicht das Geringste, im Gegentheil es ist mir himmlisch wohl. —

Es war Alles wirklich so.

Vom 18. Dezember bis zum 6. Januar hat sie nicht mehr so viel im Schlaf geredet, aufs Wenigste nicht viel Interessantes. Sie war oft wach und schlief ruhiger, aber am 6. Januar stellten sich wieder Krämpfe ein und Enge, und der redende Schlaf war sehr lebhaft.

„Heute" — sagte sie — „ist's der letzte Tag, daß sich der Geist von mir entfernt; mit den überirdischen Dingen habe ich schon mehrere Tage nichts mehr zu thun, es ist mir nichts mehr möglich, als noch ein wenig zu spucken und zu klopfen,*) und diesen Abend werde ich noch dazu anwenden, meine Mutter im Glauben zu stärken, daß es Geister gebe, die einen noch im Leben beunruhigen können. Ich will sie nicht zu fürchten machen, denn sie hat es nicht um mich verdient. — Auch der Lisette Bleuler**) will

*) Pochen. J. L.

**) Eine ihrer besten Freundinnen, welche ihr oft wachte. J. L.

ich heute Nacht einen Possen spielen. — Ich will also die Mutter aus dem härtesten Schlaf wecken und will ihr klopfen (pochen), bis sie mich verstanden hat."

Die Mutter ging also um 10 Uhr zu Bette, ohne eigentlich nur an das von S. Gesagte zu denken.

Um Punkt 11 Uhr erwachte sie an einem starken Klopfen, sie dachte an das von S. Vorhergesagte und horchte, was es noch weiters geben werde; darauf wurde von Minute zu Minute 4 Mal hintereinander an der Thüre geklopft, sie rief Lisette Bleuler, die heute Nacht im gleichen Zimmer war, und auch diese hatte es gehört, und so kam's noch mehrmals, das Klopfen; sehr stark, 5 bis 6 Mal hintereinander; dann wurde es wieder still und sie schliefen wieder ein.

Um 12 Uhr hörte die Mutter wieder klopfen, aber außerhalb dem Zimmer, und so 5 Minuten nacheinander. Darauf fing Lisette Bleuler zu weinen an, und so heftig, daß sich die Mutter genöthigt sah, dieselbe zu wecken, welches aber beinahe nicht möglich war. Beim Erwachen sagte dieselbe: „In meinem Leben bin ich noch nie so in meinem Schlafe erschreckt worden — es hat mich Jemand am Arm gefaßt und mich auf den Boden reißen wollen — es war mir wunderbar." — Unterdessen lag Susette mäusestill *) in ihrem Bette. — Das Klopfen geschah früher schon öfters; auch in den andern Zimmern bei den Geschwistern. „Wir spürten ein Antasten und wunderbares Tosen in der Luft, und heftiges Klopfen an der Thüre und im Bette, und dann wieder wie ein Räuspern von Papier, und wieder rollte es, als werfe man mit Kugeln herum. Wieder ein besonderes Gefühl von Pressung, welches den Schlafenden weckte u. s. f., und jedesmal befragte sie Dasjenige, welchem sie sich spürbar gemacht. „Hast Du dieß oder jenes gehört

*) Ein Provinzialausdruck bei uns.

J. K.

und empfunden." In der Nacht und oftmals am Tage. Auch machte sie uns aufmerksam, z. B. „zu der oder dieser Stunde, mache ich Dir einen nächtlichen Besuch, erschrecke aber nicht, denn nur ich bin es.

Am 9. Januar fing Susette wieder im Schlafe zu sprechen an.

„Ich kann nicht genug sagen, wie's in den Gesellschaften und Kaffeehäusern über mich kritisirt und gespöttelt wird; ich weiß es ganz gewiß! besonders bei den Vornehmen unsrer Stadt.*)

Ich weiß, daß fremde Doktoren zu mir kommen wollen, um einen Versuch mit mir zu machen, aber wenn sie kommen, so werde ich sie unhöflich fortschicken; denn es ist nicht die Ursache und Absicht, mir zu helfen und helfen zu können, sondern nur zu wundern, spötteln und probiren, dieß wäre eine Freude für sie. Aber nein! dieß lasse ich nicht geschehen, wenn mir meine Herren Doktoren nicht helfen können, woran ich nicht zweifle, so sollte mir dennoch kein fremder Arzt kommen in mein Zimmer. Sie werden aber dann erst sagen, ich sei ein Phantast, daß ich nichts mit mir vornehmen ließe, aber dieß ist dann gleichviel.

Ich sag' es noch einmal; der liebe Gott ist mein Zeuge, daß ich kein Phantast bin, und wiederhole noch einmal, daß meine Herren Doktoren keine fremden mitbringen sollen, um mich zu erforschen, ich bin kein Probirstein, gehen sie in den Spital, dort ist der Ort zum Probiren; nein! — so Etwas möchte ich nicht erleben, der liebe Gott würde mir gewiß die Gnade schenken, daß ich erwachen, die meinen, sammt den fremden Aerzten müßten zur Thüre hinaus, und sich schämen, ich hoffe aber, der liebe Vater und Mutter, Brüder und Schwestern ließen dieß nicht geschehen. Meine Krankheit wird schon noch erläutert werden, es muß halt jezt so sein und nicht anders." Es schadet nichts, wenn

*) Zürich.

schon hie und da ein Pülverlein ausgegeben wird, besonders für die Religionsspötter. *)

Heute, 10. Januar, war Susette wieder sehr unruhig, redete aber meistens ganz leise bis gegen Abend, da fing sie laut zu reden an und fragte, ob Jemand fremdes hier sey, man verneinte dieß und sagte ihr, daß man sich allein bei ihr befinde, darauf sagte S.: „Habt Ihr heute nicht bemerkt, daß der Herr Doktor geistlich werden will, er wollte etwas aus mir herausklügeln, ich horchte ihm aber nur zu, und er vernahm nichts von mir. Ich hätte ihm bald in's Gesicht gelacht, er glaubt mir nicht, daß ich in ihn hinein schauen könne, und daß ich wisse, was er denkt, sonst würde er nicht solche Fragen an mich thun. Er kennt halt meine Krankheit nicht, er glaubte von Anfang an, ich sey ein Phantast, und hätte mich doch kennen sollen, denn er war ja von Geburt an mein Arzt; es war niemals meine Gewohnheit, mich krank zu stellen, aber wenn ich krank war, beging ich die Einfalt, mich gesund zu stellen.

Es ist eben traurig, daß die Herren Doktoren sich keine Mühe geben, Krankheiten solcher Art, wie die meinige, zu studiren, denn nur wegen Heilung von Leibesbeschwerden lohnt sich's nicht der Mühe, einem Herr Doktor zu sagen; — aber die Geisteskrankheiten die sollten sie ausstudiren, aber dazu müßten sie halt eben mehr geistlich als weltlich sein.

Es ist traurig, daß die Herren Doktoren so wenig Glauben haben, sie können nicht begreifen, daß bei einer Krankheit, wie die meinige ist, der Geist sich vom Leibe trennen könne, und sich bei seinen Verwandten, Bekannten und auch bei fremden Leuten spürbar machen könne. Wären meine Herren Doktoren mehr geistlich als weltlich gewesen,

*) Sie meinte damit ihre Aufklärungen, welche sie über einige Personen, unter diesen sich auch ihr Arzt befand, gab, hinsichtlich ihres Unglaubens und unedeln Charakters. — Welches ihr sehr übel aufgenommen wurde, wie natürlich.



und hätten mehr Glauben gehabt, sie hätten sehr viel von mir vernommen."

Die Mutter anerbot hierauf S., sich einen andern Arzt zu wählen, wenn sie einem andern mehr Zutrauen schenken zu können glaube. — S. antwortete hierauf: „Nein, Mutter! ich habe alle Herren Aerzte in Z. durchgegangen und nur einen einzigen gefunden, der ein wenig Kenntniß von meiner Krankheit und Glauben hätte. Ich will also durchaus keinen andern Arzt, denn ich wäre im Schlaf mit keinem zufrieden, und wach ist mir keiner so lieb, wie Herr Doktor L. Wenn ich also beim Erwachen einen fremden Arzt an meinem Bette erblicken würde, so würdet ihr sehen, was ich alsdann für einen Lärm machen würde, denn ich wüßte ja nicht, was vorgefallen wäre, weil mir beim Erwachen wieder Alles genommen ist."

Abends 5 Uhr sagte S.: „Jetzt habe ich wieder einen neuen Schlaf, den ich noch nie gehabt habe, er währet aber nur zwei Stunden. Ihr könnt mich jetzt fragen, was Ihr wollt, ich kann Euch Eure Schicksale prophezeihen, Mittel über Krankheiten sagen u. s. f.

Ich habe drei Schläfe verschiedener Art gehabt in meiner Krankheit; im einen hörte ich gar nichts, was um mich vorging. Im zweiten jedes Geringste in und außer dem Hause, und der dritte ist jetzt dieser neue Schlaf. Ich kann wieder gesund werden, daß Ihr Euch wundert, aber es dauert nicht lange. Das Blutspeien bedeutet nichts böses, bis Blutgüsse kommen, ich kann aber nur zwei ertragen, dann hats gefehlt mit der Gesundheit, ungesäumt muß ich daran sterben.

Dieß Jahr aber glaube ich frei zu sein von Blutgüssen. Wenn ich keine Blutgüsse mehr bekomme, so schätze ich mein Leben noch auf zwei Jahre, länger nicht. Und kommen die Blutgüsse, so ist keine Hoffnung mehr.

Wenn ich aufkommen sollte, so müßte ich im Frühling

eine Molkenkur gebrauchen, die ist excellent für mich, und nachher die Kuhmilch.

Den 10. Januar.

„Der Herr Doktor fragte mich, ob die Verstorbenen auch noch mit dem Irdischen verbunden seyen. Meine Antwort ist: ja; — aber es wäre den himmlischen Wesen viel zu wenig, sich um's Irdische zu bekümmern; denn die Zeit ist ihnen viel zu kurz, und ist ihnen viel zu wohl, als daß sie daran dächten. Ein Jahr ist ihnen im Himmel, wie uns eine halbe Stunde. Es sind drei Wege zur Ewigkeit, zwei in den Himmel und einer zur Hölle. Wenn ein Mensch fromm stirbt, so wird sein Geist alsobald eine Stunde nach dem Tode sich empor schwingen von der Erde, und ehe er in den Himmel aufgenommen wird, muß er Rechenschaft ablegen, welches aber nicht lange währt. — Denn auch der frömmste Mensch ist nicht ohne Sünde und Fehler. —

Diejenigen Menschen, welche nicht gut gelebt haben auf der Welt, aber doch noch einen Gott und Heiland glaubten, werden an einen Ort hin versetzt, man heißt ihn Hades. Diese müssen zur Strafe wieder ein neues Leben anfangen, um erläutert zu werden, dann erst kommen sie in den Himmel. Die Ruchlosen, Verstockten und Gotteslästerer kommen in die ewige Hölle und müssen darin bleiben.

Es sind viele Menschen, die glauben, es sey keine Hölle, aber — so gewiß ein Himmel ist, so gewiß ist eine Hölle. — Nachdem der Mensch gelebt hat, kann er sich nach seinem Tode von der Erde trennen; die Gottlosen hingegen, müssen noch umherirren.

Man kann zu fromm sein, dieß gefällt dem lieben Gott auch nicht. Sechs Tage sollst du arbeiten u. s. f.

Ich war also in meiner Krankheit im Stande, meinen Geist zu versetzen, wohin ich wollte. Auch hat der Geist einen Machtspruch, dieß oder jenes geschehen zu lassen; dieß oder jenes soll ertönen, zerbrechen, erscheinen u. s. f., wie

ja erfolgt ist: aber nur denen, welche glaubten, um sie darin zu bestärken. Und diejenigen, welche nicht glaubten, sahen und hörten nichts, denn es ist alsdann gut glauben, wenn man sieht und hört. Man muß vorher glauben.

„Meine Krankheit verwandelte sich in sieben Schläfe, in diesen stieg ich immer höher und höher, bis in den Himmel, dann nahm es wieder ab, das heißt der Geist näherte sich wieder allmälig der Erde. Als derselbe wieder ganz hier war, beschäftigte sich also mein Geist mit den Menschen, sie von Grund aus kennen zu lernen, ihre Charaktere, ihren Lebenswandel und ihre zukünftigen Schicksale zu wissen und zu studiren. Auch hörte ich alle Worte und Thaten mit an, das heißt nur bei nahen und entfernten Bekannten und Verwandten, mit den ganz fremden nicht, weil meine Zeit zu kurz eingetheilt ist, sonst wäre mir dies auch vergönnt, wenn meine Krankheit länger angehalten hätte."

„Meine Herrn Doktoren haben immer noch Zweifel, darum kann ich nicht offen mit ihnen reden, wie sie's wünschten!"

„Nachmittag kam der alte Herr Doktor, aber ich hatte keine Zeit mit ihm zu reden, später hätte es eher sein können, denn der heutige Tag ist ermüdend für mich, es muß alles gesagt seyn, was ich studirte. Von heute an werd' ich nichts mehr sagen, es ist das Ende."

„Acht Tage muß ich noch ausruhen, und werde ganz natürlich schlafen; dies sind dann meine Ausruhungsschläfe. Dann darf ich das Aufstehen wieder versuchen, aber nur zwei Stunden im Tag, und so geht es dann nach und nach besser."

„Die Pülverlein muß ich noch einzunehmen fortfahren, sie sind sehr gut für's Blutspeien, und die andern Pülverlein, welche ich zuerst hatte, muß ich dann nehmen, wenn ich einen Blutguß bekomme, welches aber jetzt der Fall nicht bald seyn wird."

„Meinen Herren Doktoren kann ich nicht für die große

Mühe, die sie mit mir hatten, danken; — unbeschreiblich viel Mühe hatten sie mit mir."

„Jetzt will ich den letzten Abend noch zu wichtigen Verhandlungen mich meinen lieben Eltern und Geschwistern widmen. Ich werde Eins nach dem Andern zu mir rufen lassen, — jedes allein — ihnen Rath ertheilen und Aufschluß über gewisse Gegenstände geben; ihnen Muth einflößen zu ihrem Fortkommen, — und zusprechen, denn die Zeiten sind schwer und werden noch schwerer werden, es hat die höchste Stufe noch nicht erreicht. Ihr werdet noch die Erfahrung machen."

Bis hieher haben wir S. selbst sprechen lassen, welches alles Wort für Wort von ihrer Schwester E. sogleich niedergeschrieben wurde. Folgendes wurde nach ihrem Tode von ihrer Schwester niedergeschrieben und ich gebe es demnach, nur mit einigen Wortverbesserungen, sonst ganz genau, hier an. Man sey versichert, daß keine erdichtete Rede im Ganzen vorkömmt, sondern daß im Gegentheil noch sehr vieles, welches man nicht ganz genau mehr wußte, ausgelassen wurde, damit ja kein Irrthum oder Selbstgemachtes sich in diese wenigen Blätter schleiche.

J. Leemann.

Susette hielt wirklich Wort, sie unterredete sich noch denselben Abend mit ihren Eltern und Geschwistern, und zwar mit jedem besonders und allein, über ganz besondere und wichtige Dinge, und für Jedes hatte S. Rath und Trost und jedem sagte S.:

„Behalte das Gesagte bei Dir und bewahre es als ein Geheimniß."

Der Mutter allein vertraute sie auch die Geheimnisse der Uebrigen, ausgenommen dasjenige ihres ältesten Sohnes Conrad. Unter den herzlichsten Tröstungen und Aufmunterungen nahm S. ihre Mutter noch in's Gelübde, Geduld mit ihr zu haben, denn es stehe ihr (S.) noch eine fürchterliche Krankheit bevor, in welcher es niemand als

ihre Mutter um sie aushalten könne und werde. Sie bat selbige dann noch mit Küssen und Händedrücken, sie doch nicht in den Spital zu vertragen, worauf die Mutter dann S. befragte, ob sie ihr denn genug Kräfte zuschreibe, um bei ihr auszuharren, und ob S. nicht wisse, wie lange diese Krankheit dauern werde? S. antwortete: „Mutter, Du hast genug Kräfte und Geduld, Du wirst mich zu bemeistern wissen, und ich werde Dir allein folgen (gehorchen). Auch geht die Krankheit nicht in Jahre hinein, denn meine Krankheit dauert von Anfang an kein Jahr."

Nachdem S. dann mit ihren Unterredungen mit Eltern und Geschwistern fertig war, erwachte sie und klagte über ungewohnte Mattigkeit, sie brauchte den Ausdruck:

„So habe ich nichts empfunden! — ich spüre (fühle) alle meine Nerven in meinem Körper, sie sind mir angespannt wie Saiten!"

S. aß geschwind etwas, welches sie sich selbst zum Nachtessen verordnet hatte und schlief wieder ein. Dieser Schlaf schien ein natürlicher und kein magnetischer zu sein, denn man hörte sie jeden Athemzug holen und ihre Augen waren ganz ruhig. So schlief sie bis am Morgen des 11. Januars, wo sie alsdann beim Erwachen ganz erquickt und neu belebt zu seyn schien, nur war sie mißtrauisch gegen Alle; sie klagte, daß man nicht aufrichtig gegen sie sey, und verlangte von uns zu wissen, was sie denn eigentlich für eine Krankheit habe und ob sie nicht im Schlaf geredet, — und was sie geredet? Kurz sie zeigte eine ganz neue Stimmung, die uns schon zum Voraus bange machte, und wenn wir sie zu beruhigen suchten, so lächelte sie mißtrauisch. So ging es ungefähr acht Tage, mit jedem wurde sie ein wenig besser. Alle Tage war sie zwei bis drei Stunden außer dem Bette, ja am 8. Tage kam sie sogar wieder in das Wohnzimmer, freute sich ihrer Besserung, strickte und spielte ein wenig Clavier, auf welchem sie freilich nur einige Stücke, jedoch gehörig und richtig spielte. Am folgenden

Morgen hatte S. wieder eine neue Stimmung, sie kam zwar wieder in die Wohnstube, aber sie weinte und jammerte nur und beantwortete keine Frage. Man beredete sie alsdann zu Bette zu gehn, — sie schlief dann ein und wir bemerkten dann, daß sie im magnetischen Schlafe lag, und daß sie auch in diesem sich mit traurigen und niederschlagenden Dingen beschäftige, aber sie sprach nicht, sondern weinte und ächzte nur mehrere Stunden. Dann setzte sie sich aufrecht und jammerte laut, sie hätte einen fürchterlichen Traum gehabt.

„Nun ist es aus mit mir, ich werde nicht mehr gesund, und ich werde vor meinem Ende noch verrückt, thut mich nur in den Spital, ihr könnt es nicht aushalten mit mir!"

Auf diese Reden hin verdoppelten wir unsere Aufsicht gegen S., auch wurde dies von Stunde zu Stunde nothwendiger, denn sie gerieth noch die nämliche Nacht in die fürchterlichsten Konvulsionen, sie war in beständiger Todesangst! Beim geringsten Geräusch glaubte sie, man hole sie auf die Richtstätte und werde getödtet.

So verstrichen etwa vier Wochen, während welcher beständig Vater und Brüder abwechselnd bei ihr sitzen mußten, um ihr die Hände festzuhalten, damit sie sich keinen Schaden zufügen konnte. Auch war in dieser ganzen Zeit S. immer schlaflos und beantwortete beinahe keine Frage; man sah, daß sie bald in diese, bald in jene Ecke ihres Zimmers furchtsam hinblickte, und wenn man sie befragte, was sie denn in diesen Ecken sehe, sagte sie: (die Fragen blieben aber zwei Wochen lang unbeantwortet) „Seht Ihr denn diese teuflischen Geister nicht in meinem Zimmer! — ganze Legionen sehe ich! diese haben mich verrückt gemacht, — sie machen mir Vorwürfe, ich hätte Euch zu viel aus den himmlischen Regionen erzählt. Ich habe Euch gesagt, ich hätte den Heiland gesehn, und dies hab' ich Euch niemals gesagt, auch habe ich Euch mit Spuckereien zu fürchten ge-

macht &c. &c., und doch habe ich Euch nichts gesagt, als was mir befohlen war!"

So wurden die Reden Susettens mit immerwährenden Todesängsten verbunden, mehrere Tage. Nach diesen vier traurigen uns unvergeßlichen Wochen fing S. eine sanftere Stimmung anzunehmen an, — sie war nicht mehr um ihre Person so bekümmert, hingegen glaubte sie immer, es begegne den Eltern oder Geschwistern ein Unfall, oder die Mutter sey todt, und zeigte man sich ihr dann, so war sie zärtlich und gut.

So ging es wieder ungefähr vier Wochen, da verlangte S. aufzustehn und schien mit jedem Tag besser und gesunder zu werden. Sie befand sich die meiste Zeit außer dem Bette. Wir bemerkten aber bald, daß sie wieder Seitenstechen und sehr starkes Herzklopfen hatte, und deßwegen suchten wir sie früher als die letztverflossenen Tage ins Bett zu bringen.

Der Herr Doktor machte uns Hoffnung, wir könnten uns, da sich die Krankheit wieder in den Körper zurückziehe, auf Besserung freuen. Aber S. wollte durchaus keine Arzneien mehr nehmen und bekam noch in der gleichen Nacht einen heftigen Blutguß, und während Susette denselben ausspie, war sie bei ganz gutem Verstande, jammerte aber, es sey nicht gut für sie, daß die Blutgüsse schon kämen. Sie erholte sich aber körperlich in wenig Tagen wieder, und schien so ziemlich ordentlich bei Kräften zu seyn. Sie wurde dann von Tag zu Tag simpler, so daß man sie keinen Augenblick allein lassen durfte; so blieb sie bis zum Anfang April, dann zeigte sich wieder eine ganz andere Stimmung. Wir wußten nicht, wie wir diese benennen sollten, ob Wahnsinn oder Narrheit, alle bösen Leidenschaften schienen auf einmal sich ihres Herzens bemächtigt zu haben. Sie war voll Argwohn und Mißtrauen, voller Geiz, Neid und Zanksucht, obschon sie nur wenig reden konnte, so wußte sie die bestgemeinten Worte böse und übel zu deuten. Hätte

sie ihren Vater und Geschwister für die scheußlichsten Thiere angesehen, sie hätte sich keiner härtern bedienen können. Sie gebrauchte oft folgende Ausdrücke — „Ihr garstigen Thiere und Teufel!“

In diesem Zustande bemerkten wir von Tag zu Tag körperliches Abnehmen. Mit Ende April konnte sie das Bett nicht mehr verlassen, sie hatte stärkern Husten, ein allzuschnelles Athemholen, zehn Tage lang anhaltende Verstopfungen, schon vom Januar an zeigten sich ihre Perioden nicht mehr, sie hatte keinen Appetit, aber immer Durst. Was uns aber besonders wunderbar schien, war, — daß die Mutter, die neben ihr schlief, bei Nacht ziemlich vernünftig mit ihr sprechen konnte. Auch kam sie in dieser traurigen bedenklichen Stimmung auf einige Minuten zu völliger Besinnung. Es war einige Tage nach Pfingsten, als sie einmal sagte:

„Mutter, gerade jetzt habe ich meine völlige Besinnung, ich erinnere mich an alles aus meiner Krankheit; dies hat mich verrückt gemacht, daß die Leute so lieblos über mich urtheilen, daß sie mich einen verliebten Phantast nannten; aber jetzt werden sie mich nicht mehr lange verläumden können, denn ich sterbe jetzt bald.“ Mit diesen Worten war auch die vorige Stimmung wieder da und immer mehr Abnahme der Kräfte, sie bekam Uebelkeiten, Blutdurchfälle und am 17. Juni stellte sich der letzte früher prophezeite Blutguß ein. Wir waren in fürchterlicher Angst, die liebe Tochter und Schwester müsse an dieser Blutausleerung ersticken, denn das Blut war so dick, daß sie selbiges beinah nicht von sich bringen konnte, und war ganz entkräftet und dem Tode nahe, den 19. Juni fing sie wieder zu singen an, und kündete uns mit gebrochener Stimme und sehr gut gemeint (wie sie's in ihren magnetischen Schläfen that) ihr nahes Ende an. So wechselte es den Tag hindurch ab; wenn sie nicht beobachtet zu werden glaubte, so sang sie. — Mitunter war sie dann auch wieder böse.

In den letzten drei Wochen hatte die Mutter auch keinen Vorzug mehr vor den Andern, sie wurde wie die übrigen der Familie betitelt.

Den 20. Juni schien S. beinahe niemand mehr zu beachten, obschon sie immer wach war, so schien uns als wenn sie mit Jemanden spräche, es kam uns vor als spräche sie mit Geistern. Sie schien sehr vergnügt in ihrer Unterhaltung, und so ging's die ganze Nacht durch, bald sang sie, aber immer von ihrem nahen Tode. So ging's bis Freitag den 21. Nachts 9 Uhr, da fiel plötzlich eine Veränderung bei ihr vor, sie bekam Krämpfe, von der Art, wie wir während der ganzen Zeit ihrer sonambülischen Krankheit keine sahen, sie verzog ihre Gesichtszüge auf eine ganz unerkenntliche Weise — den Mund hatte sie ganz auf der Seite und verführte dabei ein ganz unmenschliches Geschrei. Doch schien sie uns zu kennen, denn wenn man sich ihr näherte und sie fragte, mit was man ihr helfen könnte, so winkte sie mit der Hand, daß man sich entfernen möchte. — Den Arzt ließen wir nicht kommen, weil S., während der ganzen Zeit ihrer verrückten Krankheit, fürchterlich böse auf ihn war. — So ging's die ganze Nacht hindurch bis Morgens 4 Uhr, da ward S. plötzlich stille, ihre Gesichtszüge waren wieder in Ordnung; sie erkannte den ältesten Bruder und winkte ihm und sagte: „Konrad, Du kannst mir meine Schmerzen erleichtern, wenn Du mir warme Tücher auf meinen Unterleib machst, — siehe dort im Kasten (Schranke) liegen viele, spare sie nicht, ich brauche Morgen keine mehr.“ Man war augenblicklich mit warmen Tüchern bereit, und wir alle waren voll freudigen Erstaunens, seit 22 Wochen wieder einmal ein sanftes vernünftiges Wort von S. zu hören. Konrad fragte S., ob sie ihm denn nicht sagen könne, wo's ihr denn eigentlich fehle? — denn er glaubte sie befinde sich wieder in demjenigen Zustande, in welchem sie in sich hineinschauen könnte, — welches auch wirklich so war. Sie sagte hierauf:

„Ich habe den Hundskrampf, der meinen Leiden jetzt bald ein Ende machen wird, aber heute noch nicht."

Sie verlangte Hoffmannstropfen nebst warmen Tüchern, nach deren Gebrauch sie sich von Zeit zu Zeit besser befand. Aber immer noch durfte sich ihr niemand als Konrad nähern, gegen Mittag fing sie Jeden zu rufen an, sie wollte wissen, warum sich ihr niemand nähere, man erwiederte ihr hierauf, daß man bemerkt, daß ihr dies nicht angenehm sey. Sie schien von ihrer bösen Krankheit nichts zu wissen, — sie war seelengut und begehrte zu wissen, was denn mit ihr vorgegangen sey, daß ihr Leib so abgezehrt wäre ꝛc.

Nachmittags verordnete sie sich wieder eine Arznei von Kampher und Hirschhorngeist, aber eine recht starke, damit ihr dieselbe noch Kraft verschaffe, das was sie mit ihren Eltern und Geschwistern zu sprechen hätte, sagen zu können, denn am Sonntag morgen werde sie verreisen. Sie verlangte noch den Herrn Doktor zu sehn, und war herzlich freundlich mit ihm. Am Nachmittag wechselte sie bald mit Liebesbezeugungen gegen uns, bald mit Singen und Beten ab. Sie schien uns in einem ganz verklärten Zustande zu seyn. Sie heiterte uns auf, wir sollten doch keine so traurigen Mienen machen, und bald schien sie mit Engeln zu reden. Sie verlangte dann noch in die Stube getragen zu werden, man mußte sie aber wieder ohnmächtig in's Bett legen. Gegen den spätern Abend sagte S. mit gebrochener sterbender Stimme:

„Ihr Lieben! Heute Nacht habt Ihr noch viel auszustehen mit mir, aber ich bitte Euch, nehmt es nicht allzusehr zu Herzen, und wenn ich brülle wie ein Löwe, so erschrecket nicht, denn ich empfinde das nicht, was Euch scheint, darum seyd nur ruhiger als die vorige Nacht! Noch müßt Ihr mir eine Gefälligkeit erweisen, Ihr müßt mir heute noch das Leichengewand anziehn, damit nach meinem Tod, niemand meinen abgezehrten Leib zu sehn bekömmt ꝛc., auch müßt Ihr mich noch mit Kirschwasser waschen." Dies mußte

durch die Mutter und eine ihrer Schwestern, einer Tante von S., geschehen. Noch etwas sagte S., welches uns interessant vorkam.

„Wenn ich heute Nacht noch so schwach werde, so erwartet meinen Tod nicht, bis in meinem Zimmer etwas knallt oder zerbricht, aber auch dann kann es noch einige Stunden währen.“

Die letzte Nacht, die S. lebte, verbrachten wir angstvoll und traurig, die arme S. hatte noch fürchterliche Krämpfe zu bestehn, sie hatte wieder Krämpfe wie die vorige Nacht, und Anfälle von Verzweiflung!! Bald mußte man sie in ihrer Bettdecke in die Stube auf ein Bett tragen, und dann wieder in das ihrige, während dessen jammerte und schrie sie.

Um 3 Uhr zersprang ihre Arzneiflasche mit einem uns allen hörbaren Knall! — Um 4 Uhr kam sie wieder zum Bewußtseyn und sagte:

„Jetzt werde ich Euch keine Mühe mehr machen, denn ich habe ausgekämpft und bin durchgedrungen!“

Am Sonntag Morgen um 6 Uhr nahm sie von der Mutter Abschied, dankte ihr für ihr geduldiges Ausharren, versprach ihr, ihr in ihrer Todesstunde beizustehn und hinüber zu helfen. „Euch, Ihr Lieben alle!“ sagte sie, „werd' ich hinüber holen!“ Sie ordnete dann noch ihr Leichenbegängniß, betete mit sehr schwacher Stimme das Lied: „Ich bin zur Ewigkeit bestimmt u. s. f. Heute um 2 Uhr werd' ich also verreisen.“ Die Mutter sagte: „Ich zweifle, daß Du noch so lange bei uns bleibst?“ Susette lächelte und sagte: „Ich habe eine eigene Rechnung, die Ihr nicht versteht! Diesen Morgen noch werde ich verreisen. — Bleibet jetzt bei mir, aber etwas entfernt, ich mag Eure Nähe nicht ertragen.“ Darauf fing sie zu schlummern an, sprach aber doch mitunter einige Worte mit uns. Eine halbe Stunde vor 8 Uhr verlangte sie noch ein Gläschen guten Wein und leerte es bis auf den Boden. Dann sagte sie:

„Räumet jetzt alles sauber auf, damit, wenn die Leute

Euch zu condoliren kommen, alles in Ordnung ist." Bis aufgeräumt war, schlug es 8 Uhr, also am 23. Juni 1832, da nahm sie ein kleines wollenes Tuch, womit man ihr ihre schon seit zwei Tagen eiskalten Hände bedeckte, faltete selbiges zusammen, da sie's jetzt nicht mehr brauche und bat die Mutter, dasselbe in ihren Kasten zu legen. Sie sagte dann noch:

„Ich bitte Dich Mutter gehe;" die Mutter ging und ihr Ausbleiben währte keine Minute, und als sie wieder kam war Susette — eine Leiche!

Wer ein liebes Kind oder ein Geschwister oder sonst jemand liebes Bekanntes an einer solchen Krankheit hat leiden und sterben sehen, der hat so viel Erfahrung gemacht, daß er genug Stoff hat an's Ueberirdische fleißig zu denken, und um sein künftiges Seelenheil sich täglich zu bekümmern.

Zur Pneumatologie.

I.

Glück's Urtheil über die Gespenster.

Der berühmte Erlanger Rechtslehrer Glück in seinem Commentar über die Pandekten, beleuchtet die Fälle, wo der Conductor (Miether, Pächter) die Miethe oder den Pacht vor der Zeit verlassen kann (neue Ausg. Th. 17. S. 477 ff.), und kommt hiebei auch auf eine unter den Juristen bekannte Frage magischer Natur, und sagt darüber Folgendes:

„Ob auch Furcht vor Gespenstern hieher zu rechnen sey (zu den erwähnten Fällen), ist eine Frage, welche die ältern Rechtsgelehrten (Stryk, Brummer, Romanus, Dion. Gothofredus, Gometz, Huber ꝛc.) zwar einstimmig bejahen, die neuern aber seit Christ. Thomasius verneinen. Offenbar ist hier der ganze Streit unnütz, worüber gleichwohl in den angeführten Schriften der Rechtsgelehrten so viele Seiten angefüllt sind, nämlich ob solche Geistererscheinungen, welche man Gespenster nennt, und wodurch die Bewohner eines Hauses zur Unzeit beunruhigt werden sollen, möglich sind, oder nicht. Ihre innere Möglichkeit oder Unmöglichkeit läßt sich aus keinem Grunde a priori entscheiden und durch kein philosophisches Raisonnement verwerfen oder beweisen. Die Wirklichkeit eines jeden solchen angeblichen Ereignisses ist daher in den Augen des vernünftigen Richters immer als eine res facti anzusehen, worüber sich nur durch Prüfung der davon vorliegenden

Zeugnisse entscheiden läßt. Sind diese so beschaffen, daß an dem Beweise selbst juristisch nichts ausgesetzt werden kann, so muß der Richter für den Conductor sprechen, welcher diese Einrede vorgeschützt hat, er mag übrigens für seine Person glauben, was er will.“ —

Diese gesunde theoretische Ansicht wird wohl allen denen mißfallen, welche für die Dinge der unsichtbaren Welt nichts als ein Gelächter in Bereitschaft haben, oder denen ihre vermeinte Orthodoxie, wonach die Seelen der Verstorbenen entweder bei Gott im Himmel oder in der Hölle bei den Teufeln sind, Gespenster anzunehmen verbietet. Indessen behält der vorurtheilsfreie Glück vollkommen Recht; der Richter hat nicht nach seinem Glauben, sondern nach den Acten zu erkennen. Wenn durch unverwerfliche Zeugen rechtsgenügend erwiesen ist, daß ein Mensch mit Baumwolle todtgeschossen worden, so hat der Criminalrichter, der niemals von der Schießbaumwolle gehört und keinen Begriff davon hat, gleichwohl auf die gesetzliche Strafe des Mordes oder der Tödtung zu erkennen. Ein Anderes ist es freilich, wenn Jemand einen Andern des Betrugs beschuldigte, weil er im Winter Schnee auf dem Ofen getrocknet und hernach für Salz verkauft habe; denn daß gedörrter Schnee ein Unding ist, bezweifelt Niemand. Aber Gespenster lassen sich nicht von der Schwelle des Gerichts abweisen, wenn auch dominus judex seinen Kopf wetten wollte, daß es keine gebe.

Was thun aber nun die Patrone der sogenannten Aufklärung, die sich zu Richtern aufwerfen über Seyn oder Nichtseyn? Erstlich sie prüfen gar nicht, und man führt ihnen unzählige unverdächtige Zeugen vor, aber sie hören sie nicht; ihr längstgefaßtes Vorurtheil läßt sie nicht zum Wort kommen, ja sie schüchtern sie noch ein, wenn sie auftreten und die Wahrheit bekennen wollen. Ist das philosophisch? ist das juristisch? Liebe Leute, geht doch zum alten Glück, und laßt euch von ihm sagen, was vernünftig

und was recht ist! — „Ja, aber wir beweisen mit unumstößlichen Gründen, daß Gespenster eben so wenig möglich sind, als gedörrter Schnee, daß sie ganz zwecklos sind.“ — Geht abermals zum alten Glück, um zu sehen, daß eure Gründe schon längst discutirt sind! — „Und daß der Geisterglaube moralisch verderblich ist.“ — Da fragen wir nun, ob die Welt moralischer geworden ist, seit man diesen Glauben verworfen hat, oder umgekehrt? — Aber ihr hört nur euch selbst an. Wohl denn, so denkt was ihr wollt, aber spottet nur nicht über Dinge, die ihr nicht versteht, und erspart euch die künftige Reue. Ihr müßet allzumal dahin, woher auch die Gespenster kommen; süspendirt bis dahin eure Stimme, so werdet ihr weise seyn!

— y —

2.

Mein Großvater.

Wenn die nachfolgende Erzählung auch phantastisch klingt, so übergebe ich sie doch dem Leser nicht mit schüchternem Herzen, weil ich gar nichts anderes thue, als wahrheitsgetreu ein Erlebniß berichten, wobei ich jedem überlasse, sich die Sache zu denken und zu erklären, wie er es vermag. Ich selber bekenne frei, daß ich mir den Vorfall lediglich nicht zurechtzulegen weiß, und mir manches wie eine Thorheit erscheinen würde, wenn nicht meiner widerstrebenden Vernunft zum Trotze in meinem Herzen die feste Ueberzeugung lebte, daß dem, was ich gesehen habe und berichten will, die ernsteste Wahrheit zu Grunde liege.

Es war an Ostern 1844 als meine Frau mit ihren Kindern sammt der Magd in die Schweiz zu meinen Aeltern reiste. Die herrlichste Witterung begünstigte diesen ersten Ausflug meiner Frau in das prächtige Thurgau; und sie trug kein Bedenken, mir in den ersten Tagen ihres dortigen Aufenthalts zu schreiben, daß sie große Lust habe,

mit ihren Kindern für immer dort zu bleiben. Ich befand mich ganz allein in meinem Hause, in welchem sonst durch meine muntern Kinder so viel Bewegung und Leben war; und ich kann nicht läugnen, daß ich in den Osterfeiertagen oft großes Heimweh nach den Meinigen hatte. — Der Sicherheit wegen ließ ich des Nachts meinen großen Hund im Vorzimmer schlafen, und war von ihm überzeugt, daß er meinen Schlaf im Nothfall schützen würde. Am Ostermontag des genannten Jahres war ich schon morgens um 2 Uhr auf und arbeitete. Als mich endlich fror, legte ich mich zu Bette, und schlief sogleich ein. Da sah ich zwei Männer auf mein Bette zugehen, von welchen der eine sehr alt, sehr groß und sehr aufrecht war. Dieser Mann hatte etwas auffallend Anziehendes an sich. Die Liebe, die aus seinen Augen strahlte, läßt sich nicht beschreiben, obwohl die Augenlider roth waren, wie sie oft bei alten Leuten sind. Auch die Tracht, in welcher dieser alte Mann einher gieng, war mir sehr auffallend, besonders betrachtete ich die zinnernen Knöpfe, die in der Form von halben Bleikugeln an der blauen Weste sich befanden. An seiner linken Hand führte er einen Mann von mittleren Jahren in einem grauen Rock, der wohlgenährt und dabei innerlich vergnügt aussah. Der alte Mann stellte mir den jüngern vor und sagte: „er ist leider stockblind.“ Als ich ihn ansah, erkannte ich in ihm meinen Onkel, den Bruder meiner Mutter, dessen Beerdigung ich vor vierundzwanzig Jahren als ein ganz junger Mensch angewohnt hatte. Ich war mir im Traum wohl bewußt, daß mein Onkel gestorben sey, und sogleich entstand in meiner Seele der lebhafteste Wunsch, von ihm etwas Näheres über den Zustand nach dem Tode zu erfahren. — Die Herausgabe des Vermögens meiner Mutter von Seiten meines Onkels hatte beide Familien etwas entzweit, so daß das frühere herzliche Verhältniß ziemlich getrübt war. Dieser Umstand fiel mir im Traume ein. Ehe ich nun die wichtigen Fragen über das Jenseits machen wollte, ergriff ich

die Hand meines Onkels, den mir der alte Mann als einen „Stockblinden" vorgeführt hatte, ich drückte sie mit einer Wärme und Zärtlichkeit, wie man dies nur in geistig sehr erhobenem Zustand thun kann. Um aber der reinen Wahrheit ganz gewiß zu werden, fragte ich meinen Onkel: sagen Sie mir zuerst, ob Sie es wirklich aufrichtig und herzlich gut mit uns meinen? — Diese Frage schien beide Männer außerordentlich zu beleidigen. Doch deutete der alte Mann mit einem liebestrahlenden Blick mir gegen das Gesicht, und sagte mit einer Freundlichkeit, aus welcher eine wahre Seligkeit heraus leuchtete, zu dem blinden Onkel: „siehe, der ist es!" Ich hatte diesen guten Alten vernachläßigt auf Kosten des Onkels, den ich kannte. Meine Frage aber, ob er es gut und aufrichtig mit mir meine? diese Frage hatte beide sichtbarlich versetzt. Der Onkel zog unmuthig seine Hand aus der meinigen, beide Männer wendeten sich um, und gingen durch die Thüre in das Vorzimmer. In demselben Augenblick sagte mir eine Stimme: Du hast deinen Großvater gesehen! Zugleich that mein Hund einen lauten Schrei, an dem ich erwachte. Mein „Türk" stand vor meinem Bette, noch mehr als ich alterirt. Ein unnennbarer Schmerz erfüllte meine Seele, hauptsächlich darüber, daß ich dem alten Mann meine Aufmerksamkeit entzogen, und sie dem Onkel zugewendet hatte. Denn ich wußte nun ganz gewiß, daß ich das leibhafte Bild meines Großvaters gesehen hatte, und obwohl ich ihm um des blinden Onkels willen, der übrigens im Leben sehend und sehr gescheidt war, nicht die nöthige Aufmerksamkeit schenkte, so hat sich doch sein Bild so klar und deutlich in meiner Seele abgebildet, daß ich mir ihn jeden Augenblick vorstellen kann, wie meinen noch lebenden Vater, — und noch besser; und daß, wenn ich malen könnte, ich sein Bild darstellen wollte, so sprechend, daß ihn alle seine Bekannte erkennen müßten. Obgleich es noch nicht völlig Tag war, stand ich auf, und schrieb meiner l. Mutter in die Schweiz, und schilderte ihr den alten Mann,

der mir als mein Großvater war bezeichnet worden, vom Kopf bis zu den Füßen. Schuhe, Strümpfe, Hosen, Weste, Rock, Knöpfe, seine Größe, Haltung, die Farbe seiner Augen, Lippen, Backenknochen, Haare u. s. w. Kurz ich ließ gar nichts unbemerkt, und zeichnete das Bild so gut und treu, als es mit der Feder möglich ist. Dabei fragte ich meine Mutter auf ihr Gewissen, in wie weit dieses Bild dem ihres Vaters entspreche? Die Mutter schrieb mir umgehend, daß sie geglaubt habe, an ihrem dermaligen so herrlichen Aufenthalt nicht mehr weinen zu müssen. Mein Brief aber habe ihr das Bild ihres Vaters, bis auf die Kleidung und Knöpfe hinaus, so lebendig vor Augen gerückt, daß sie habe herzlich weinen müssen. „Ja in allewege hast du deinen Großvater gesehen," fuhr sie fort, „gerade so wie er in den letzten Jahren seines Lebens war. Ach wie freut es mich, zu wissen, daß mein Bruder, der in religiösen Dingen wirklich stockblind war, seinen frommen Vater gefunden hat, wie bin ich so glücklich, zu wissen, daß dieser selige Geist auch meinen Kindern nahe ist, und über ihnen wacht!"

Nun was soll ich mit diesem Traum oder Gesicht anfangen? Nichts etwa? Ja, wenn ich es nur vermöchte, aber in meinem Innern steht eben das Bild jenes Mannes und die Gewißheit, daß ich den Großvater gesehen habe, mit solcher Festigkeit, als die Ueberzeugung, daß ich meinen leiblichen Vater, der noch lebt, schon gesehen habe. Mein Großvater aber starb, eh ich geboren wurde, und ich habe vorher nie gefragt, ob er groß oder klein, aufrecht oder gebückt gewesen sey, noch weniger konnte mir einfallen, nach seinen Strümpfen oder Knöpfen, oder etwa darnach zu fragen, ob seine Backenknochen auffallend hervorstehend seyen, oder nicht; und dennoch versicherte meine Mutter mündlich und schriftlich, und mit Thränen, daß es nicht möglich sey, das Bild ihres Vaters treffender zu zeichnen, als ich es gethan hätte. Der größte Weltweise ist nicht im Stande, mir mehr Einwürfe entgegen zu halten, als ich mir selber entgegengehalten habe.

Mein Großvater war, nach allen Nachrichten, die ich von denen, die ihn kannten, einzog, ein sehr frommer, und für seinen Stand, er war ein Bauer, — ein ausgezeichnet gebildeter Mann; und der Todtengräber, der ihn vor sechs oder siebenundvierzig Jahren beerdigte, hat mir gesagt, daß der Pfarrer, der ihm die Leichenpredigt hielt, mit den Worten geschlossen habe:

Still floßen seine Tage,
Still wie ein Balsam fleußt,
So hell wie Sommertage,
So helle war sein Geist.

Wenn dann nun dieser Mann, wie ich glaube, hoffe und überzeugt bin, im Himmel ist, was thut er dann auf der Erde? Wenn er selig ist, wie kann Seligkeit bestehen bei dem Anblick der Stürme, Kämpfe und Sünden, denen er die Seinigen ausgesetzt sieht? — Und wenn er ein Geist ist, so sage mir ein vernünftiger Mensch, was that er mit Laschenschuhen an seinen Füßen, und mit zinnernen, halbkugelförmigen Knöpfen an seiner blauen Weste? Was sollen die von Alter roth gewordenen Augenlider u. s. w.? Diese und noch hundert andere Einwendungen habe ich mir selbst gemacht, und mache sie mir, so oft ich an den Traum, der aber etwas anderes als ein Traum war, gedenke. Nun darf ich aber auch fragen, wie komme ich zu einem Traum von meinem Großvater, den ich nie gesehen habe? Zu einem Traum, in welchem ich sein ganzes leibhaftiges Bild vor Augen sehe, und ein Kostüm, das meine Phantasie nicht schaffen konnte, weil ich noch Niemand in einem solchen sah? Wer dazu Lust hat, der mag es für einen Zufall halten, daß mein Hund mit einem lauten Schrei auffuhr und mir zueilte, und in sichtbarer Alteration war, als ich erwachte. Ich halte es für keinen Zufall. Und das Bild, das sich mir so wunderbar und so sprechend einprägte, und so lange ich lebe, sich nicht mehr in meiner Seele verwischen wird! Und das verklärte Antlitz des Alten, und die Freudigkeit und der

Trost, der ungesucht und unwillkührlich meine Seele durchdrang, als er mit dem Finger auf mich zeigte, und zu seinem Begleiter sagte: der ist es! Das alles sind Sachen, die ich nur berichte, weil ich sie gesehen, gehört, erlebt uud gefühlt habe. Einem vernünftigen Menschen aber, nemlich einem solchen, der blos vernünftig ist, gebe ich das Recht, darüber zu lachen, und würde um keinen Preis ihm zumuthen, das, was ich erzählt habe, zu glauben. Ich bin nemlich, man wird es nicht zu reimen wissen, in gewissem Sinn ein Feind des Glaubens, und kann durchaus nicht begreifen, wie man einen so unendlichen Werth darauf legen kann, ob Jemand eine Erzählung oder einen Lehrsatz glaubt oder nicht. Ich denke, jeder glaubt, was er kann und was ihm glaubwürdig erscheint, und die Menschen sollten sich nicht hassen oder bekriegen um deswillen, was Einer glaubt, und der Andere nicht glaubt, denn der Glaube richtet sich nach unserer Erziehung und ganz besonders nach unserer geistigen Disposition, über welche wir nicht gebieten können. In diesem Fall, den ich berichtet habe, und in hundert andern ähnlichen Fällen, die ich berichten könnte, handelt es sich nicht um den Glauben, sondern um das Wissen; aber es gibt ein höheres Wissen, das, ich will es drollig sagen, dort anfängt, wo uns hier der Verstand stille steht. Unsre Logik, deren größter und geborner Verehrer ich bin, ist für diese Erde gemacht, und alles, was irdisch ist, fällt in ihren Bereich, aber alles, was die Grenzen dieses zeitlichen Daseyns überschreitet, überschreitet eben damit auch das Gebiet der Logik und der Weltweisheit, und so kann die Weisheit dieser Welt zur Narrheit werden, und das Wissen und die Weisheit von jener Welt ist ohnehin längst zur Thorheit in dieser Welt geworden.

Ich habe in dieser Richtung eine Schrift verfaßt, und das Manuscript dem Herrn Herausgeber des Magikons zur Beurtheilung übersendet. Ich muß bekennen, daß ich seine Schriften nur vom „Hörensagen“ kenne, daß ich also auf

keine Gunst in der Beurtheilung Anspruch mache oder habe, und daß es deßhalb auch unmöglich ist, daß seine Schriften auf meine Ansichten irgend welchen Einfluß geäußert haben. Jedenfalls würde es mich aber sehr freuen, wenn dieser Mann seine Ansichten über mein Werk in Kürze hier auszusprechen die Gewogenheit hätte.

Pfarrer Weil.

Anmerkung: Dieser Schrift des Herrn Pfarrer Weils dürfen alle Freunde eines innern Lebens sich erfreuen; sie enthält höchst interessante Thatsachen, einfach und wahr erzählt. Möge er diese Schrift doch bald veröffentlichen, sie spricht am besten selbst für sich

---

3.

Eine merkwürdige Spukgeschichte,

mitgetheilt von Durley Castello.

Es gibt kaum Etwas, was die Menschen gemeiniglich mehr von sich abweisen, als den Glauben an übernatürliche Erscheinungen, und dennoch gibt es Wenige, welche nicht in einer Periode ihres Lebens stillschweigend, wenn auch nicht offen, die Möglichkeit solcher Vorfälle eingestehen. Es gibt negative Beweise genug für die Existenz dieses Glaubens, wie z. B. die Begierde, mit welcher Geschichten dieser Art meistentheils angehört werden, weniger aus Neigung zum Wunderbaren, oder aus dem Wunsche, die Erzählungen als unwahr zu bekämpfen, als in Folge eines geheimen Zuges der Seele, welcher uns unwillkürlich über die Schranken dieser Welt hinausführt. Wer hätte nicht gern „eine gute Geistergeschichte" mit angehört, und schob nicht seinen Stuhl näher heran, wenn Anstalten gemacht wurden, eine solche zu erzählen? Ich habe nie Jemand gekannt, der nicht gern und willig in solchen Fällen zugehört hätte. Allein positivere Beweise finden sich in Erzählungen von Personen, die Verstand und Glaubwürdigkeit genug besaßen, daß man an ihren Aussagen nicht zweifeln konnte. Es ist viel leichter,

eine Vermuthung über dergleichen aufzustellen, als einen hinlänglichen Grund gegen das anzuführen, was wir nicht begreifen können.

Täuschungen der Sinne, sonderbares Zusammentreffen, Melancholie, ein schlechtes Gewissen, Kränklichkeit, werden oft als die Ursachen solcher Erscheinungen angesehen. Und dennoch haben alle diese Erklärungsversuche bei einigen der berühmtesten Geistergeschichten fehlgeschlagen, und auch die größten Zweifler mußten zugeben, daß jene Umstände sich nicht erklären ließen. Ich weiß nicht, ob die folgende Geschichte in die Klasse derer gehört, deren Lösung leicht ist, — denn man kann in eigner Sache nicht Richter sein, — für mich aber ist sie stets ein unerklärbares Geheimniß gewesen.

Es sind nun 15 Jahre, daß einer meiner Freunde, Namens Beaumont, in der Nähe der Stadt H., im westlichen Yorkshire, lebte. Er war ungefähr 30 Jahr alt, ein Mann von kräftigen Nerven und klarem Verstande, dessen Erziehung und spätere Lebensschicksale der Art waren, daß Aberglaube bei ihm nicht Wurzel fassen konnte. Er war jung mit einem schönen Mädchen verheirathet worden, aber sie hatten keine Kinder gehabt, übrigens waren sie mit einander glücklich gewesen. Beaumonts Vermögensumstände waren gut und es traten Verhältnisse ein, welche dieselben sogar glänzend machten, aber mit diesem Glücke trat zugleich der Wunsch, wo nicht die Nothwendigkeit bei ihm ein, ein größeres Haus, als er bisher bewohnt, zu beziehen.

Zufällig stund Ashfield House um diese Zeit zur Miethe. Es war ein großes Gebäude mit einer vortrefflichen Lage, die den romantischen Ueberblick eines schönen Thales gewährte. Alles machte diesen Wohnort zu einem sehr angenehmen, aber das Haus selbst hatte eine Schattenseite, es stand im Rufe, daß es darin spuke. Dieser Ruf beruhte nicht auf einer Sage, denn Ashfield war in neuerer Zeit erbaut worden, und der Erbauer erst vor einigen Jahren

gestorben, aber die Art seines Todes und des seiner Schwester, welche kurze Zeit vor ihm starb, warfen einen Schatten auf diese Mauern.

Die Geschichte der ersten Bewohner war in verschiedenen Versionen in Umlauf, doch glaubte man ziemlich allgemein, daß beide durch Selbstmord ums Leben gekommen seyen. Es konnte kein Zweifel darüber obwalten, daß dieß bei dem Bruder wirklich der Fall gewesen, denn die Angaben des Leichenbeschauers waren genau und Jedermann im Gedächtniß: anders verhielt es sich jedoch in Bezug auf die Schwester. Die näheren Umstände ihres Todes waren in Dunkel gehüllt, und manche Personen hegten Zweifel, ob sie wirklich durch ihre eigne Hand geendet habe, wie verbreitet wurde, oder vielmehr durch die eines Andern.

Obgleich kein Umstand den Bruder direct dieser That beschuldigte, so bezeichnete der Verdacht ihn dennoch, und ob es nun Gewissensbisse oder Gram war, das konnte Niemand sagen, aber grade ein Jahr, nachdem das Frauenzimmer todt im Bette gefunden worden, in Folge von Vergiftung, fand man seine Leiche in demselben Zimmer: er hatte sich eine Kugel durch den Kopf geschossen.

Es erschien, als ob ihr früheres Zusammenleben keineswegs ein glückliches gewesen sey; beide waren reich — sie zeigten aber keine Liebe für einander, lebten getrennt, obgleich unter demselben Dache, und eine bindende Nothwendigkeit, nicht die Fesseln der Zuneigung schien sie mit einander zu verknüpfen. Die Schwester war schweigsam und trüb, ging selten aus, und verließ, wenn sie dieß that, doch nie die Umgebungen ihrer Wohnung. Den Bruder sah man häufiger, aber sein Wesen war eben so finster und abgeschlossen.

Er machte keine Bekanntschaften und seine Hauptbeschäftigung bestand darin, in der Gegend umherzureiten, entweder langsam in Gedanken versunken, oder wild jagend, als wolle er seine Melancholie übertäuben. Ein Geheimniß

schwebte über ihren Lebensschicksalen, und die schreckliche Art ihres Todes trug dazu bei, dasselbe zu vergrößern. Ihre eignen Handlungen reichten hin, den Eindruck, welchen ihr Haus auf Alle machte, hervorzurufen, und nachdem eine entfernte zu London wohnende Verwandte in den Besitz desselben gelangt war, wurde Ashfield House zugeschlossen und sein unheimlicher Ruf wuchs, jemehr das Andenken der Scenen, deren Zeuge es gewesen war, verschwand.

Aber welcherlei Gerüchte auch Andere abschreckten, Ashfield zu bewohnen, sie machten keinen Eindruck auf Herrn Beaumont, als er ein Haus gebrauchte, das seinen Zwecken entsprach; und obgleich es auf die Miethe nicht wesentlich ankam, so war er doch ein Mann, welcher gern einen vortheilhaften Handel abschloß, und die niedrige Summe, für welche er es miethen konnte, bestimmte ihn noch mehr dazu, es zu seinem Wohnort zu machen. Er machte sogleich mit dem Makler einen Kontrakt, eine Anzahl von Arbeitern wurde hingeschickt, um das Verfallene wiederherzustellen — das Licht des Tages strömte wieder durch seine Fenster, und helle Flammen loderten in den verlassenen Kaminen. Ein erfahrner Baumeister untersuchte das Gebäude und fand, daß es sogleich bezogen werden könne, Beaumont nahm es also in Besitz: das Landvolk zuckte bedenklich die Achseln.

Es war im Frühling des Jahres 1833, als Beaumont sich nach Ashfield begab, und anfangs nichts entdeckte, was ihn seine Wahl gereuen machen konnte; im Gegentheil, als der Sommer herankam, befand er sich in einer besseren Lage als seine Nachbarn, denn wenn ihre Gärten und Gehölze geplündert wurden von Dieben, deren sich eine große Anzahl in der Gegend befand, so rührte keiner zu Ashfield etwas an. Der würde für einen kühnen Mann gegolten haben, welcher nach dem Einbruch der Nacht sich durch den Ashfieldpark gewagt hätte, und die Furcht übte eine große Gewalt selbst bei denen aus, welche auf nächtlichen Raub

ausgingen. Die Bewohner von Ashfield waren also befreit von einem großen Uebelstande des Landlebens.

Aber in dem Verhältniß, als der Sommer schwand, und die kürzeren Herbsttage folgten, begann Unruhe sich der Dienerschaft des Hauses zu bemächtigen; die Gerüchte, welche überhört worden waren, als die Tage hell und die Nächte kurz waren, nahmen mit der Veränderung der Jahreszeit einen veränderten Charakter an, das Lächeln der Ungläubigkeit wurde seltener, die Sprache des Zweifels weniger laut; man koncentrirte sich mehr im Hause, und es thaten zwei lieber dasselbe Geschäft zusammen, als einer allein, und wirklich gab es viele Beschäftigungen, welche gar nicht allein versehen werden konnten. Unter diesen war das Amt, bei Nacht in die Ställe zu gehen, denn Kutscher, Reitknechte und alle übrigen behaupten, bei mehr denn einer Gelegenheit eine weibliche Gestalt gesehen zu haben, welche langsam aus der Höhe in den Stallraum hinabgeschwebt sey, — eine Behauptung, welche ziemlich abgeschmackt erschien, die aber dennoch geglaubt wurde. Andere Geschichten ähnlicher Art zirkulirten ebenfalls und die ganze Dienerschaft war jetzt fest überzeugt, daß es in Ashfield House umgehe.

Natürlich blieb diese Meinung nicht auf das Gesindezimmer beschränkt. Sie gelangte auch zu Herrn und Madame Beaumont, doch beide würdigten dieselbe keiner Ueberlegung, ausgenommen hinsichtlich des Einflusses, welchen sie auf die Dienerschaft hervorbrachte. Obgleich jung, hatte Madame Beaumont einen starken Geist, und viel gesunder Verstand zeigte sich in allen ihren Handlungen. Den Charakter ihres Gatten haben wir schon oben näher bezeichnet. Beaumont lachte über die Sache, er sagte, die Geister wären bisher seine Verbündeten gewesen und verdienten Ermunterung, während seine Gattin, wenn das Mädchen ihr davon erzählte, sich begnügte, die Sache eine Thorheit zu nennen, und zu verbieten, davon zu reden.

So blieb die Lage der Dinge bis zur Mitte des Mo-

nats Oktober. Da traf es sich, daß ein wichtiges Geschäft Herrn Beaumonts Anwesenheit in London erforderte, und er sich daher dahin begab, Madame Beaumont allein lassend. Es war das erstemal seit ihrer Heirath, daß sie sich trennten, und sie fühlte sich natürlich sehr einsam, im Uebrigen aber war sie keineswegs melancholisch gestimmt. Es waren noch einige Blumen im Garten, welche sie bis zur Rückkehr ihres Gatten zu erhalten hoffte. Eine gute Bibliothek befand sich ebenfalls im Hause und sie beschäftigte sich gern mit Lesen; ihre häusliche Arbeit und ein Brief, den sie jeden Abend an ihren Gatten schrieb, bisweilen auch absandte, gaben ihr hinlänglich zu thun; ihre Gemüthsstimmung im Allgemeinen war heiter, und in ihre ernsten Gedanken mischte sich kein Aberglaube.

Es war am dritten Tage nach der Abreise ihres Gatten, als Madame Beaumont, nachdem sie ziemlich lange aufgeblieben war, beschäftigt mit der Lectüre „die Feueranbeter,“ sich zu Bette begab. Es war ein stürmisches Wetter am Tage gewesen, aber gegen Abend legte sich der Wind und Nichts störte das allgemeine Schweigen, ausgenommen das Geplätscher des Regens, welcher auf das Dach fiel.

Die Zimmereintheilung von Ashfield war so beschaffen, daß das **corps de batiment** gänzlich getrennt war von dem Theile, wo die Dienerschaft schlief, und diese Absonderung wurde durch eine Thüre am Fuße der Haupttreppe bewerkstelligt, welche stets von Innen verschlossen war. Als Schildwache befand sich hier ein hübscher Wachtelhund von der reinsten Race, welcher mit einer kleinen Kette an die Wand angeschlossen war, und stets auf der weichen Matte am Fuße der Treppe sein Lager anfschlug. Er war eine kleine wachsame Kreatur mit gellendem Gebell, das er stets ertönen ließ, wenn irgend ein Umstand seine Aufmerksamkeit auf sich zog.

Das Schlafzimmer der Madame Beaumont lag oben an der Haupttreppe und man gelangte zu demselben über

einen kleinen Vorplatz, der nur wenige Fuß im Umfang maß. Es waren auch andere Thüren auf diesem Vorplatz, aber sie führten alle zu Schlafzimmern, und waren verschlossen. Als nun Madame Beaumont ihrer steten Gewohnheit zu Folge untersucht hatte, ob Alles in Richtigkeit sey, so begab sie sich in ihr Zimmer, in Begleitung eines kleinen holländischen Hundes, der nie von ihrer Seite wich. Obgleich über die Maßen klein, hatte das Thierchen dennoch viel Muth, und schien stolz darauf zu sein, daß er seine schöne Gebieterin beschützte. Eine Stunde darauf begab sich Madame Beaumont zu Bette und schlief, da sie sehr müde war, bald ein; aber ihr Schlummer hatte noch nicht lange gedauert, als sie durch ein rollendes Geräusch, gleich fernem Donner, gestört wurde. Sie dachte zuerst, daß es ein Gewitter sey, aber der Lärm ward immer lauter und schien aus dem Innern des Hauses zu kommen. Sie hatte keine Zeit, lange Muthmaßungen darüber aufzustellen, denn er näherte sich schnell ihrem Zimmer, als wenn ein schwerer Lastwagen durch einen Korridor gezogen würde, obgleich keiner im obern Theil des Hauses existirte. Immer näher kam es und stieß mit fürchterlicher Gewalt an die Zimmerthür. In dem Augenblick, wo Madame Beaumont erwachte, hatte der kleine holländische Hund, ebenfalls gestört, sich vom Fuß des Bettes, wo er schlief, erhoben und begann fürchterlich zu bellen, während der Wachtelhund unten an der Treppe laut und anhaltend heulte, so daß das Haus davon widerhallte.

Es würde der Wahrheit zuwider seyn, wollten wir nicht eingestehen, daß Madame Beaumont Furcht empfand; die Verlassenheit ihrer Lage, das Ueberraschende des schrecklichen Lärmens, verbunden mit dem Bewußtseyn, daß man zu diesem Theil des Hauses auf keine Weise gelangen konnte, wäre hinreichend gewesen, um in noch kräftigeren Seelen, als die ihrige war, dieß Gefühl zu erwecken; nichtsdestoweniger lag sie nicht zitternd im Bette, sondern, nach-

dem sie heftig geschellt hatte, um die Diener zu erwecken, ging sie auf die Thüre zu, öffnete dieselbe mit fester Hand, und blickte unerschrocken auf den Vorplatz.

Es war nichts zu erblicken, obgleich man bei dem Lichte, welches durch die Treppenfenster eindrang, bemerkt haben würde, wenn etwas Ungewöhnliches sich dort befunden. Sie warf nun ihren Morgenrock um, machte Licht an und ging auf dem Vorplatz umher, indem sie alle Thürendrücker anfaßte, aber alle Gemächer waren verschlossen, wie sie gewesen. Darauf ging sie die Treppe hinunter, der Wachtelhund hatte mit Bellen aufgehört, und lag nun ausgestreckt auf seinem Lager, am Ende seiner Kette, die Thür, welche er bewachte, war zu und der Schlüssel steckte im Schlosse.

Als Madame Beaumont die Dienerschaft herankommen hörte, öffnete sie die Thür und erkundigte sich eindringlich nach dem Geräusch. Alle erklärten, nichts gehört zu haben! Vergeblich wiederholte sie die Fragen, sie blieben dabei, daß keine Störung vorgefallen und nur das Schellen sie aufgeweckt habe; aber sie sagten dieß mit einem bedenklichen Ton und wechselten Blicke mit einander, während sie auch heimlich unter einander flüsterten.

Madame Beaumont wußte nicht, was sie davon halten sollte, sie war überzeugt, daß der Lärm, welchen sie vernommen, nicht bloß in ihrer Phantasie seinen Grund habe. Die Hunde gaben Zeugniß davon und der Zustand des einen gab den klaren Beweis, daß etwas Außerordentliches stattgefunden. Sie konnnte nicht annehmen, daß es ein Streich der Dienerschaft gewesen sey, denn sie konnten nur durch die verschlossen gewesene Thür mit dem Hauptgebäude in Verbindung kommen. Sie war ebenfalls überzeugt, daß der Wind das Geräusch nicht könne verursacht haben, erstlich, weil die Nacht ruhig war, und dann wegen des eigenthümlichen Charakters des Geräusches, selbst wenn ein Sturm gewesen wäre.

Bevor sie sich wieder zur Ruhe begab, untersuchte sie

alle Stuben am Vorplatz, aber Alles war in gewöhnlicher Ordnung, die Fenster waren geschlossen, die Möbeln auf ihrem Fleck, die Betten mit ihren Vorhängen unberührt, kein Anzeichen war da, daß irgend Jemand kürzlich dagewesen sey. Noch wollte sie die nächtliche Störung natürlichen Gründen zuschreiben, und beschloß deßhalb, als sie keine Erklärung auffinden konnte, nicht mehr darüber zu sprechen. Zum Schutz, wenn etwa das Geräusch sich erneuern sollte, ließ sie eine Dienerin auf einem Sopha in ihrem Zimmer Platz nehmen. Es ereignete sich indessen nichts wieder und Madame Beaumont genoß eines ruhigen Schlafes während des Restes der Nacht.

Am folgenden Tage dachte sie über die Sache nach, und da sie den Schrecken, welchen ihre Dienerschaft schon empfand, nicht gern vermehren wollte, sprach sie nicht mehr davon; obgleich sie nun überzeugt war, daß ihre Phantasie sie nicht getäuscht habe, so hoffte sie doch, daß die Sache sich später auf natürlichem Wege aufklären werde. Sie schrieb von der Sache auch nichts ihrem Manne, theils um ihm keine Unruhe zu machen, wenn er erführe, daß sie während seiner Abwesenheit etwas Unangenehmes gehabt habe, theils weil ihm die Begebenheit zu abgeschmackt erschienen sein würde. Da das Geschäft, welches ihn nach London gerufen hatte, ihn wahrscheinlich noch länger dort zurückhalten werde, so begnügte Madame Beaumont sich damit, das Mädchen in ihrem eignen Zimmer schlafen zu lassen, in einem kleinen Bette, neben dem ihrigen.

Es war gegen das Ende des Novembers, die Nacht war hell und kalt, die Luft war vollkommen still. Madam Beaumont und ihr Mädchen waren beide zu Bette gegangen und schliefen, als plötzlich die erste mit dem Gefühle aufwachte, daß der Lärm sich nahe. Sie richtete sich auf, horchte aufmerksam, vernahm jedoch während einiger Minuten nichts, als das tiefe Athemholen der Dienerin, dann hörte sie in der Ferne das dumpfe Geräusch, so deutlich, daß

kein Irrthum obwalten konnte. Der holländische Hund sprang wieder, wie beim erstenmal, auf und bellte heftig, Madame Beaumont rief laut ihr Mädchen, welches mit großem Schreck aufwachte, doch zeitig genug, um den heftigen Stoß an der Thür, welcher alle Gegenstände im Zimmer erzittern machte, zu hören. Entschlossen, sich nicht etwa hinter's Licht führen zu lassen, schob Madame Beaumont den Riegel bei Seite, und eilte auf den Vorplatz, welcher denselben Anblick, wie früher, darbot, und auch der Wachtelhund lag wieder in Krämpfen, bedeckt mit Schaum, da.

Noch einmal untersuchte sie alle Schlösser, aber ohne Resultat, und kehrte nun langsam in ihr Zimmer zurück, nachdenklich und, um die Wahrheit zu sagen, nicht ohne ein ängstliches Gefühl. Dieß Gefühl theilte vollkommen die Dienerin, deren moralische Kraft, durch diese nächtliche Störung, welche sie unbedenklich übernatürlichen Gründen zuschrieb, ganz vernichtet war, und die inständig bat, nicht einem zweiten Besuch des Geistes ausgesetzt zu werden. Sie war in der That so ergriffen von der Sache, daß sie einige Tage darauf erklärte, den Dienst verlassen zu wollen, selbst bei Verlust ihres Lohnes, um nur nicht in einem Hause zu seyn, wo es spuke. Ihre Angst steckte die übrige Dienerschaft an, und obgleich sie selbst nichts gehört hatten, da sie in einem andern Theil des Gebäudes schliefen, so hatte Madame Beaumont dennoch große Mühe, sie zusammenzuhalten.

Kurz nach dieser zweiten Störung kam Herr Beaumont von London zurück, und brachte die Schwester seiner Frau mit, welche in Ashfield fortan wohnen wollte. Sie war ein Mädchen von ruhigem Temperament, von äußeren Einflüssen wenig berührt, Furchtsamkeit nicht kennend. Bald darauf vernahmen Herr Beaumont und Miß Alleyne die Geschichte des nächtlichen Ereignisses, welche jedoch von beiden nicht geglaubt wurde. Herr Beaumont machte dieselbe lächerlich, Miß Alleyne nahm sie mit kalter Verachtung auf; der Wind und die Katzen wurden wechselweise dafür verantwortlich

gemacht, und Madame Beaumont, in der Freude ihres Herzens über die Rückkehr des Gatten, sprach nun auch nicht weiter darüber.

Eine ziemlich lange Zeit störte nichts die Ruhe, dann wurde diese aber durch einen Vorfall beeinträchtigt, welcher unbedeutend an und für sich, bemerkenswerth wird durch das, was früher sich ereignete. Herr Beaumont und Miß Alleyne waren eines Abends auf einen Ball in der Nachbarschaft gegangen, Madame Beaumont hatte keine Neigung gehabt, denselben auch zu besuchen. Sie saß gegen zehn Uhr allein in ihrem Wohnzimmer und las, als plötzlich die Thür aufflog und mit Heftigkeit gegen die Zimmerwand schlug. Sehr überrascht, war sie neugierig zu sehen, wer auf so unfeine Weise hereinkomme, aber Niemand zeigte sich. Erschreckt stand sie schnell auf, um zu klingeln, aber der Glockenzug riß und fiel ihr in die Hand. Zufällig war der andere Glockenzug nicht in Ordnung und konnte daher nicht gebraucht werden, so stand sie nun, indem die Erinnerung an das früher Vorgefallene ihr vor die Seele trat, neben dem Ofen, unfähig sich zu rühren. Als sie so dastand, ging ein rasselndes Geräusch, wie das einer Person im seidenen Gewande, schnell an ihr vorüber, und sie hatte das Gefühl, wie wenn einer in's Zimmer kommt, den wir nicht anblicken. Dieses Gefühl könnte die Wirkung der Furcht gewesen seyn, obgleich Madame Beaumont dazu nicht neigte, aber was es auch seyn mochte, es erschien ihr der Wirklichkeit gleich und brachte jene feste Ueberzeugung hervor, welche wir oft in Bezug auf die Wahrheit von Dingen haben, die wir nicht als wahr beschwören können.

Es vergingen einige Minuten, ehe Madame Beaumont ihres seltsamen Gefühles Herrin werden konnte, und als dieß der Fall war, ging sie sogleich aus dem Zimmer und rief einem Diener, mit welchem sie alle Gemächer jenseits des Wohnzimmers untersuchte, natürlich ohne Erfolg. Man versuchte auch, ob es möglich sey, daß die Thür des Wohn-

Zimmers durch einen Windstoß sich öffnen könnte, aber die Schlösser befanden sich in der besten Ordnung, in der That war das Haus so solide gebaut, daß die gewöhnliche Art und Weise, wie man einen solchen Vorfall erklärt, hier nicht in Anwendung gebracht werden konnte. Um nicht beschuldigt zu werden, wenn sie allein sey, sich unnützer Furchtsamkeit zu überlassen, beschloß Madame Beaumont, nichts von der ausgestandenen Angst zu erzählen und sowohl Herr Beaumont als Miß Alleyne erfuhren von dem Vorfall nichts.

Der nächste Beweis dafür, daß es in Ashfield House nicht richtig sey, kam von einer andern Seite her.

Miß Alleyne haben wir als ein Frauenzimmer von ungewöhnlich starken Nerven geschildert, und dieselben sollten bald geprüft werden. Das Schlafzimmer, welches sie innehatte, befand sich am Ende des Hauptgebäudes, und war durch ein Ankleidezimmer von dem der Madame Beaumont getrennt. Eines Abends, nachdem sie mehr als gewöhnlich beschäftigt gewesen, war es ziemlich spät, als sie Anstalten machte, zu Bette zu gehen. Alles war still im Hause und sie saß vor ihrer Toilette und ordnete ihr Haar, als ein lautes krachendes Geräusch die Wand entlang ging und ehe sie noch ihr Haupt erheben konnte, die Tapete an der Seite des Zimmers, wo sie saß, abfiel, als wäre sie mit einem Messer abgeschnitten und den Boden bedeckte, die Toilette und andere Möbeln. Es war ein seltsamer Vorfall, aber sich selbst gleichbleibend, schrie Miß Alleyne weder auf, noch verrieth sie irgend eine besondere, innere Bewegung. Ihr erster Gedanke war, daß die Wand einstürzte, und sie zog sich daher schnell zurück, die Augen auf dieselbe heftend; da sie jedoch bemerkte, daß sich nur die Tapete gelöst hatte, so näherte sie sich wieder in der Absicht, zu entdecken, auf welche Weise man ihr diesen übelangebrachten Scherz gespielt habe, aber selbst die genaueste Untersuchung führte sie zu keinem Resultat in dieser Beziehung. Die innere Seite der Tapete war ganz glatt und nichts deutete eine Vorbereitung der Sache an.

Nachdem sie sich überzeugt, daß keine Gefahr zu fürchten sey, begab sie sich ruhig in's Bett, und schob jegliche fernere Untersuchung bis zum Morgen auf, wofern sich nichts weiter ereignen sollte. Alles blieb in Ruhe, sie schlief ungestört, und erst als sie zum Frühstück hinunterging, erwähnte sie, was vorgefallen sey.

Herr Beaumont war sehr überrascht, und alle drei gingen zusammen nach Miß Alleyne's Schlafzimmer, wo die Tapete noch so lag, wie sie heruntergefallen war. Als die Diener das Vorgefallene hörten, blickten sie einander geheimnißvoll an und flüsterten unter sich, aber Herr Beaumont, welcher ein praktischer, erfahrner Mann war, und nur natürliche Gründe dahinter vermuthete, ließ einen Baumeister aus H. kommen, der die Wand genau untersuchte und das Abfallen der Tapete den Einwirkungen der Feuchtigkeit zuschrieb, welche die porösen Steine, aus denen Ashfield erbaut sey, durchdrungen habe. So schien also dies Ereigniß keineswegs außerhalb der Grenzen des Natürlichen zu liegen und sowohl Herr Beaumont als Miß Alleyne spöttelten gegen Madame Beaumont über diese neue Demonstration ihres Geistes. Sie trug ihrerseits kein Bedenken, die Erklärung des Baumeisters für die richtige zu halten, aber sie konnte auch keine Verbindung zwischen diesem und dem früheren nächtlichen Geräusch entdecken. Bald sollten jedoch auch die Anderen Erfahrungen in Betreff desselben machen.

Der Monat Oktober kam heran, und brachte dasselbe Wetter mit sich, welches im vorigen Jahre diesen Monat bezeichnet hatte. Die Nacht des 29. — wo es ein Jahr war, seit der ersten nächtlichen Heimsuchung — war ruhig und ohne Wind, nur regnete es etwas. Wie damals, war zu Ashfield Alles zu Bette gegangen, und es mochte gegen ein Uhr Morgens seyn, als das Bellen des Holländischen Hundes Herrn und Madame Beaumont aufweckte. Die letztere drückte den Arm ihres Gatten und bat ihn, zu horchen, er that es und das rollende Geräusch war ihnen beiden vernehmlich.

Wieder schien es sich schnell zu nähern, immer lauter werdend. Herr Beaumont war aus dem Bette gesprungen, und stand auf dem Punkte, zu der Thür zu eilen; er wartete nur auf die letzte Explosion, um die Richtigkeit der frühern Erzählungen seiner Gattin zu beweisen. Schnell trat der Stoß ein, und erschütterte wie ein Körper von enormem Gewicht das ganze Zimmer. Nun eilte Herr Beaumont augenblicklich zur Thür und auf den Vorplatz, auf demselben war nichts zu erblicken! Herr Beaumont fragte Miß Alleyne, welche ebenfalls ihr Zimmer verlassen hatte, ob sie auch das Geräusch vernommen und sie beschrieb es ganz in derselben Weise. Jeder Winkel des Vorplatzes und der leeren Zimmer ward nun untersucht und ebenso die Treppe, aber alles war wie gewöhnlich und keine Spur, die zu einer Aufklärung führte, zeigte sich. An ein Experiment vermittelst Elektricität war nicht zu denken, denn keiner im Hause verstand sich darauf und Herr Beaumont kehrte in Gedanken versunken nach seinem Schlafzimmer zurück. Er konnte die Existenz dessen, was er lächerlich gemacht, nicht länger läugnen, und er sah, daß es der größten Wachsamkeit bedürfe, um das Geheimniß zu lüften. Wenn von der Sache gesprochen ward, so schien er sie leicht zu nehmen, aber die Maßregeln, welche er ergriff, bewiesen das Gegentheil. Auch Miß Alleyne war von ihrer Ungläubigkeit zurückgekommen.

Unter den Vorsichtsmaßregeln, welche Herr Beaumont getroffen hatte, war die, geladene Schießgewehre stets bei der Hand zu haben, jeden Abend lud er seine Pistolen und legte sie beim Zubettegehen so hin, daß er sie sogleich ergreifen konnte. Er hatte auch einen Bindfaden an den Thürdrücker gebunden, so daß er dieselbe augenblicklich öffnen konnte, wenn das Geräusch sich hören ließ, und beständig brannte eine Lampe. Einige Nächte verbrachte er schlaflos, aber ohne Erfolg. Endlich trat das Geräusch wiederum ein, mit dem Unterschiede, daß er vor dem letzten Stoß die Thür geöffnet, und schnell wie der Blitz, zwei Pistolen abgeschossen hatte. Der Knall verlor sich in dem tiefen Donner des geheimnißvollen Geräusches, und die

Kugeln prallten an der Wand gegenüber ab. Man hörte keine Fußtritte, und außer dem Bellen des Hundes und den Ausrufen der Damen würde Alles still gewesen seyn.

Obgleich Herr Beaumont einen starken Geist besaß, war sein Körper doch nur schwach, er hatte früher an einer Lähmung gelitten, heftige Aufregungen waren ihm daher schädlich. Er versuchte nun sich zu beruhigen, doch hatte die Sache einen starken Eindruck auf ihn gemacht, und er ward daher von Neuem von der Krankheit befallen. Sein Zustand wurde sehr gefährlich, aber seine Konstitution und die ausgezeichnete Pflege führten nach einigen Wochen eine Besserung herbei.

Am Abend des 13. Dezembers begab sich Herr Beaumont zu Bett, augenscheinlich sich besser befindend; er hatte eine gute Nacht, war aber am folgenden Morgen schwach und mochte nicht aufstehen. Daher brachte man ihm Zeitungen und Bücher ans Bett, er nahm an der Unterhaltung Theil und diktirte einige Briefe. Er aß mit gutem Appetit zu Mittag und schlief gegen Abend einige Stunden. Ungefähr um halb 12 Uhr wachte er auf und klagte über einen Schmerz in der linken Seite. Miß Alleyne hatte sich auf ihr Zimmer begeben und seine Frau war allein bei ihm. Sie rieb seine Seite eine Zeitlang und der Schmerz schien nachzulassen; doch war er offenbar sehr schwach, und seine Stimme wurde immer leiser, bis er nicht mehr schien sprechen zu können. Madame Beaumont erfaßte eine seiner Hände und blickte ihn an. Mittlerweile schlug es zwölf, und nach 10 Minuten kam das wohlbekannte rollende Geräusch heran. Herr Beaumont richtete seine Augen auf seine Gattin und dann auf die Thür. Noch einmal kam der schreckliche Stoß und zugleich durchdrangen die Angstrufe Madame Beaumonts die Luft. Es war nicht mehr Furcht, sondern Gewißheit, und als Miß Alleyne aus ihrem Zimmer herbeistürzte, fand sie ihren Schwager nicht mehr am Leben!

* * *

Wir haben zu dieser Erzählung nichts hinzuzufügen, als daß alle mitgetheilten Umstände derselben vollkommen wahr sind. Die Lösung des Geheimnisses aber ist uns nicht gelungen.

4.

Eine Erscheinung in dem Schlosse W.

(Briefliche Mittheilung.)

Mit Vergnügen, werther Freund! lese ich stets ihr Magikon, das mich um so mehr anspricht, da mich mehrere Erfahrungen aus meinem eigenen Leben von der Existenz eines Geisterreiches und dessen häufigem Hereinragen in unser irdisches Daseyn überzeugen. — Erlauben Sie mir, daß ich Ihnen beifolgenden kleinen Beitrag zu einem folgenden Hefte übersende.

Es war auf dem an den Ufern des Neckars herrlich gelegenen Stammschlosse meines Großvaters, wo ich manchen frohen und schönen Tag meiner Jugend verlebte. Das großartige ritterliche Gebäude war für gewöhnlich nur von einem alten Förster und dessen Frau bewohnt; es wurde nur im Laufe des Sommers auf Tage und zuweilen Wochen von meinem Großvater oder andern Gliedern seiner Familie besucht. Die vordere Fronte des Schlosses war neuer und die Gemächer darin stattlich eingerichtet, die hintern Gebäude aber, die alte Trüssel-Mauer, der hohe Thurm und die vielen Ring- und Zwingmauern, sowie die alte Schloßkapelle waren noch ganz im alten Style der schönen romantischen Ritterzeit. Wie vielen Stoff gab es da für eine jugendliche Phantasie zum Nachdenken und sich zu versenken in das Leben der holden Burgfrauen und der edlen Ritter! Das war auch ein Festtag für mich, wenn den Großvater Geschäfte nach seinem Schlosse G. führten und ich ihn begleiten durfte. — Während nun der alte Herr mit dem Förster und den mit uns gekommenen Bekannten verkehrte, durch-

streifte ich die alten Gänge, sah Stunden lang von dem mit prächtigem Epheu umrangten Söller ins grüne Neckarthal hinab, wo die Schnitter auf den Feldern wimmelten und Schiffe lustig vorüber segelten. Hatte ich aber genug geträumt, dann schlich ich nach der Küche, wo die alte Försters-Frau für uns das Mahl bereitete, setzte mich auf einen Schemel neben dem großen Feuer-Herde und bestürmte die Alte mit Bitten, mir von den seltsamen Geschichten zu erzählen, deren sie gar viele wußte; denn ihre Vorfahren waren alle auf dem Schlosse erzogen worden, theils als Kammerzofen ehemaliger Edelfrauen oder wie sie selbst als Gattin vorgehender Förster oder Beamten. — Da war es denn immer eine sehr schöne Frau, die mich besonders interessirte, von der sie jedoch nur Bruchstücke zu sagen wußte. Sie hatte in unglücklicher Ehe gelebt, und es lastete, wie die Sage ging, ein Mord, oder wenigstens das Mitwissen eines solchen, auf ihrer armen Seele; es war dies aber ein Familiengeheimniß, und die gute alte Försterin hatte, was sie davon wußte, eben auch nur erlauscht. — In dem alterthümlichen Archive hing ein wunderschönes Bild und sie entdeckte mir, daß dies das Porträt der Unglücklichen und deshalb aus der Familiengallerie meines Großvaters, die in einem Saale hing, verbannt sey. — Nun ging ich noch öfter als früher in jenes Gemach, das mich schon seiner ganzen Einrichtung wegen ansprach, setzte mich in einen Stuhl mit hoher geschnitzter Lehne, gegenüber dem zauberhaften Frauenbilde, das mit seinen durchdringenden schwarzen Augen mich fast wie lebend anschaute. Braune üppige Locken hingen um das Haupt, sie war nicht steif gepudert oder gezöpft wie die übrigen Ahnenbilder, überhaupt war ihre Kleidung ganz ideal. Wie so gerne hätte ich sie ausgefragt über ihr dunkles unglückliches Schicksal und öfters habe ich gebetet für die Ruhe ihrer Seele.

Um in dieses Archiv zu kommen, mußte man eine Wendeltreppe herab, die in einen engen Thurm vom höchsten Dache hinanführte und unten in einem kellerartigen Gewölbe endigte;

von dieser Treppe aus führten massive alte Thüren in die jedesmaligen Stockwerke. — Gewöhnlich, wenn ich das Archiv betrat, schloß ich die Thüre von innen, weil ich gerne recht ungestört meine Betrachtungen und Nachforschungen hier anstellte, ich hoffte nämlich aus alten Familienbriefen, die hier in Menge aufgehäuft lagen, nach und nach näheres über meine Schöne herauszubringen. Einstmals überraschte mich die Mittagsstunde in meinen Forschungen, es schlug 12 Uhr auf der Thurmuhr, da hörte ich deutlich Tritte die Wendeltreppe herabkommen, ich glaubte meine gute alte Försterin werde mich zum Essen aus meinem Verstecke rufen, denn nur sie wußte meinen Aufenthalt daselbst, und so lies ich ruhig die Tritte näher kommen, da hörte ich aber zu meinem Staunen auch das Geklirre eines Schlüsselbundes, die doch von innen von mir verschlossene Thüre knarrt in ihren Riegeln und herein rauscht es wie schwere seidene Gewänder, ich fühle einen kalten Zugwind an mir vorübergehen und vor Schrecken hört mein Herz fast auf zu pochen: denn vergebens spähe ich nach einem Anblick dessen, was ich höre, es geht bis vor zum Bilde, so daß ich fast meine, die seidenen Gewänder berühren mich, dann kehrt es wieder nach der Thüre, verschließt diese von außen und ich höre nach und nach die Tritte auf der Wendeltreppe verhallen, bis sie sich im untersten Gewölbe verloren, worauf wieder Todtenstille um mich herrschte. Ich selbst war aber auch halb todt vor Schrecken und weiß heute noch nicht, wie ich den Muth hatte, das Archiv selbst zu verlassen und die fatale enge Wendeltreppe hinaufzusteigen. Oben angelangt, eilte ich nach der Küche hin, hier trat mir die alte Försterin mit der Suppenschüssel, die sie eben auf die Tafel tragen wollte, entgegen — und warf diese fast vor Schrecken zu Boden, indem sie ausrief — „Kind, was ist Ihnen, wie sehen Sie aus!“ Ich stammelte unter Angst und Beben heraus, was ich erlebt hatte. Da lächelte die gute Alte nur und sagte: „Ach Gott! mein Kind, ich hätte Sie warnen

sollen, nie bis zwölf Uhr da unten zu bleiben, aber so geht's, wenn man gerade recht vorsichtig seyn will, ich wollte Ihnen nicht Furcht machen, nun mußten's Sie's doch erleben, was ich übrigens schon mehr als zehnmal erlebte und noch mehr als nur dies, denn alltäglich muß die arme Frau ihren Umgang um diese Stunden machen, und zu mancher Zeit des Jahrs hört man sie nicht nur, sondern man sieht auch eine weiße Gestalt; ich selbst habe sie im vorigen Winter zweimal gesehen, jedesmal fror es mich kalt durch die Glieder und ich sagte die drei heiligen Namen. Sie thut gerade niemand etwas und wir sind sie schon ganz gewöhnt und achten oft kaum mehr, wenn Mittags durch den obern Gang das Geräusch nach der Wendeltreppe hinab geht. — Einmal erzählte mir eine alte Tante, die Erscheinung der unglücklichen Edelfrau habe sie öfters bei Nacht gefühlt und diese haben ihr bedeutet, sie solle mit ihr beten, sie aber habe gesagt, hebe dich weg, Satan! und da sey sie wirklich nicht mehr gekommen. In dem kellerartigen Gewölbe aber unten an der Wendeltreppe treibt sie besonders ihr Wesen. In frühern Zeiten wurden da Waschen gehalten, aber die Waschweiber beklagten sich über allerlei Schabernack, der ihnen gespielt wurde, und blieben am Ende durchaus nicht mehr in dem Gewölbe, so daß man die Waschküche verlegen mußte. Mein Mann sagte auch einmal: er habe sagen gehört, sie sey da unten begraben und könne nicht ruhen, weil sie nicht in geweihter Erde liege. — So weit erzählte die Alte, da rief mein Großvater ungeduldig nach der Suppe. Als er mich sah, fiel auch ihm das Zerstörte meiner Züge auf und mit seiner gewohnten Güte frug er mich, ob ich krank sey? Mein Herz war zu voll und ich gestand ihm die Begebenheit — und bat ihn zugleich, ob er denn nichts thun könne, um der armen Seele Ruhe zu verschaffen? Da wurde er zornig und sagte: Albernheiten! Unsinn! und brummte noch einiges vor sich hin von gereizten Nerven, übertriebener Phantasie, und wie ich lieber unter Gottes freiem Himmel spazie-

ren gehen soll, als in das alte Gemach sitzen, wo die eingesperrte Luft nothwendig beängstigend auf meine Nerven wirken müsse. — Ich war stille — und auch er blieb ernst troß seines heftigen Widerspruchs — und bevor wir wegfuhren, bemerkte ich noch, daß er lange mit dem alten Förster sprach und diesem einen geheimen Befehl ertheilte.

Erst im Jahre darauf sah ich wieder das alte liebe Schloß. Mein Großvater hatte nach oben erzähltem Vorgange es vermieden, mich wieder dahin mitzunehmen — und ich hatte auch nicht den Muth gehabt, ihn darum zu bitten. — Als ich nun meine alte Freundin, die Försterin wieder sah, erzählte sie mir, wie der Großvater noch an jenem Abend ihrem Manne Befehl gegeben habe, das alte Gewölbe aufmauern und reinigen zu lassen, und nachzusehen, ob man etwa auch ein Grab darin vorfinde. Dieser habe schon den folgenden Tagen dem Befehle entsprochen und man habe bei genauer Nachforschung in einer Ecke des Gewölbes wirklich unter einem flachen Stein ein weibliches Gerippe und daneben das Gerippe eines kleinen Kindes gefunden, und beides sofort in aller Stille auf dem Gottesacker neben der Kapelle bei den übrigen Familiengräbern beerdigt. — Es sey dies bei sinkender Nacht geschehen, um kein Aufsehen bei den Leuten zu erregen und sie selbst und ihr Mann hätten ein Vater unser über dem Grabe gesprochen. Da sey ihnen beiden in der Nacht die Frau als ganz lichte schöne Gestalt erschienen, mit einem prächtigen Kinde auf dem Arme und ohne den klirrenden Schlüsselbund — und seither müsse sie Ruhe gefunden haben — denn man sehe und höre nicht das mindeste mehr von ihr. Ich war zu Thränen gerührt über diese Erzählung, denn ich sagte mir im Innern, daß ich es eigentlich war, die der armen Seele zu ihrer Ruhe verholfen. — Mein Großvater hatte aber strenges Schweigen über die Geschichte geboten, die er nicht leugnen konnte und sich doch vielleicht nicht als wahr eingestehen mochte, und so war in meiner

Familie nie mehr die Rede davon. — Erst bei Lesung Ihres Magikons, wo sich so viel ähnliches vorfindet, nahte sie wieder in meiner Seele als merkwürdige Jugenderinnerung.

F. v. J.

5.

Eine Erscheinung.

Die Mutter des Professor A., die zu H—st wohnte, hörte einst, wie ihre Mägde in der Küche nachtheilig von einer verstorbenen Frau redeten, sie werde nun in der Hölle büßen müssen 2c. Sie verwies ihnen ihr liebloses Gespräch, und in demselben Augenblick fiel etwas vor der Küche zur Treppe herunter. Sie glaubt, ihr Kind habe einen Schemel herabgeworfen, und indem sie hinaustritt, um darnach zu sehen, steht vor ihr (es war im Zwielicht Abends) eine Gestalt in ein weißes Tuch gehüllt; sie meint, es sey ihr Mann, der das Kind schrecken wolle, und will ihn deswegen zur Rede setzen. Allein die Gestalt schlägt den Mantel auf, und sie erkennt jene Frau, die mit über die Brust gekreuzten Armen sich gegen sie demüthig neigt, als wolle sie ihr danken, und dann verschwindet. Sie sprach mit Freuden von dieser Erscheinung, weil sie dadurch einen sichern Beweis der Unsterblichkeit erhalten habe. — „Von den Todten nur Gutes!“ Unsere Urtheile hallen in den Hades hinüber. Man bete vielmehr für sie.

— y —

6.

Die weiße Frau zu Berlin. *)

Nach der Erzählung einer vormaligen Kammerfrau der Kronprinzessin, Gemahlin Friedrich Wilhelms II.

Im Jahr 1781 oder 1782 (dessen entsinne ich mich nicht mehr genau) kam der damalige Kronprinz Friedrich

*) S. über sie Blätter aus Prevorst VI., 127.

Wilhelm zu seiner Gemahlin (der Mutter Fr. Wilh. III.) und sagte, die weiße Frau habe sich bei der Königin, Gemahlin Friedrichs II., gezeigt, und zwar auf folgende Art. Die Königin saß in einem Kabinet, einige ihrer Damen waren bei ihr. Da das Kabinet ein Fenster hatte, durch welches man in die nächsten Zimmer einer andern Seite sehen konnte, so entdeckte die Königin dort die ganze Gestalt der weißen Frau, und gerieth darüber in einen erschütternden Schrecken, wobei das unwillkommene Bild wieder verschwand. Man redete der Königin zu, es nicht dafür zu nehmen, die Sonne habe den trüglichen Schein veranlaßt; die Königin blieb indessen die ganze Nacht in Unruhe. Morgens um 8 Uhr kam, wie immer, die Oberhofmeisterin, Gräfin K., um der Königin etwas vorzulesen. Es stand ein Lehnsessel vor dem Bette. Die Königin bat Fr. v. K. nicht zu lesen, sie sey nicht aufmerksam genug dazu. Sie begann von der gestrigen Erscheinung; Fr. v. K. suchte sie ihr durch Gründe auszureden. Und ehe sie sichs versahen, saß die weiße verschleierte Frau auf dem Sessel. Ein lauter Schrei verscheuchte die Ungerufene. Von dem Augenblick an zeigte sie sich im Schloß überall in der mitternächtlichen Stunde. Dem regierenden König wurde es angezeigt; ob sie auch zu ihm kam, hat man nicht erfahren; allein er gab die Ordre, den Soldaten über der Parole bei Ruthenstrafe zu verbieten, es wieder zu sagen, wenn sie sie sehen sollten. Wo die Kronprinzessin wohnte, so auch im höhern Stockwerk, wo ihre Oberhofmeisterin und ihre Ehrendamen, war großes Gepolter des Nachts, auch selbst in unsern Kammern. Ich schlief neben der Kronprinzessin, und war eine Nacht sehr dadurch gestört; sie schlief. Hat sich die Gestalt hier und da bei uns gezeigt, so wurde es verheimlicht. Aber auf dem großen Gang im Erdgeschoß, an allen Thüren der Schatzkammer, der Domänenkasse, und wo die Zimmer vielleicht wichtige Staatspapiere enthielten, da blieb sie mehrere Minuten, schwebte weg, kam wieder. Besonders zog sie die

Schatzkammer an. Ein junger Offizier vom Regiment Braunschweig erbat sich die Gnade, eine Nacht bei dem Wachtmeister und den Grenadieren auf dem Gang verweilen zu dürfen, um sie zu sehen. Es wurde ihm gestattet. Wirklich schwebte sie in ihrer Würde, mit einem Schleier, verschlungenen Armen und langem Schleppkleide daher, und bückte sich tief an allen Thüren, als wollte sie etwas erlauschen. Dieser junge Mann mußte aber den Vorwitz fast mit seinem Leben bezahlen; eine schwere Krankheit ergriff ihn in Folge seiner Gemüthserschütterung. Ich kannte ihn, seine Tante war meine Freundin. Wie lange die weiße Frau sich noch zeigte, weiß ich nicht mehr; daß sie aber da war, ist reine und überzeugende Wahrheit.

So weit die schriftliche Erzählung der jetzt verstorbenen, glaubwürdigen Frau, von welcher dieser Bericht herrührt.

— y —

7.

Ein Gelehrter stirbt von der Erscheinung eines Andern.

Hauber's Bibliotheca magica enthält im 29. Stück, S. 304. f. aus der Geistlichen Fama Nachstehendes.

Auszug aus einem Schreiben, Gotha den 28. Nov. 1735.

„Es ist vor wenig Tagen der Herr Stiftsprediger Klopfleisch gestorben, und zwar, wie er vor seinem Ende ausgesagt, von einer Erscheinung des verstorbenen Herrn Sommers (ehemaligen Prinzen-Informatoris, nämlich des jüngsten Bruders des jetzt regierenden Herzogs Friedrich III. Namens Johann Adolph), dessen Bibliothek er von seinen Erben an sich gehandelt. Er hat das von Herrn Sommer elaborirte und noch nicht edirte Buch, den Sohar genannt, suchen wollen. Indem er nun suchet, so kommt Herr Sommer, und bringt es ihm entgegengetragen. Worüber

sich der selige Mann so entsetzet, daß er innerhalb wenig Tagen, da ein Fieber dazugeschlagen, verschieden."

Diese Begebenheit wird mit einigen andern Umständen erzählt in Horst's Deuteroskopie Th. 2. S. 94., aus Loehe, Ehre Gottes aus der Betrachtung des Himmels und der Erde. Nürnberg 1767 ff. nämlich also:

„Der Hofprediger Dr. Klopffleisch hatte Sommer's Bibliothek gekauft, und als er sich Nachmittags dahin begab, die Bücher genauer zu besehen, sagte er bei Durchblätterung eines orientalischen Manuscripts: „Du guter Sommer, du hattest es im Orientalischen weit gebracht, es ist schade, daß du schon faulest!" Darauf kam es ihm so vor, als ob Jemand leise über die Stube hinweggehe. Weil er aber nichts sah, dachte er auch nicht weiter nach. Als er jedoch obige Rede bei ähnlicher Veranlassung wiederholte, däuchte ihm, als ob etwas auf seine Schultern drücke; er sah sich deswegen um, und erblickte den verstorbenen Professor Sommer, welchen er genau betrachtete. Hierauf gieng er sehr alterirt zu seiner Liebsten, deren Fragen er mit Klagen über großes plötzliches Unwohlseyn zuvor kam. Man ließ nach des Arztes Rath den Beichtvater kommen, welchem der Patient den Vorgang in Aller Gegenwart erzählte, und betheuerte, daß es keine Einbildung, sondern ihm Alles gewiß und wahrhaftig so begegnet sey, wie eben von ihm erzählt worden. Am dritten Tage schon beschloß er, jedoch unter heftigen Convulsionen, sein Leben."

Das orientalische Manuscript, bei welchem die Erscheinung vorfiel, kann wohl eine Abschrift oder Bearbeitung des berühmten kabalistischen Buchs Sohar gewesen seyn. Die übrigen Abweichungen sind gleichgültig.

— y —

8.

Erscheinungen auf dem Landgut zu L.

Frl. v. L., damals 15 Jahr alt, war mit ihren Eltern und einer Nichte (Geschwisterkind) ungefähr gleichen Alters auf ihrem elterlichen Landgut zu L. Sie war etwas unwohl, und lag Abends nach dem Nachtessen zu Bette; die Nichte bereitete ihr am Tisch, der in der Mitte des Zimmers stand, etwas Arznei zum Einnehmen vor dem Einschlafen, worauf auch sie in demselben Zimmer sich schlafen legen wollte. Sie hatten die Thür, die in ein anstoßendes Zimmer oder Saal führte, verschlossen. Da erschien, wie von dort hereingekommen, ein großer, schwarzer, zottiger Hund, und ging um den Tisch herum. Frl. v. L. sagte zur Nichte, die ihn eben so wohl wie jene sah: Jage doch den garstigen Hund hinaus, und als diese sich dazu anschickte, öffnete sich die Thür, der Hund ging hinaus, und die Thür hinter ihm wieder zu. Verwundert sahen beide nach, und fanden die Thür verschlossen wie zuvor.

Auf demselben Gut war ein Russischer Offizier während des Feldzugs gegen Napoleon im Jahr 1813 einquartirt. Er geht Abends ins Wirthshaus, um zu Nacht zu essen, und sein Bedienter bleibt in seinem Zimmer zurück. Die Thür thut sich auf, und es treten zwei schwarzgekleidete Frauen in altmodischer Tracht herein. Der Bediente verbeugt sich, während sie immer näher auf ihn zugehen; ihm graut und er will sie mit dem Säbel abwehren, durchschneidet aber die Gestalten wie leere Luft. Plötzlich hört der Pächter etwas aus dem Fenster auf die darunter befindliche Mistgrube fallen; es war der Bediente, der Zeichen macht und klagend zu verstehen gibt, daß er es oben nicht aushalten könne. Sein Herr kommt nach Haus, der Vorfall wird ihm angezeigt, er verlacht ihn und schilt über Thorheit, legt sich dann zu Bette. Indessen am folgenden Morgen verläßt er das Quartier, und gibt dem Pächter ein

Papier in russischer Sprache von seiner Hand beschrieben, mit dem Auftrag, es jedem Russen, der sich da einquartiren wolle, vorzuzeigen. Der Pächter that es, und nie hat wieder ein Russe das Quartier beziehen wollen.

Daß dem Offizier über Nacht ein neuer Spuck begegnet ist, der seinen Unglauben curirt hat, scheint glaublich; man weiß aber nicht zu sagen, was auf dem Papiere stand. Eben so bleibt ungewiß, in welchem Zusammenhang die zwei schwarzen Damen mit obigem schwarzen Hunde stehen. Nur das ist ausgemacht, daß das Landgut überhaupt bei der Familie im Geruch der Spuckerei steht, und sich noch mehr Nichtgeheures daselbst begeben haben soll.

— y —

9.

Der Todtenprediger.

Gleichwie es unzweifelhaft ist, daß lebende Menschen sich mit den ihnen erscheinenden Geistern von Verstorbenen unterreden, sie belehren, für sie und mit ihnen beten können: so findet sich auch ein Beispiel, wo ein frommer Geistlicher in seiner Kirche unter ihrer versammelten Schaar förmlich als Prediger auftrat. Die Sache wird mehrern namentlich zugeschrieben, und es ist möglich, daß mehrere Männer dieser Art gleichen Beruf und Gabe gehabt haben. Zwei mir bekannt gewordene Stimmen aber eignen dieses Amt der Predigt an die Todten, bestimmt dem vormaligen alten Stiftsprediger Bahnmaier in Oberstenfeld in Württemberg zu. Einer von den beiden Freunden, die Kunde davon hatten ein Württemberger, erzählte mir folgendes Nähere darüber:

„Bahnmaiers Magd war eine erweckte Christin, und kam in Dienst zu meiner gleichfalls christlichen Mutter; dieser theilte sie die Begebenheit folgendermaßen mit. Sie hatte mehrmals bemerkt, daß Bahnmaier zu gewissen Zeiten Nachts in die Stiftskirche ging, und war begierig den Grund zu

erfahren. Der Kirchenschlüssel hing im Zimmer; sie nahm ihn eines Abends, wo sie erwartete, daß es wieder geschehen werde, schloß die Kirche auf und hängte den Schlüssel wieder an seinen Ort. Nach dem Nachtessen wünschte sie gute Nacht, als wenn sie schlafen gehen wollte, schlich sich durch die Hinterthür über den Hausgarten in die Kirche, knappte inwendig das Schloß ab, und setzte sich in den vergitterten Stuhl der Frau Pfarrerin. Als es zwölf Uhr geschlagen hatte, so kamen viele ihr bekannte Personen, die aber sämmtlich gestorben waren, Seelen von verschiedener Färbung, und brachten auch Licht mit. Als Bahnmaier zu predigen anfing, so rief eine Stimme: Du wirst belauscht! Er gebot Stille und fuhr fort. Als die Predigt zu Ende war, trat die Magd aus dem Stuhl. Er befahl ihr auf das ernstlichste, so lang er lebe, Niemanden etwas davon zu sagen; sie gelobte es, und hielt Wort; denn erst nach seinem Tode trat sie in den Dienst meiner Mutter und erzählte ihr die Begebenheit." — y —

10.

Das Gerippe.

Frau v. S. reiste mit ihrem gewöhnlichen Begleiter, Baron Z., einem Offizier in österreichischen Diensten, nach Wien, und miethete mit ihm eine Wohnung in einem Privathause, eine Reihe von Zimmern mit abgeschlossenem Vorplatz. Als sie am ersten Abend aus dem Theater kamen und mit einigen Freunden um den Tisch herum saßen, schlug es in ihrer Mitte auf oder über dem Tisch 11 Uhr, mit einem gellenden, unangenehmen Ton. Der hereingekommene Bediente sagte aus, daß es schon seit 9 Uhr in der ganzen Wohnung auf gleiche Weise schlage, ohne daß eine Uhr zu sehen sey. Um 12 Uhr schlug es wieder eben so vor der Gesellschaft, und hierauf erfolgte ein starker Knall auf dem Boden des Zimmers. Am folgenden Abend zog sich Frau v. S. vor einem Schirmspiegel

an, um in das Theater zu fahren; als sie ihren über dem Spiegel hängenden Shawl herabnehmen wollte und von der Seite hinter den Spiegel blickte, so stand ein Gerippe mit Haut überzogen da, das die Arme nach ihr ausbreitete, auf ihr Geschrei aber verschwand. Am nächstfolgenden Abend, als sie sich ebenfalls vor dem Spiegel anzog, stand es in gleicher Stellung hinter ihr. Sie sah es auch einmal durch den Spiegel am Clavier sitzen, mit einer weißen Nachtmütze, die von seinen emporgesträubten grauen Haaren getragen wurde, wobei es Grimassen gegen sie machte. Baron Z. verabredete sich mit einigen andern Militärpersonen, dem Gespenst aufzupassen. Als sie einst in der Nacht am Ofen standen und gegenüber Frau v. S. auf dem Sopha ruhte, rauschte Etwas zwischen ihnen durch, so daß Jeder glaubte, der Andere habe das Geräusch verursacht. Endlich in einer folgenden Nacht, wo die Gesellschaft beisammen war, öffnete sich die Thüre, das Gerippe trat herein und ging auf Frau v. S. zu. Baron Z. zog den Degen und wollte auf dasselbe hauen; in eben dem Augenblick (denn Alles begab sich äußerst schnell) packt ihn das Gespenst von vorn um beide Oberarme, preßt ihn zusammen, daß er den Degen nicht emporheben kann, wirft ihn nieder (wobei Z. noch die Kammerjungfer der Frau v. S., die ihn zurückhalten will, mit sich zu Boden schleudert) und verschwindet. Z. zerbrach bei diesem Fall die Kniescheibe und bekam ein hitziges Fieber. Die Miethwohnung wurde baldmöglichst aufgegeben, und Z. reiste mit Frau v. S. zu seiner Herstellung in die Bäder in der Gegend von F. An diesem Ort hielt sich Frau v. S. eine Zeit lang auf, und erzählte, wiewohl ungern, mehrmals die schauerliche Begebenheit.

Vorausschauen und zweites Gesicht.

I.

Die Familie Lysius.

Reinhardt gibt in seinen Beiträgen 1. Th. Nachricht von einem siebenzig Bogen starken Manuscripte, das sich auf der Bibliothek in Königsberg befinden soll und eine Selbstbiographie Dr. Heinrich Lysius' enthält, der Professor der Theologie, Konsistorialrath und Hofprediger zu Königsberg war.

Diese Selbstbiographie schildert eine höchst originelle Persönlichkeit in ihrem Verfasser, wie auch dessen ganze Familie durch ein inneres Leben, durch voraussagende Träume, dem zweiten Gesichte u. s. w., von der Natur begabt war.

Es wäre gewiß der Mühe werth, diese Selbstbiographie von Lysius ganz dem Druck zu übergeben.

Da dieser fromme Wunsch aber wohl noch lange unerfüllt bleiben wird, und das Manuscript zuletzt wieder in der Bibliothek in Vergessenheit kommen könnte, machen wir auf dasselbe hier wieder aufs Neue aufmerksam und theilen den Lesern unserer Blätter aus dieser Selbstbiographie dasjenige mit, was hauptsächlich in ihm in die Kreise des innern Lebens, des magnetischen Schauens u. s. w. gehört.

Von seinen Familien- und Privatverhältnissen, häuslichen Vorfällen u. s. w., erzählt Lysius unter anderem Folgendes: *) daß sein Vater und sein Großvater das Stadtphysikat

*) S. Horst Deuteroscopie 1. Th.

zu Flensburg bekleidet und mit mere simplicitas curirt, daß sein Vater, mütterlicher Seits, von dem kursächsischen Kanzler Chr. Beyer seine Herkunft abgeleitet, welcher Kanzler die augsburgische Confession Anno 1530 auf dem Reichstage zu Augsburg vor Kaiser Karl V. und den Reichsständen vorgelesen und das von jenen angenommene Symbolum: Thue recht und scheue den Teufel nicht! oft im Munde geführt habe und dabei stets eines freudigen Gemüthes gewesen sey; daß er selbsten in seiner Eltern Hause niemals Fluchen oder Schwören gehört, und daher von dieser Sünde nicht einmal angefochten worden sey, sich auch nicht erinnere, sich derselben jemals schuldig gemacht zu haben; daß er in seinem Candidaten-Stande, weil er durchaus keine andere, als eine offenbar göttliche Vocation in's Predigtamt habe annehmen wollen, nach seines Vaters Tod einige Jahre in einem von seiner Mutter angekauften Hause nebst seinen Geschwistern bürgerliche Nahrung getrieben, und daß dieß die angenehmsten und stillesten Jahre in seinem ganzen Leben gewesen wären; daß er, nachdem ihm unter solchen Umständen von seinen Onkeln der Vorschlag, zu heirathen, gethan sey worden, drei Zettel eines Inhalts, jedoch ohne Namensunterschrift an die drei Stadtpfarrer zu Flensburg geschrieben habe, worin ein Jeder besonders ersucht worden, sowohl für sich, als auch öffentlich in der Kirche, Gott ein gewisses christliches und hochwichtiges Vorhaben im Gebete angelegentlichst vorzutragen; daß seine Anwerbung, Freierei und Heirath, sowie sein ganzer Ehestand mit vielen wunderähnlichen Führungen und Schicksalen sey verknüpft gewesen; daß er bei seiner Doctorpromotion zu Halle 1702 den lieben Gott sehr ernstlich angerufen, ihn vor dem teufelischen, aber den Theologis sehr gewöhnlichen Laster des Hochmuths gnädiglich zu bewahren; daß er Anfangs zu Königsberg, weil ihm seine Schwiegereltern aus gegründeter Bedenklichkeit wegen seiner prekären Lage daselbst nur die allerschlechtesten Meubles

überschickt hätten, in einem alten verfallenen Wohnhause sich kümmerlich mit hölzernen Schemeln u. dgl. habe behelfen müssen; daß er bei dem elenden Zustande des Collegii Fridericiani, zu dessen Aufhelfung er Alles verwandt habe, was ihm mitleidige Herzen zu seiner eigenen Nothdurft geschenkt hätten, auch noch mehrere Jahre nachher von der bittersten Armuth sey gedrückt worden; daß er Gott aber auch für Mangel und Armuth sehr dankbar gewesen sey, weil er bei einem so betrübten Zustande vielfältige Gelegenheit gehabt habe, sich und seine liebe Frau im Glauben und der Geduld zu üben; daß ihn Gott jedoch nie ganz verlassen, sondern der Noth, wenn sie aufs höchste gekommen, immer auf eine fast wunderähnliche Weise abgeholfen habe 2c. 2c.

Hiervon folgen nun mehrere Beispiele. Einstmalen, schreibt er, waren meine Schuhe so abgetragen, daß ich wegen der Löcher in den Sohlen auf den bloßen Strümpfen nach dem Kneiphof ins Collegium gehen mußte, und das noch dazu eine weite Strecke Weges, und durch den Koth bei schlimmem Wetter. Dabei mußte ich aber doch alle Sorge tragen, daß, weil ich mir aus gänzlichem Mangel des Geldes keine neue Schuhe machen, ja die alten nicht einmal flicken lassen konnte, meine Frau solche ungemeine Dürftigkeit nicht wahrnehmen möchte. Ich machte mir also die Schuhe immer selbsten rein, und behielt sie in meinem Kabinette. Als die Noth aufs Höchste gestiegen war, so schickte mir — kein Schuster, sondern ein Bäcker ein paar neue Schuh in's Haus. Meine Frau brachte mir solche mit höchster Verwunderung, daß uns eben ein Bäcker Schuhe schenken müsse, der doch eher einen Kuchen, oder Strizel (länglichtes Brod) hätte schicken können. Ich sagte ihr aber, unser himmlischer Vater hätte gewußt, daß wir noch Brod im Schaff (Schrank) und Mehl im Kasten gehabt hätten, daß ich dagegen auf den Strümpfen hätte gehen müssen. Und wie erstaunte sie, als ich ihr die alten Schuhe vorzeigte!

Nicht lange nachher meldete sie mir, das Mehl im Schaff wäre aufgebacken, und sie müsse das letzte Brod aus der Speisekammer holen. Ich tröstete sie, so gut ich konnte, und hub meine Augen auf zum Himmel. Sie geht hinunter in die Speisekammer, kommt aber gleich wieder mit Thränen in den Augen die Treppe herauf gesprungen und berichtet: Es stände ein großer Sack Mehl unten im Hause.

Ein anderes Mal war ich nach der dreifachen Sonntagsarbeit, fährt er fort, so abgemattet, daß ich mich kaum rühren und bewegen konnte. Meine Frau klagte und bedauerte, daß sie so gar nichts hätte, mich zu erquicken, und mir zum Abendessen nichts weiter bringen könne, als Buchwaitzengrütze (von ihren Eltern aus Flensburg uns zugeschickt) und einen Trunk Wassers. Betrübt geht sie in die Küche, erblickt daselbst eine neue Kaschul oder Kiepe, frägt die Köchin, was das sey? und erhält zur Antwort: unter der Predigt sey eine ihr unbekannte, hübsch gekleidete Magd gekommen und habe gebeten, ihr zu erlauben, daß sie ihre Kaschul so lange in der Küche möchte nieder setzen dürfen, bis sie einige Bestellungen in der Nähe ausgerichtet haben würde. Wie die Köchin solches nicht annehmen wollen, habe jene die Kaschul in den Winkel gesetzt und sey eiligst davon gelaufen. Man konnte gleich Anfangs an den Seiten sehen, daß Weinflaschen darin wären, und wir fanden bei deren Eröffnung wirklich vier Bouteillen guten Weins, zwei Hüte feinen Zuckers, und ganz unten einen Zettel mit vier Spec.-Thlrn., unter der Aufschrift: Herrn D. Lysio. Gott hatte also, ehe ich müde geworden, schon für meine Erquickung gesorgt. „Dergleichen Exempel,“ setzt er hinzu, „könnte ich sehr viele erzählen.“

Ferner enthält das Manuscript mehrere Beispiele von individuellen Gebetserhörungen, nämlich die es wenigstens nach Lysius' Ueberzeugungen und Ansichten waren. Auch hievon ein Beispiel! Als er wegen der grausamen Lästerun-

gen und Verfolgungen seiner Feinde sich genöthigt gesehen, nach Berlin zu reisen, um sich eine Commission auszubitten, auf der Rückreise aber, um seine Schwiegereltern zu sehen, über Flensburg gegangen sey, habe sich ungefähr zehn Meilen von Pillau unvermuthet ein entsetzlicher Sturm erhoben, daß alle Schiffsleute und der Schiffscapitain selbst gezittert und gebebt hätten. Da nun habe er in der Kajüte, in Erwartung eines unvermeidlichen Unterganges, insgeheim also zu Gott gebetet: „Er sey überzeugt, Gott selbst habe ihn nach Preußen gerufen; Gott wisse, daß er die Reise nach Berlin nicht aus Vorwitz und eiteler Lust, sondern aus Noth gethan; so glaube er auch nicht, daß es Gott könne zuwider gewesen seyn, daß er seinen Schwiegereltern zu Liebe den Rückweg über Flensburg genommen; Gott sähe ja die Angst seiner Frau und Kinder; er für seine Person habe nicht das Recht, wie Jesus, Wind und Meer zu bedräuen und zu besänftigen; Gott aber möchte es aus Gnaden thun, und ihn doch dießmal wieder nach Preußen bringen u. s. w."

Und was geschieht? Den Augenblick verschwanden, sagt er, die schwarzen Wolken, die Wellen legten sich, es erhob sich ein bequemer Wind, es erfolgte segelbar Wetter, und bei aufgeklärtem Himmel, noch bei hellem Tage, läuft das Schiff zum höchsten Erstaunen aller Schiffsleute und des 70jährigen Steuermannes, der sein Lebenlang so etwas nicht erfahren zu haben betheuert, glücklich in den Hafen von Pillau ein, und D. Lysius erkennt, daß der alte Gott noch lebe, und das demüthige und vertrauensvolle Gebet seiner Kinder erhöre.

Das erste Beispiel von Deuteroskopie in diesem merkwürdigen Familienkreise gibt Lysii Aeltermutter, Anna Langin, eine sehr gottselige Frau, welche ein Alter von mehr als neunzig Jahren erreichte, so daß Lysius selbst, neben mehreren ihrer Urenkel ihr noch zu Grabe folgen konnten. „Diese Matrone," sagt Lysius, „wußte alle Lehr-, Trost- und Sittenbücher der h. Schrift auswendig,

insonderheit den ganzen Psalter David's, und weckte ihre Tochter, (unseres Lysii Mutter) als dieselbe noch ledigen Standes war, und mit ihr in einem Bette schlief, alle Mitternacht regelmäßig einmal auf, um mit ihr etliche Psalmen, oder andere geistliche Lieder zu beten, oder zu singen. Bei solcher ungemeinen Gottseligkeit," heißt es im Manuscripte weiter, „hat sie viele vorher bedeutende Gesichte gehabt, da sie wachend das sowohl bei Tage, als im Finsteren gesehen, was einige Tage, oder auch längere Zeit hernach wirklich erfüllet worden. Dergleichen Gesichte waren bei ihr so gewöhnlich, daß sie sehr oft nicht recht hat unterscheiden können, ob es wahrhafte Geschichte, oder nur bloße Gesichte gewesen. Davon haben meine Mutter, Großmutter, und deren Schwester mir sehr viele Exempel erzählt, von welchen Allen ich nur ein einziges, auch von meinem Vater bekräftigtes, dahier anführen will.

„Einst steht sie gegen Abend vor der Thüre ihres Hauses, und schaut die lange Gasse hinauf. Da sieht sie aus dem Posthause eine Leichen-Procession herauskommen, welche vor ihrem Hause nach der, nicht sehr weit davon gelegenen Kirche, nahe vorbei geht. Sie kannte zum Theil die voran gehenden Schulknaben, insonderheit die Schüler der ersten Classe, welche brennende Wachskerzen, mit schwarzen Flören, und auf Blech gemalte Wappen trugen. Sie kannte ihren eigenen Sohn, der als Pastor, und ihren Großschwiegersohn, meinen Vater, der als damaliger Diakonus, nach der gewöhnlichen Ordnung unmittelbar hinter der Schule hergingen, auf welche, wie sie sich ausdrückte, ein schön geputzter Engel, auf einem weißen Pferde, und ein gräßlicher Teufel auf einem schwarzen Pferde, folgte, welche alle beide vor der Leiche her in die Kirche, wie sie aus ihrer Hausthüre füglich sehen konnte, hinein ritten; hinter der Leiche kam ein starkes Gefolge von Trauerleuten. Weil nun in demselben Posthause Niemand wohnte, der nach den dasigen Rechten

mit Flören, Wachslichtern und Wappenbildern konnte begraben werden: so war nicht abzusehen, wie dieses Gesicht in Erfüllung gehen könnte. Insonderheit konnte nicht errathen werden, was der angegebene schöne Engel, und der häßliche Teufel wohl bedeuten sollten. Indessen erzählte sie dies wunderbare Gesicht alsobald ihrem Sohn und Großschwiegersohn ganz zuversichtlich und ausführlich, welche aber so wenig als sie selbst eine mögliche Deutung heraus zu bringen im Stande waren.

„Allein wenige Tage hernach duellirten sich nahe vor der Stadt Flensburg zween vornehme Holsteinische von Adel auf Pistolen. Der Eine derselben wurde tödtlich verwundet in das Posthaus getragen, woselbst er kurz nachher an der empfangenen Wunde starb, und ganz auf die nämliche Art, wie meine sel. Aeltermutter es im Gesicht gesehen hatte, mit Flören, Wachslichtern und Wappen zur Erde bestattet wurde. Die beiden Engel aber waren zwei Kavaliere, von denen der eine in einem schönen bunten Harnische das sogenannte Freuden-Pferd von weißer Farbe, der andere hingegen in einem schwarzen Harnische das Trauer-Pferd von schwarzer Farbe ritt.“

Nachdem Lysius hierauf die Meinung geäußert hat, daß sich das Vermögen, doppelt zu sehen, wie es scheine von den Eltern auf die Kinder und Nachkommen fort erben lasse, fährt er fort einige Gesichte, welche er selbst gehabt hatte, zu erzählen.

„Nach meines Vaters Tode,“ sagt er, „resolvirte man, dessen Bibliothek, worin unser bestes Kapital steckte, zu Kopenhagen zu verauctioniren. Beim Einpacken der Bücher fand meine älteste Schwester ein Papier, das war ein königliches Privilegium, Kraft dessen den Predigerwittwen erlaubt ward, bürgerliche Nahrung zu treiben, und doch keine bürgerliche Lasten zu tragen. Weil nun meine Mutter eine Kaufmanns-Tochter war, und in ihrer Jugend gute Kenntnisse vom

Handel rc. erlangt hatte, auch drei meiner Schwestern erwachsen, und dabei munter, arbeitsam und von guter Resolution *) waren: so entschloß sich die Mutter, ein Haus zu miethen, und sich solches Privilegiums zu bedienen. In diesem Vornehmen verließ ich meine Mutter, als ich 1695 nach Kopenhagen ging, um die Bücher-Auction zu veranstalten, auch zugleich meine Sache mit dem Generalsuperintendenten Schwarz, der einen harten Bericht gegen mich eingegeben hatte, abzumachen. Da sich aber Beides ziemlich verzögerte, so trat ich indessen auf des Dr. Masius Vorschlag bei dem General-Lieutenant von Pleß in Condition, wo sonst kein Hofmeister gern hin wollte. Ich kam noch so ziemlich mit diesem wunderlichen Herrn zu rechte, zog aber doch im Herbste wieder von ihm weg auf eine besondere Stube."

„Als ich da einstmals des Nachts unter einem Pavillon in meinem Bette lag**), mit dem Gesicht gegen die Wand zugekehrt, ward es plötzlich und unvermuthet ganz helle in dem Zimmer, und an der dichten Seite des Pavillons ging es, wie eines Menschen Schatten, vom Haupte des Bettes bis zu den Füßen; wobei mir auf das nachdrücklichste, gleichsam als ob es laut und vernehmlich geredet worden, innerlich imprimirt wurde: **Umbra matris tuae!** ***) Mit den letzten

---

*) Man sieht, die ganze Familie bestand aus munteren, unternehmenden und kraftvollen Menschen. Ich mache diese Bemerkung nicht ohne Ursache. Sie ist, wie dem Psychologen und Menschenbeobachter nicht entgehn wird, zur richtigen Würdigung ihrer Gesichtseherei äußerst interessant und wichtig.

**) Wachend, oder schlafend? — Man sieht hinlänglich aus der ganzen Erzählung, daß von keinem Traum die Rede ist, sondern daß er die Erscheinung bei wachendem Zustande sah.

***) Wobei mir, gleichsam als ob — innerlich imprimiret wurde. — Hier sieht man den wahrheitliebenden und denkenden Mann; ein anderer, minder vorsichtiger und zuverläßiger Beob-

Briefen aber hatte ich doch vernommen, daß Mutter und Geschwister annoch gesund und vergnügt lebten. Ich stand also sogleich vom Bette auf und untersuchte, woher doch solches Licht und ein solcher Schatten gekommen seyn möchte, da denn die Stube ganz finster war, und ich so wenig desselbigen Abends, als des nächstfolgenden Morgens Gelegenheit dazu finden, oder es sonst errathen konnte. Als ich aber sofort den Vormittag darauf meinen Onkel besuchte, kam er mir mit einer traurigen Miene entgegen und sagte, er habe eben Briefe erhalten, daß meine Mutter gefährlich krank darnieder läge. Worauf ich also bald antwortete: Wäre sie krank, so wäre sie nun auch unfehlbar todt, wobei ich erzählte, was mir den vorhergehenden Abend begegnet war. Er verwunderte sich darüber, versicherte aber doch, daß er nur so viel wüßte, daß sie krank wäre, und daß man mich nach Hause verlangte."

„Aber schon mit der nächsten Post schrieb mir meine Schwester, daß die Mutter verstorben, und ich ersah aus deren Schreiben, daß dieselbe eben desselben Abends, woran ich das Gesicht, oder die Erscheinung gehabt hatte, in die Ewigkeit hinüber gegangen war *)."

---

achter würde sich in einem solchen Falle vielleicht nicht so ausgedrückt haben.

*) Eine ähnliche Erfahrung von Lysii Frau! „Wir waren," sagt Lysius, „schon eine geraume Zeit in Königsberg gewesen, als solche einst des Nachts mit großem Schrecken aus dem Schlafe auffuhr und fragte: Wer ihr gerufen hätte? — Ich erwachte darüber, und erkundigte mich nach der Ursache ihrer Bestürzung. Sie antwortete: Es hätte Jemand mit starker Stimme zweimal Gertrude! Gertrude! gerufen, worüber sie als etwas Ungewöhnliches allerdings sehr bestürzt wäre, weil Niemand in Königsberg sie also zu nennen, oder anzureden pflegte. Sie kam daher auf die Gedanken, ihre Mutter müsse etwa sehr krank, oder gar gestorben seyn. Der Ausgang aber zeigte, daß ihre Schwester, mit der sie jederzeit am vertraulichsten gelebt hatte, um eben dieselbe Zeit des Todes verblichen war."

„Man weiß also," fügte er mit gleicher Naivetät, wie bei der vorigen Erzählung, in seinem Manuscript als Schlußwort hinzu, „noch nicht deutlich genug, was in der Welt auch in Ansehung der eben abscheidenden, oder abgeschiedenen Seelen passiren kann."

„Zu der Zeit wie ich als Studirender mich hier in Königsberg aufhielt, war es überall eine bekannte und ruchbare Sache, daß der jüngere Dr. Dreyer, nach seinen und seines Vaters bekannten philosophischen Grundsätzen, diesen seinen Vater auf dessen Todbette ausdrücklich ersucht habe, daß er ihm drei Tage vor seinem Tode erscheinen möchte, welches ihm denn der Vater auch heilig versprochen habe. Als zwei Jahre hernach mein jüngerer Bruder hier studirte, und mit dem jungen Dr. Dreyer in einem Hause wohnte und an einem Tische speisete, ward gedachter Dr. Dreyer krank, doch so, daß Niemand seine Krankheit für gefährlich hielt, indem er noch ein junger starker Mann und erst etlich und dreißig Jahre alt war. Während dieses seines Krankenlagers nun besuchten ihn eines Tages verschiedene seiner guten Freunde. Beim Abschiede werden solche von seinen Hausgenossen und Bedienten bis zur Hausthüre begleitet, so daß sich der Patient ganz allein im Zimmer befindet. Wie aber die Domestiken wieder zurück kommen, treffen sie ihn sehr alterirt, ganz blaß, entstellt und in einem merklich veränderten Zustande an, von demjenigen, worin sie ihn einen Augenblick vorher verlassen hatten. Auf Befragen erzählte er mit zitternder Stimme: Sein seliger Vater sey ihm während der Zeit erschienen, und nun werde er der getroffenen Verabredung gemäß unfehlbar über drei Tage sterben müssen, wobei er (der Kranke) zugleich seinen vormaligen Prinzipien zuwider die Warnung hinzugefüget, daß doch ja Niemanden dergleichen von Sterbenden verlangen möchte, weil er bei der Erscheinung seines Vaters selbst in Schrecken und Entsetzen gerathen, und auch der Geist, oder die Gestalt seines Vaters ihm sehr erschrocken (?) und

wehmüthig vorgekommen seye, daher er glaube, daß auch der Geist seines Vaters empfindlich darüber betrübt gewesen seyn möge, daß er noch einmal auf dieser Welt erscheinen müssen."

Aber wie dem sey, „so viel," setzt Lysius hinzu, „ist gewiß, daß der junge Dr. Dreyer wirklich den dritten Tag hernach verschieden."

„Um diese Zeit hatte ich unter anderen zwei besonders merkwürdige Träume. In dem ersten wurde mir das ganze, lange nachher erst aufgeführte Gebäude des Collegii Fridericiani zu Königsberg, sammt Schule und Kirche, ja sogar das Thürchen nach der engen Gasse, deutlich vorgestellt, mit dem Anhange: „daß die Kirche so aussehen würde, in welche ich einstens als Prediger kommen sollte." Hernach aber wurde mir eben so deutlich auch die Schloßkirche, und dann die Löbenicht'sche Kirche mit eben derselben vernehmlichen Andeutung im Gesicht gezeiget, daß ich nämlich dereinst da Prediger werden sollte; wie denn dies viele gute Freunde noch wissen, welchen ich diese Träume lange vor der Pestzeit erzählt habe. Auch meine Frau kann bezeugen, daß ich sehr oft, wenn wir auf dem Platze des Colegii Fridericiani spazieren gingen, und den Thurm jener Kirche erblickten, zu ihr gesagt habe, daß ich mit der Zeit noch an diese Kirche kommen müßte, obwohl ich nicht begreifen konnte, wie solches zugehn, oder möglich werden möchte. Nach Vorstellung der Löbenicht'schen Kirche sah ich auch in eben dem Traumgesicht, wie aus gedachter Kirche ein kleiner Mann an eine Kirche gesandt wurde, die hinter der andern, mir im Gesicht gezeigten Kirche lag, welches ich nachmals ebenfalls genau erfüllt erkannte u. s. w."

„Um dieselbe Zeit hatte ich auch folgenden Traum. Mich däuchte, ich ginge auf einer angenehmen Wiese. Da kam ich denn an einen mäßigen Bach, an dessen gegenseitigem Ufer ein Mann stand, der mir die Hand zum Ueber-

springen reichte. Wie solches geschehen war, fand ich auf der andern Seite des Bachs eine solche Menge von Schlangen, Eideren, Scorpionen rc., daß ich auch nicht einen Fuß fortzusetzen vermögend war, ohne auf dergleichen Gewürm zu treten. Und da mir vorkam, gleich beim ersten Sprung auf eines getreten zu haben, und also weiter springen wollte, wo ich allemal meinte sicher hintreten zu können, fand ich, daß immer bei Niedersetzung des Fußes ein dergleichen Ungeziefer den Kopf zur Rache in die Höhe hub. Daher ich dann mit größter Angst von einer Stelle auf die andere sprang, bis mir laut zugerufen wurde: Super aspidem etc. Auf Schlangen und Ottern wirst du gehen. Psalm 91. Worauf ich erwachte und innerlich überzeugt wurde, daß dies ein — göttlicher Traum gewesen, mir zum Troste in meinem künftigen geistlichen Berufe, worin ich hernach auch durch die pünktlichste Erfüllung dieses Traumes (bei vielfachen theologischen Streitigkeiten, die Einem der Kämpfenden aus Aerger und Verdruß das Leben kostete, bei Verleumdungen, Verketzerungen und Verfolgungen u. s. w.) auf das kräftigste bin gestärkt worden."

Eine seltsame Inaugurations-Feierlichkeit zum geistlichen Stande, die aber durch die eben so einseitigen, als giftigen Logomachieen, Consequenzmachereien und Verketzerungskünste der Theologen aller Zeiten und vorzugsweise jener Zeit, da die erbärmlichsten Streitigkeiten so viele Federn in Bewegung setzten, eine prägnante und nur allzu treffende Bedeutung erhält, so abschreckend und scheußlich die peinlichen Symbole derselben auch hier erscheinen mögen.

"Da nun," fährt Lysius fort, kein anderer Rath für mich war, so mußte ich mich endlich entschließen, einem künftigen göttlichen Beruf zum Predigtamt zu folgen rc." Er macht seine Frau und seine Schwiegereltern zu Flensburg, (wo er sich bis jetzt der Handelschaft befleißigt, und Frau und Schwestern damit ernährt hatte) mit seiner Entschließung bekannt. Sie ergeben sich darein. Er wird nun schnell hinter-

einander an verschiedene Orte berufen. Wenn alles fertig zu seyn scheint, so kommt irgend ein unerwarteter Umstand dazwischen, und — es wird nichts daraus. Er ist ruhig dabei, und erkennt eine höhere Führung darin rc. rc.

„Hatte ich ein Recht, unzufrieden zu seyn," sagt er in seinem Manuscript, „da keine Kirche von Allen dem Bild der mir im Gesichte vorgestellten Kirche ähnlich war." — — —

Er muß zu Berlin für Spener'n predigen, der mit seiner Predigt sehr zufrieden ist rc. Er kommt endlich ohne „sein Denken und Zuthun" an die Kirche, die er im Gesichte gesehen hat, und so nach und nach an die andern Kirchen, die ihm im Gesicht waren vorgestellt worden; er wird zu gleicher Zeit Professor der Theologie; erhält den Doctor-Hut; wird zu Königsberg in unzählige Streitigkeiten verwickelt, verlästert, verfolgt, gepriesen, vertheidigt, unterstützt rc. rc. — Wie er Anfangs in dem bittersten Mangel hat leben müssen, so besitzt er jetzt Alles im größten Ueberfluß; besonders zur Pestzeit war das Colleg. Frider. mit allen ersinnlichen Eßwaaren, wie er sich ausdrückt, mit französischen, spanischen und anderen Weinen rc. gleichsam wie angefüllt, ja es wurden bei stets verwahrten Thoren über die Mauern des Gebäudes Haasen und anderes Wildpret in den Hofraum hinein geworfen. Inzwischen war auch diese Zeit für Lysius nicht ohne Kämpfe. Er äußerte seine Unzufriedenheit mit den von der Staatsregierung gegen die Pest getroffenen strengen Maßregeln; er hielt eine öffentliche Predigt gegen die Errichtung von Galgen an den Straßen, als von Mißtrauen auf die Vorsehung zeugend, und zog sich dadurch vielen Verdruß zu rc. rc. Doch dies Alles nur im Vorüberflug, da uns der originelle Mann nun einmal Interesse abgewonnen hat! —

Aber wir zeichnen nur aus, was unmittelbar in den Kreis unserer Blätter gehört.

„Meiner Frau," erzählt Lysius beim Jahre 1705, „träumte, wie sie mir den Morgen darauf mit großer Freude und sehr sorgfältig erzählte, sie sey mit mir nebst den Uebrigen aus dem Collegium Frideric. auf dem Wasser in einem Boote des Nachts gewesen, und habe über sich am Himmel Nichts, als helles Feuer gesehen, so daß sie auch nicht einen einzigen blauen Fleck am Himmel habe wahrnehmen können. Das habe ziemlich lange gewährt, und sie sey darüber sehr beängstigt gewesen. Mit Anbruch des Tages aber sey das Feuer verschwunden, und sie ohne Schaden zu nehmen mit ihrer Gesellschaft an's Land getreten. Zwei Tage hernach, noch vor Mitternacht, hörten wir ein entsetzliches Geschrei: Feuer! Feuer! wovon wir Beide plötzlich erwachten. Ich lag vorn im Bette, richtete also meine Augen sogleich auf die Fenster der Kammern. Und was sah ich da? Ich erinnere mich nicht, jemals etwas Erschrecklicheres gesehen zu haben. Nicht nur eine dicke Flamme, sondern auch unzählige Funken und große Stücke Feuer bedeckten den Himmel ganz über und über. Ich erschrack heftig, faßte aber doch die Resolution, aus dem Bette heraus zu springen, und sagte: Der jüngste Tag könne es nicht seyn; denn wenn es der wäre, so müßten vorher alle Glaubigen, und folglich auch Ich, dem Herrn entgegen gerückt seyn in den Wolken. Als nun meine Frau so weit hervor kam, daß sie das erschreckliche Feuer auch sehen konnte, rief sie laut: Das ist das Feuer, welches ich im Traum gesehen habe! Ich antwortete: Und so sollte sie gutes Muths seyn, wir wären unter Gottes Schutz als auf dem Wasser, wo kein Feuer uns schaden könnte, und noch vor Tage würden wir außer aller Gefahr seyn ꝛc. ꝛc. Gott bewahrte übrigens das Collegium Frideric. bei dieser Feuersnoth dergestalt, daß gewisse uns gehässige Leute sich recht darüber ärgerten, und sogar ein vornehmer Mann, welcher von Obrigkeits wegen beim Feuer commandirte, darüber sacramentirte und gräulich fluchte, daß kein Funken auf das

Teufelsnest fallen und solches anzünden wolle. Er setzte hinzu: In diesem Falle sollte lang genug auf die Feuerspritzen gewarten werden! rc. rc.

„Nach geendigter Vergantung der Bibliothek meines sel. Vaters und nach Entscheidung meiner Händel mit dem Generalsuperintenden Dr. Schwarz durch die theologische Fakultät zu Kopenhagen, schickte ich mich zu meiner Rückreise nach Holstein zu den Meinigen an. Als ich nun bei dem Dr. Masius mich beurlaubte, und das mir versprochene Testimonium abholte, las er mir dasjenige vor, was in dem Volumine Actorum, meine Sache und mein Gesuch betreffend, befindlich ist, mit dem Beifügen: Man hätte Etwas hineinsetzen und sich so ausdrücken müssen, damit dem Generalsuperintendenten Dr. Schwarz, als einem alten Theologo, nicht gar zu großer Tort widerführe; der Bericht an Se. Königliche Majestät aber sollte dergestalt abgefaßt und eingerichtet werden, daß ich damit aufs Höchste wohl zufrieden seyn könnte, wie denn auch mein Attestat ganz rühmlich für mich lautete. Ich sah, daß hier keine Krähe der anderen die Augen aushackte, verlor aber um so viel mehr die Lust, in's Predigtamt und in Gemeinschaft mit solchen Leuten zu treten. Noch denselben Abend fuhr ich nach Flensburg ab, wo ich meine sel. Mutter todt und begraben, meine Schwester aber betrübt und niedergeschlagen, und sammt meines Vaters Schwester und meiner Großmutter in Einem Hause fand. Von meiner Mutter wurde mir sogleich die besondere Nachricht mitgetheilt, daß, wie dieselbe nebst ihren Angehörigen aus der Pfarrwohnung in dieß mittlerweile neu erkaufte Haus herein gezogen sey, sie sich rund umgesehen und gesprochen habe: Hier lasset uns Alle uns niederlegen und sterben! welches nachmals auch pünktlich erfüllet worden, an Allen denen nämlich, welche damals mit der Mutter im Hause gegenwärtig waren; denn

mein jüngster Bruder und meine jüngste Schwester befanden sich in dem Augenblick in der Schule, und diese blieben, nebst mir, allein am Leben."

„Meine drei erwachsenen Schwestern stellten mir vor, wie es zum Untergang unserer Familie gereichen würde, wenn wir uns trennen wollten. Denn wenn das Kapital in neun Theile (so viel Geschwister waren unser) getheilt werden sollte; so würden wir von den Interessen nicht leben, und die beiden abwesenden Brüder auf Schulen und Akademien nicht unterhalten werden können. Sie baten mich also, bei ihnen zu bleiben; sie wären entschlossen und Willens, Nahrung und Gewerbe wie bisher fortzusetzen, und ich könnte mittlerweile ungehindert in meinem Studiren fortfahren. Das ging auch den ganzen Winter hindurch unter großem göttlichen Segen so fort, und ich weiß mich nicht zu erinnern, in meinem ganzen Leben eine vergnügtere Zeit erlebt zu haben. Meine Neigung zum Predigtamt ward inzwischen immer schwächer und geringer. Dr. Schwarz ließ mir durch meiner Mutter Bruder, der zu Flensburg wohnte, sagen: Er wunderte sich, daß ich mich nicht bei ihm melde, da er doch aus Kopenhagen habe, daß daselbst meine Sache gut für mich ausgefallen sey; nebst Versicherung, daß er meiner Beförderung in keinem Stücke zuwider seyn würde.*) Ich wollte aber in der Stille abwarten, ob Gott mich aus meiner Eremitage herausziehen, oder welches ich damals am meisten wünschte, im Verborgenen leben und sterben lassen wollte." —

„Als ich einst im Jahr 1696 gegen Ende des Winters zu Tische kam, sagte meine dritte Schwester:

---

*) Und doch hatte ihm dieser geistliche Herr, wie er im Vorhergehenden erzählt, noch ganz kurz zuvor recht leidenschaftlich entgegen gearbeitet! „Er fuhr mich," sagt Lysius, „mit solchen Geberden an, daß ich mein Lebenlang keinen Theologen in einer solchen wüthenden Positur gesehen habe, wodurch aber mein Herz recht leicht und fröhlich wurde."

„Eine gewisse, uns Allen wohl bekannte ehrbare Frau, welche in unserem Hause oft aus- und einging, habe ihr mit großer Theilnahme so eben mündlich eröffnet: „sie wäre gewohnt und hätte die Gabe, künftige Dinge deutlich in Gesichten zum Voraus zu sehen, und hätte also, kraft dieses ihr beiwohnenden Vermögens, im Geist gesehen, daß in kurzer Zeit — sieben Leichen aus unserem Hause würden herausgetragen werden. Und wenn dieselben würden herausgetragen seyn, so würde einige Zeit darauf eine — Braut ins Haus hineiu kommen.“ —

„Ob ich nun gleich, wie oben erwähnt, auch von meiner Eltermutter dergleichen oftmals gehört hatte; so inclinirte ich doch im Geringsten nicht dazu, demselben Glauben beizumessen, sondern ich verwies es vielmehr meiner Schwester auf das Nachdrücklichste, daß sie solch unchristliches Geschwätz angehört hätte: nahm auch der Zeit wahr, der erwähnten Frauenperson und neuen Prophetin, wie sie wieder in unser Haus kam, selbst anzudeuten, daß sie entweder sich solcher Plauderei gänzlich enthalten, oder ohne weitere Umstände unser Haus meiden müßte. „Gut, mein Herr,“ antwortete sie bestimmt, aber ganz gelassen, „ich werde von dergleichen Dingen nichts weiter reden. Sie aber werden erfahren, daß Alles, was Ihnen Ihre Jungfer Schwester auf meinen Bericht von meinen Gesichten entdeckt hat, pünktlich in Erfüllung gehen wird.“ Meine von Natur freimüthige Schwester führte mir obige Worte unserer Mutter: Hier lasset Alle uns niederlegen und sterben! (als die wahrscheinliche Wirkung einer ähnlichen Gabe, Gesichte zu sehen) zu Gemüthe. Ich aber versetzte: Das sey kein Orakelspruch; wir wären, der größten Anzahl nach, noch junge, gesunde, muntere und starke Leute, und wenn also gleich unsere Großmutter und Tante

etwa sterben sollten, so würden alsdann doch immer noch fünf Leichen fehlen; am wenigsten sey zu vermuthen, daß eine Braut in's Haus kommen sollte, vielmehr, setzte ich scherzend hinzu, könne man behaupten, daß eher eine Braut aus demselben heraus geholt werden möchte, indem meine älteste Schwester in der That bereits mit einem bemittelten Kaufmann in der Stadt zur Ehe versprochen war. Ich untersagte demnach ein Mal für alle Mal solche Reden; meine Schwester aber blieb dabei, und freute sich allezeit recht herzlich, daß sie bald von den Banden der Eitelkeit aufgelöset und eine Mitbürgerin des Himmels werden würde, ungeachtet sie vor allen Andern eine frische, gesunde und starke Person war."

„Auf mein nachdrückliches Zureden erwähnte man inzwischen nichts weiter von obiger Prophezeiung des Weibes in unserm Hause."

„Nach etlichen Wochen aber legte sich die Großmutter, und wurde um besserer Pflege willen in die Wohnstube gebettet."

„Einst will ich," heißt's nun im Manuscripte wörtlich weiter, „während ihrer Krankheit des Abends nach der Mahlzeit aus der Wohnstube heraus und auf mein Studirzimmer gehen, da sehe ich eine in Parade stehende Leiche, auf eben die Art, wie dort zu Lande die Leichen mit weißen und schwarzen Tüchern bekleidet zu werden pflegen, ganz dichte vor der Stubenthüre stehen, so daß die Leichlacken (Grabtücher) von dem Fuße des Sarges so weit bis vor die Stubenthür hin reichten, daß die Thür mit genauer Noth geöffnet, und ich kaum hinaus treten konnte. Das Haupt vom Sarge erstreckte sich bis an die Treppe, die ich hinauf zu steigen hatte, und die Leichlacken noch weiter."

„Ich alterirte mich inzwischen gar nicht, sondern rief nur meiner ältesten Schwester, und sah unterdessen das Anscheinen des Sarges mit starren und unverwandten Augen an.“

„Als die Schwester herbei kam, fragte ich dieselbe: Ob auch sie die Leiche da sähe? — Sie erschrack, ging eiligst zurück, mit veränderter Gesichtsfarbe, antwortete mir auch nicht, ob sie etwas gesehen hätte, oder nicht.“

„Ich aber blieb in der halb offenen Stubenthüre so lange stehen, bis das Gesicht allmälig verschwand, und immer dunkler und dunkler wurde.“

„Meiner Großmutter Krankheit schien beinahe gar nichts zu bedeuten zu haben; *) und doch starb sie wenige Tage hernach ganz unvermuthet. Am Tage ihrer Beerdigung wurde NB. in meiner Abwesenheit aus dem Hause und ohne mein Vorwissen ihre Leiche auf eben der Stelle im Hause niedergesetzt, und genau auf eben solche Art bekleidet, wie mir einige Tage vorher im Gesicht gezeiget worden, so daß im ganzen Vorhause kein unbequemerer Platz hätte können gefunden werden, indem dieselbe den Eingang zu zwei unentbehrlichen Zimmern beschwerlich machte.“

„Die älteste Schwester konnte wegen einer ihr inzwischen zugestoßenen Schwachheit nicht mit zu Grabe folgen, und als wir Uebrigen nach der Einsenkung der Leiche und nach angehörter Leichenpredigt aus der Kirche zurückkamen: klagten sich auch schon die zwei anderen Schwestern; und den

*) Dieser Umstand ist in Beziehung auf das in dem zunächst vorhergehenden Gesagten beachtenswerth, wie dort bereits ist angedeutet worden.

Tag darauf auch der Bruder. Aller vieren ihre Krankheit, ein Fleckfieber, nahm mit jedem Tage zu. Die jüngste Schwester, eben diejenige, welcher das vorerwähnte Weib das Gesicht von sieben Leichen verkündigt hatte, war nach der Mutter die erste, welche Todes verblich. Der Bruder, ein junger wackerer Mensch von siebenzehn Jahren, verschied als der zweite, den die Reihe traf. Die dritte Leiche gab die nächste Schwester nach der ältesten ab, nachdem dieselbe gleichsam in einer seligen Raserei dahin gelegen hatte, indem sie beständig als eine Verstorbene und bereits im Sarg liegende Person die Hände faltete, und, wenn ihr Speise, Trank und Arznei angeboten wurde, mit Kopfschütteln zu verstehen gab, daß sie durchaus nichts annehmen wolle, ohne ihre Gründe dieses Widerstandes zu eröffnen. Als aber der Körper des verstorbenen Bruders aus der Krankenstube herausgetragen wurde, fragte sie: „Warum man denn nicht auch Sie hinaus trüge? Denn ihre Seele wäre ja schon im Himmel, und ihr Leib würde bald anfangen zu stinken." (So steht es da.) Hiegegen galt keine vernünftige Vorstellung, und wir bekamen von ihr auch keine andere Antwort, als diese: Wenn wir es nicht glauben wollten, so würden wir es in Kurzem erfahren. Worauf sie kein Wort weiter redete, sondern in der Gestalt einer bereits eingekleideten Leiche bis an den folgenden Tag so hin lag, da sie dann sanft und selig ihren Geist aufgab. — Nun war von diesen vieren noch meine älteste Schwester übrig. Diese lag immer ruhig und freudig auf ihrem Siechbette. Am letzten Tag ihres Lebens ließ sie mich eilends zu sich rufen, reichte mir die Hand, und dankte mir in ihrem und ihrer Geschwister Namen für alle Liebe und für alles genossene Gute, stimmte darauf mit ziemlich heller Stimme das Lied an: Triumph! Triumph! er kommt mit Pracht, mein Heiland und Erlöser rc., und sang so lange, bis man nichts deutlich mehr vernehmen konnte, als die

letzten Sylben der Worte: Triumph! Victoria! und Halleluja! womit sie selig verschied."

„Da hatte ich denn nun auf einmal vier Leichen im Hause, welche aus Mangel anständiger Träger in zwei Tagen nach einander, jeden Tag zwei, zur Erde bestattet wurden, mit großer Bestürzung aller Einwohner der ganzen Stadt, indem viele vernünftige Leute solches als ein Exempel ohne Exempel ansahen, und als einen göttlichen Verweis betrachteten, daß die Gemeine (zu Flensburg), worin mein Vater dreißig Jahre im Predigtamt gearbeitet, nicht mehrere Dankbarkeit gegen dessen Kinder bewiesen, (daher sie Gott sonder Zweifel aus der undankbaren argen Welt lieber zu sich in sein himmlisches Freudenreich aufgenommen). Weil nun offenbar war, daß in unserem Hause eine ansteckende Krankheit herrschte; so machte ich ein Inventarium des vorhandenen Hausgeräths und Vermögens, ließ Alles, einige Kleidungsstücke und etwas Linnen ausgenommen, versiegeln und erwartete so mit Gelassenheit Gottes unerforschliche fernere Verhängnisse."

„Inzwischen starb auch unsere bisherige getreue Dienstmagd. Und kaum war das Inventarium fertig; so klagte und legte sich auch meines Vaters Schwester, und in drei Tagen war auch sie entseelt, und gab also die — siebente Leiche ab. Bald darauf ward meine kleinste Schwester, und hernach auch der jüngste Bruder krank. Folglich war ich, nebst der noch lebenden Magd meiner seligen Tante, allein gesund im Hause, und wir Beide hatten zwei Patienten zu warten und zu pflegen, wobei wir uns denn freilich nichts anderes vorstellten, als daß wir den Abgeschiedenen und Begrabenen nächstens selbst auch nachfolgen würden. Ja, zuletzt legte sich auch wirklich dieses Dienstmädchen. Also hatte ich keinen einzigen gesunden Menschen mehr um mich im Hause, konnte auch durch Anbieten vielen Geldes und starker Belohnung Niemanden bereden, der Krankenpflege sich zu unterziehen. Ueberdieß brachte es die Gelegenheit des

Hauses so mit sich, daß ich allemal durch die Kammern, worin die Kranken lagen, auf meine Studirstube gehen mußte. Als ich solches den letzten Abend that, redete ich allen drei Patienten tröstlich zu, fiel hernach auf meinem Zimmer vor Gott auf die Kniee und betete: Er möchte über uns Alle in Gnaden verhängen, was sein weiser und heiliger Rath beschlossen, aber doch mein Gebet hierin gnädiglich erhören, daß, weil meine Pflicht erforderte, meiner Kranken, so lange ich selbst noch gesund wäre, mich anzunehmen, der Wohlstand aber mir verböte, die Dienstmagd zu heben und zu betten: so möchte er entweder Jemanden erwecken und zu mir weisen, der solchen Liebesdienst für Bezahlung auf sich nähme, oder mich durch Zuschickung einer gleichen Krankheit von meiner Pflicht und von aller Verantwortung frei machen, und uns bald insgesammt ein seliges Ende bescheeren. Worauf ich, nach verschlossener Hausthüre, mich in's Bette zur Ruhe niederlegte und erwartete, ob einer von uns Vieren des Morgens noch aufstehen würde.

„Dieß traurige Verhängniß," setzt Lysius nun hinzu, „nahm aber doch zuletzt ein solches Ende, daß Gottes Güte und Erbarmung auch hierin nicht genug gepriesen werden kann." rc. rc.

Aber dieß ist für unseren nächsten Zweck dahier genug. Also kurz — die drei zuletzt erwähnten Patienten erholten sich wieder und überstanden die gefährliche Krankheit. Es blieb sonach buchstäblich bei den sieben im Gesicht gesehenen Leichen. Lysius selbst, nun ohne häusliche Unterstützung, suchte sich eine brave Jungfrau zur Braut aus, that bei deren Eltern, doch, wie er sich im Manuscript ausdrückt, mehr in Todes- als in Freiersgedanken, die Anwerbung um solche, hielt unter seltsamen Anstalten und Umständen Verlöbniß mit ihr, überstand gleich nach demselben selbst eine gefährliche Krankheit, und feierte noch in dem nämlichen für ihn so verhängnißvollen 1696sten Jahre den 22. Oktober sein Hochzeitsfest.

Und so war denn das wunder-seltsame Gesicht nach seinem ganzen Inhalt, bis auf die Braut, die in's Haus kommen würde, wann die sieben Leichen herausgetragen wären, buchstäblich genau erfüllt! — — —

2.

Voranzeigen des Todes.

1) Der menschenfreundliche Arzt Dr. Johann Christian Senckenberg, weiland zu Frankfurt a. M. Gründer des dortigen berühmten Senckenbergischen Stifts, bestehend aus Krankenhospital und medicinischem Institut, wozu ein anatomisches Theater, ein botanischer Garten, Bibliothek, chemisches Laboratorium und die später sehr vermehrte Naturaliensammlung gehört, fing seine wohlthätige Anstalt mit dem Bau des Krankenhauses an; aber noch nicht weit war dieser vorgerückt, als der 65jährige, aber noch lebenskräftige Greis, die Arbeit betrachtend, über das Gebälke hinschritt, und am Abend des 17. Novemb. 1772 von der Höhe herabstürzte und den Tod fand. Es wird für gewiß versichert, daß sein Demant, welchen er statt des Knöpfchens im Kragen des Hemdes trug, am Morgen seines Todestags aus der Fassung ihm an die Füße gefallen sey, und sein gewöhnliches großes Trinkglas habe man am Abend auf dem Tisch in zwei Theile zersprungen gefunden.

3.

Ein merkwürdiges Vorausschauen.

Eine Prophezeiung, die in dem zu Recklingshausen erscheinenden Wochenblatte mitgetheilt wird, macht jetzt die Runde durch die rheinischen Blätter: „In den Jahren 1828—1832, erzählt der Einsender jenes Artikels, stand ich in Diensten des Kammerherrn Freiherrn v. Bodelschwingh-Plettenberg als Verwalter der Oekonomie zu Bodelschwingh. In dem nahe dabei gelegenen Dorfe Deinighausen wohnte ein gewisser Colon Jasper, der von prophetischem Geiste begabt seyn wollte. Mit diesem alten ehrwürdigen

Manne traf ich eines Morgens im Wirthshause zu Bodelschwingh zusammen, wo die Rede auf Voraussagungen kam. Ich werde es nicht erleben, sagte Jasper im Laufe des Gespräches — allein Sie werden es noch erfahren. Von Westen nach Osten wird in unserm Staate eine große Heerstraße gebaut, die ihre Richtung durch die zum Gute Bodelschwingh gehörige Waldungen nehmen wird. Auf dieser Straße werden nur Wagen laufen, ohne mit Pferden bespannt zu seyn, welche ein fürchterliches Gerassel verursachen. Mit dem Beginn der Arbeit an dieser Straße wird eine Theuerung entstehen, so daß die Arbeiter von ihren Arbeiten verschwinden müssen. Nach Vollendung der Arbeit und sobald die Straße fertig, wird ein blutiger Krieg entstehen, wobei er auf die Worte des Propheten Ezechiel 28. Kapitel, 23. Vers, hindeutete. Noch lebende Zeugen können darthun, daß der Prophet Jasper ihnen in loco die Richtung schon gezeigt hat, welche jetzt die Eisenbahn wirklich durch die Holzungen des Freiherrn v. Bodelschwingh nimmt."

4.

Seliger Vorbote.

Aus dem schriftlichen Nachlaß eines ehrwürdigen Greises.

Ein junger Mann, Namens Gebhardi, wurde vom Kaiser Peter III., welcher dessen Vater kannte und ihm wohl wollte, nach Petersburg berufen, um als Offizier bei der Holsteinischen Garde angestellt zu werden. Er langte daselbst in dem Zeitpunkt an, wo Peter III. entthront wurde, und da er in Holsteinischer Uniform erschien, wurde er von dem Pöbel sehr mißhandelt. Der Geograph Büsching, der dessen Vater gleichfalls kannte, nahm sich des jungen Mannes an, ließ ihn in das Schulgebäude bringen, das er als Direktor der Schule mit andern Lehrern bewohnte, und vermochte einen derselben, der verheirathet war, ihn bei sich aufzunehmen. Dieser Lehrer bewohnte mehrere aneinanderstoßende Zimmer zu ebener Erde, deren Fenster alle gegen Norden gingen, und wovon die Aussicht durch

die nah gegenüberstehende Peterskirche äußerst beschränkt war. Der kranke junge Mann wurde in einem derselben, und zwar in dem Eckzimmer, das nur mit einem Fenster versehen und noch dunkler als die andern war, untergebracht, und von einem angesehenen Arzt und einem wohlbekannten Chirurgen behandelt. Letzterer kam eines Tags nach Tisch, um den Kranken zu besuchen. Bei seinem Eintritt in das Zimmer des Lehrers sagte ihm dessen Frau, daß der junge Mann schlafe, nnd daß sie den Vorhang des Fensters herabgelassen habe, damit er um so weniger in seiner Ruhe gestört werde. Wecken soll man ihn nicht, sagte der Chirurg; indessen ist mir daran gelegen, sein Befinden zu untersuchen, ich will daher warten, bis er aufwacht. Man kam überein, um sich die Zeit zu verkürzen, L'hombre zu spielen; der Lehrer, dessen Frau und der Chirurg setzten sich zum Spiel dergestalt, daß alle Drei in das Zimmer des Kranken sehen konnten, in der Absicht, bei der geringsten Bewegung, die sie da wahrnähmen, sich dem Kranken zu nähern. Nachdem sie einige Zeit gespielt, und dabei ihre Augen und ihre Aufmerksamkeit auf des Kranken Zimmer gerichtet hatten, sahen sie selbiges plötzlich von blendenden Strahlen erleuchtet; alle Drei sprangen von ihren Sitzen, traten in jenes Zimmer, während die Helle in selbigem Zimmer noch Statt hatte, die sich aber allmählig verlor, und sahen den Kranken im Bette aufrecht sitzen, der mit heiterer Miene zu ihnen sagte: „So eben war mein Erlöser bei mir und forderte mich ab; ich sterbe diesen Abend um sechs Uhr." Und um sechs Uhr verschied er. — Büsching pflegte zu sagen: Erklären kann ich es mir nicht, aber die Sache ist gewiß; denn auf die Rechtschaffenheit und Wahrheitsliebe der drei Zeugen kann ich zählen. — y —

5.

Der englische Beistand.

Aus einem wichtigen biographischen Aufsatz über Dr. Joh. Reinhard Hedinger, herzogl. würtemb. Hofpre-

diger und Consistorialrath, im Jahr 1698 von Herzog Eberhard Ludwig zu diesem Amte nach Stuttgart berufen, (s. Knapp's Christoterpe 1836) entlehnen wir folgende, für diese Blätter geeignete Begebenheit. — „Einstmals soll Hedinger seinen Herzog selbst über gewisse Sünden, die er trotz aller Privatermahnungen nicht lassen wollte, öffentlich auf der Kanzel bestraft und zur Buße aufgerufen haben, was so ungnädig vermerkt ward, daß der Fürst den Entschluß faßte, sich in seinem Schlosse persönlich an ihm zu vergreifen. Hedinger ward mit kurzen Ausdrücken vorgefordert, und erschien alsbald mit freier Stirne, durch ernstliches Gebet in seinem Gott gestärkt. Der Herzog, der ihm allein, ohne Begleitung, zu erscheinen befohlen, und sich zu einer thätlichen Mißhandlung seines Beichtigers gerichtet hatte, sah ihn gleich beim Eintritt mit Betroffenheit an, und rief: „Hedinger! warum kommt Er nicht allein?" — „Ich bin allein, Ew. Durchlaucht," erwiederte der Hofprediger. „Nein, Er ist nicht allein!" entgegnete der Herzog. „Und dennoch bin ich allein, Ew. Durchlaucht," antworte Hedinger. Als aber der Fürst, immer auf die rechte Seite Hedingers hinblickend, darauf beharrte: „Er ist nicht allein!" entgegnete der Fromme, ahnend, daß hier eine höhere Hand im Spiele sey: „Ja, ich bin wahrhaftig allein gekommen, Ew. Durchlaucht! Sollte es aber dem großen Gott gefallen haben, einen Engel neben mich in dieser Stunde zu stellen, so weiß ich es nicht." — Der Herzog winkte ihm mit der Hand, und entließ ihn mit Zeichen der Erschütterung."

Hiebei wird es nöthig seyn, zu bemerken, daß Hedinger in seiner Antrittspredigt seine tiefe Verehrung vor seiner Obrigkeit laut ausgesprochen und sich nur die besondre Gnade von seinem Fürsten ausgebeten hatte, ihm, wie der Mönch Nilus dem Kaiser Otto III., demüthig zurufen zu dürfen: „Bewahre Deine Seele!" Ferner machen bei öffentlicher Ermahnung regierender Personen Zeit und Umstände einen großen Unterschied, und am unstatthaftesten sind Strafreden

gegen dieselben in ihrer Abwesenheit. Das sind alsdann nicht Prophetenworte im Namen Gottes, sondern feige Aufforderungen zur Empörung, die besonders in unsern aufrührerischen Zeiten höchst verwerflich sind. Einem Hedinger kam es darauf an, die Seele seines Herzogs, die Seele seines Hofs und seiner Unterthanen zu retten; daraus entstand schwerlich eine politische Unruhe, er begegnete dieser vielmehr. In unsern Tagen will ein gewisses Publikum sehr gern auf Regenten geschimpft haben, an denen ein Tadel, oder auch keiner ist, in Hoffnung einer gewaltsamen Aenderung der äußern Dinge, wovon hier nichts weiter zu sagen ist. Unter solchen Verhältnissen hätte der erleuchtete Hedinger seinen Fürsten nicht leicht öffentlich zur Buße, wohl aber die Gemeinde zur Stille, zur Fürbitte und zur Hoffnung auf Gott ermahnt.

Ein gewisser vormaliger harter Regent saß neben seiner Gemahlin in der Kirche und schlummerte unter der Predigt ein. Plötzlich schreckte er auf, und fragte die Königin mit Heftigkeit: „Was hat er gesagt?“ Sie wiederholte ihm ungefähr die letzte Stelle des Vortrags. „Nein!“ antwortete der König: „das hat er nicht gesagt — — er hat gesagt: Wenn der König sich nicht bekehrt, so ist er verdammt!“ Die Königin leugnete mit Recht, diese Worte gehört zu haben; nach der Kirche aber ließ sie den Hofprediger zu sich kommen, und erzählte ihm den Vorfall. Dieser, hoch verwundert, gab ihr zur Antwort: „So läßt also Gott den Königen heimlich ins Ohr sagen, was wir ihnen öffentlich zu sagen nicht wagen dürfen!“

Unstreitig hatte sowohl dieser fromme Hofprediger bei seiner gleichfalls freimüthigen Aeußerung, als Hedinger Recht. Letzterem war, wie es scheint, sein Benehmen vergeben, ersterm das seinige auch. Immer blieb dabei die Lehre stehen: Fürchte Gott, ehre den König — und: Suche, du Seelsorger, nicht minder deinen Fürsten als den Geringsten deiner Heerde selig zu machen! — y —

Zum Traumleben gehörend.

1.

Warnender Traum.

Folgender Vorfall wurde mir im vorigen Jahr, bald nachdem er sich zugetragen hatte, von der Müllerin von Heimsuden, einem Filial von hier, erzählt.

Diese Müllerin wurde in einer Nacht dadurch aufgeweckt, daß eine Stimme ihr die Worte zuflüsterte: „Dein Backofen brennt." Da sie aber im tiefsten Schlafe lag, so kam sie nicht zur vollen Besinnung, sondern schlief wieder ein. Bald darauf wurde sie auf gleiche Weise aufgeweckt, indem sie abermals die leisen Worte hörte: „Dein Backofen brennt!" Es war aber niemand bei ihr als ihr Mann, welcher fest schlief, und ihr Säugling, welcher neben ihr lag. Immer noch aber konnte sie sich die Möglichkeit nicht denken, daß ihr Backofen brennen sollte, und konnte sich abermals nicht hinlänglich ermuntern, um die Sache zu beachten, sondern glaubte sich getäuscht zu haben, und schlief wieder ein. Gleich darauf aber ward sie durch diese Worte zum dritten Mal geweckt, und nun ergriff sie ein heftiger Schrecken; sie legt das Kind bei Seite, springt aus dem Bette, wirft ein Kleid über sich, und eilt zum Haus hinaus, über den Hof in das Nebengebäude, in welchem sich der Backofen befand. Kaum öffnet sie die Thüre, so sieht sie mit Entsetzen, daß die Balken, auf welchem der Backofen stund, in Flammen waren. Sie eilt in das Haus zurück, weckt ihren Mann und Dienstboten, und ihren Be-

mühungen gelingt es, das Feuer zu löschen, ohne daß sie im Dorf Lärm machen mußten. In kurzer Zeit würden die Stallungen und Scheunen, welche mit diesem Gelaß, in welchem der Backofen stund, in Verbindung stunden, ein Raub der Flammen geworden seyn, wenn die Müllerin nicht auf eine so unbegreifliche Weise geweckt worden wäre. Die Entstehung des Feuers kann sie sich heute noch nicht erklären.

Buchenbach im Mai 1846.

Gerber, Pfarrer.

2.

Voraussagender Traum.

Der Staatsrath S. zu F. bekam im November oder Anfangs Dezember 1813 gegen Abend einen Anfall von Kolik, ging auf den Abtritt, und wurde erst Nachts um 11 Uhr, indem man die Thür sprengte, todt auf selbigem gefunden. Der Vorfall wurde aus gewissen Ursachen im Hause sehr geheim behandelt. Es befand sich ein russischer Offizier daselbst einquartiert, welcher nichts davon erfuhr. Zu gleicher Zeit lag die Haushälterin, Jungfer N., am Nervenfieber krank, was, wie man behauptet, ebenfalls dem Russen verschwiegen worden war. Diesem träumt Nachts äußerst lebhaft, der Staatsrath S. stehe in seinem Zimmer, nicht weit vom Bette, angekleidet mit dem Licht. Er fragt ihn: „Ei! Herr Staatsrath, sind Sie noch auf? was machen Sie noch so spät?“ Er gab zur Antwort: „Ich muß durch Ihr Zimmer und die Jungfer N. abholen.“ Der Offizier erwacht und sieht den Lichtschein noch so deutlich, daß er sich kaum überzeugen kann, geträumt zu haben. Er erzählt Morgens seinen Traum, und erfährt den Tod des Staatsraths, und am folgenden Tage, wo dieser begraben wird, stirbt die N. — y —

Magikon.

Archiv für Beobachtungen

aus dem

Gebiete der Geisterkunde

und des

magnetischen und magischen Lebens,

nebst andern Zugaben

für Freunde des Innern.

Herausgegeben von

Dr. Justinus Kerner.

Vierter Band. Zweites Heft.

Stuttgart.

Verlag von Ebner und Seubert.

1847.

Inhalt.

Zur Geschichte der Phänomene im Oberamtsgerichtsgefängnisse zu Weinsberg im Jahre 1836.

Den Lesern unserer Blätter werden wohl noch die im Jahre 1836 öfters besprochene Phänomene im Oberamtsgerichtsgefängnisse zu Weinsberg im Gedächtnisse stehen. Ihre vollständige Angabe mit einer Reihe von Zeugnissen belegt, fanden sie in der Schrift: „Eine Erscheinung aus dem Nachtgebiete der Natur durch eine Reihe von Zeugen bestätigt und den Naturforschern zum Bedenken mitgetheilt ꝛc." — Es ist bekannt und auch in jener Schrift bemerkt, daß die Person, von der dieses Phänomen auszugehen schien, sich in betrügerische Händel durch Schatzgräbereien eingelassen, ein Vergehen, das sie erst vor Kurzem wiederholte und sich deßwegen abermals in Gefängniß und Untersuchung brachte. Da der Charakter dieser Person schon dazumal keinen großen Glauben verdiente, so legte ich auch in jener Schrift auf ihre eigenen Aussagen und Beschreibungen ihrer gespenstigen Verfolgungen und Erscheinungen kein Gewicht, sondern berief mich und berufe mich auch jetzt noch einzig auf die vielen Wahrnehmungen und Zeugnisse anderer bewährter Personen, die dieses Phänomen nüchtern und ruhig beobachteten, wie z. B. auf die Zeugnisse des Herrn Professors Kapf, Herrn Stadtschultheißen Fraas, Herrn Dr. Sicherer, Herrn Professors Duttenhofer, Herrn Malers Dörr u. s. w. und besonders auf die eigenen Wahrnehmungen und Bestätigungen des so besonnenen Untersuchungsrichters,

des damaligen Oberamtsrichters in Weinsberg, Herrn Heyd, jetzt Oberjustizrath und Oberamtsrichter in Ludwigsburg.

Wäre es auch möglich gewesen, daß jenes Weib (was aber übrigens auch der verschlagendsten Person unmöglich gewesen wäre) durch sich oder Andere jene Töne, Lichterscheinungen u. s. w. im Gefängnisse hervorgebracht hätte, so konnte doch da, wo sich so wahr und offenbar jenes Phänomen in Distanz (in fremden Häusern, selbst in andern Wohnorten) zeigte, wie die bewährtesten Zeugnisse bestätigten (namentlich in andern Orten, die Zeugnisse von Kapf, Duttenhofer, Dörr), dieses Weib ein solches nicht betrügerischer Weise von ihrem Gefängnisse aus hervorgebracht haben, ausgenommen, sie wäre mit einem elektro-magnetischen Apparate versehen gewesen, und zwar von einer Art, wie bis jetzt noch keiner erfunden ist. Ob aber nicht ein solcher Apparat in dem Nervenzustand (besonders dem damaligen) dieses Weibes gegründet war, wäre allerdings eine andere Frage. Die Frage: ob dieses Weib nicht, sich selbst bewußt oder unbewußt, vermittelst entbundenen Nervengeistes (wie bei Idiosomnambulen schon statt fand und wie in den sogenannten Hexengeschichten wohl auch vorzukommen scheint) in Distanz wirken konnte und diese Phänomene hervorbrachte? — Daß dieß in dämonisch-magnetischem Zustande mehr als in gewöhnlichen (gutmagnetischen) Zuständen stattfinden könnte, ist eine allerdings noch immer zu bedenkende Frage. — Aber auch hier gibt es Einwürfe, die ich selbst schon in jener Schrift aufstellte. Auf die Aussagen jenes Weibes selbst darf man bei ihrem dämonischen Hange zum Betruge durchaus nie gehen und ich bin auch auf solche, wie schon gesagt, nie gegangen und habe auch nie, wie Andere im Glauben oder im Spotte thaten, von einem gespenstigen „Pater Anton", der all' dieses sollte hervorgebracht haben, diesem Weibe nachgesprochen. Ich habe in jenem Buche nur die Beobachtungen und Zeugnisse Anderer neben der Nacherzählung der Aussagen jenes Weibes (was ich thun mußte), ohne auf sie

ein Gewicht zu legen, gegeben und so dieses Phänomen der Beachtung und Prüfung der Naturforschung anheimgestellt. Ich beschließe diese Worte mit den letzten der Vorrede jener Schrift:

„Die Wahrheit dieses Phänomens, so wie es im hiesigen Oberamtsgerichtsgefängnisse und ohne jenes Weib in den Häusern beobachtet wurde, steht fest, möge jenes Weib vor seiner Inhaftirung und nach seiner Loslassung (und jetzt, setze ich noch zu, nach 12 Jahren in neuer Inhaftirung) sich auch geberdet haben und sich geberden, wie es wolle." *)

— J. K. —

Der träumende Metaphysiker.

Der als Denker und Mensch gleich ehrwürdige Königsberger Philosoph Kant hat vorlängst eine Abhandlung geschrieben, betitelt: „Träume eines Geistersehers, erläutert durch Träume der Metaphysik," welche zuerst anonym in Riga und Mitau bei Hartknoch 1766 erschien. Dieser Titel des Buchs und nicht Geringschätzung seines Verfassers hat obige Ueberschrift an die Hand gegeben. In der Vorrede gibt er die Veranlassung zu seiner Schrift an, wobei er sich als unparteiischer Zweifler und Prüfer (nämlich sofern ein abgeschlossener Metaphysiker es seyn kann) darstellt, zugleich aber bemerkt, daß besonders das ungestüme Anhalten bekannter und unbekannter Freunde und der Ankauf und die Lesung eines großen Werks (der Schriften Swedenborgs) ihn zu dieser Abhandlung bestimmt habe, von der er weiter hinzusetzt:

*) S. noch den letzten Artikel dieses Heftes.

„welche, wie man sich schmeichelt, die Leser nach der Beschaffenheit der Sache völlig befriedigen soll, indem er das Vornehmste nicht verstehen, das Andere nicht glauben, das Uebrige aber belachen wird.“ Zuvor hatte er den Glaubenden zu Gunsten gesagt: „Welcher Philosoph hat nicht einmal, zwischen den Betheurungen eines vernünftigen und bestüberredeten Augenzeugen und der innern Gegenwehr eines unüberwindlichen Zweifels, die einfältigste Figur gemacht, die man sich vorstellen kann?“ aber hernach bekennt er, „daß er so treuherzig gewesen, der Wahrheit einiger Erzählungen von der erwähnten Art nachzuspüren.“ Dagegen setzt er hinzu: „Er fand — wie gemeiniglich, wo man nichts zu suchen hat — er fand nichts.“ Wohlan, was er diesseits wohl ohne große Anstrengung gesucht hat, das wird er jenseits ohne Zweifel gefunden haben.

Das erste Hauptstück des ersten, dogmatischen Theils ist überschrieben: „Ein verwickelter metaphysischer Knoten, den man nach Belieben auflösen oder abhauen kann.“ Hier quält sich die Abhandlung mit der Definition eines Geistes, die doch so leicht zu beseitigen ist, wenn man nicht logisch definiren, sondern die Metaphysik mit dem illustrirenden Bilderbuche der Natur zusammenhalten will. Da gibt es geistige Dinge genug; Kräfte, deren inneres Wesen nicht in die Augen fällt, und die dennoch eine große Macht ausüben. Die Luft und ihre Arten nebst dem Winde, die magnetische und elektrische Anziehung und Abstoßung, alle verborgenen Kräfte der Materie, sind es nicht lauter bewußtlose Geister, die man mit den Geistern, welche Bewußtseyn haben, vergleichen kann? Die gemeine Sprache ist hier die beste Auslegerin. Geist schreibt man den Weinen und allen spirituosen Flüssigkeiten zu; er ist so viel wie Gischt oder Gas, der unsichtbare Einwohner seines Gehäuses, welcher durch Gährung oder Anzündung sich entwickelt und entbunden wird.

In anthropologischer Beziehung verwechselt und vermischt Kant Geist und Seele. Das ist zweierlei. Der Geist ist

zwar an die Seele gebunden, so lange der Mensch hier lebt, hat aber keine Form noch Raum, welche die menschliche Seele allerdings hat und solche mittelst des s. g. Nervengeists oder Nervenäthers, ihres beschließenden Gewandes, kann sichtbar machen. Das Thier hat Seele, aber den menschlichen Geist hat es nicht. Wollten die Philosophen nicht durchaus auf ihren eigenen Füßen stehen, sondern die Basis aller Weisheit, nämlich die Offenbarung der heiligen Schrift, sich zur Grundlage nehmen, so würden sie auch hierin ohne großes Kopfbrechen klar sehen. In dem göttlichen Wort findet sich die einzige wahre, die einzige mögliche, nicht träumende Metaphysik; alle davon abweichende, selbstgemachte, ist wirklich ein Traum. Es darf uns auch der gemeine Sprachgebrauch nicht irren, wonach man alle unkörperliche Erscheinungen Geister nennt, wie sie denn, einschließlich der Menschenseele, allerdings im Verhältniß zu den körperlichen Dingen geistiger Art sind; wogegen man ehedem im Teutschen ganz unrichtig die Wörter Seele (anima, Ψυχη) und Geist (spiritus, πνευμα) sogar vertauschte. Denn der von Gott eingehauchte Geist macht die Seele lebendig, die im Blut wohnende Seele belebt mittelst des Nervengeistes den Leib. Beim Sterben weicht der Geist zuerst hinaus, dann reißt sich die Seele mit ihrer atomistischen Hülle los, und der Körper zerfällt, indem er das noch in ihm haftende Naturleben freigibt.

Inzwischen legt Kant am Ende (S. 25) doch das Bekenntniß ab: „Ich gestehe, daß ich sehr geneigt bin, das Dasein immaterieller Naturen in der Welt zu behaupten, und meine Seele selbst in die Classe dieser Wesen zu setzen." — Aber welches wunderliche Bekenntniß für einen Metaphysiker, der es vorzugsweise mit immateriellen Naturen sollte zu thun haben!

Das zweite Hauptstück dieses ersten Theils ist überschrieben: „Ein Fragment der geheimen Philosophie, die Gemeinschaft mit der Geisterwelt zu eröffnen." Hier wird denn eine immaterielle Welt als selbstständiges und in sich

verbundenes Ganze angenommen. Aber eine bewußte Gemeinschaft mit ihr zu eröffnen, wird man daselbst vergeblich eine Anleitung suchen. Nur wird (S. 38) gesagt, und das meint wohl eigentlich die Ueberschrift: „Es ist demnach so gut als demonstrirt, oder es könnte leichtlich bewiesen werden, wenn man weitläufig seyn wollte, oder noch besser, es wird künftig, ich weiß nicht wo oder wann, noch bewiesen werden: daß die menschliche Seele auch in diesem Leben in einer unauflöslich verknüpften Gemeinschaft mit allen immateriellen Naturen der Geisterwelt stehe, daß sie wechselsweise in diese wirke und von ihnen Eindrücke empfange, deren sie sich aber als Mensch nicht bewußt ist, so lange Alles wohl steht." Und so folgen weitere Betrachtungen, welche darthun, daß der Metaphysiker sich der Geisterlehre durchaus nicht entschlagen kann, jedoch nur Alles prioristisch construiren will, was allein der geprüften Erfahrung angehört. Mit Recht sieht Kant die Seele des Menschen als unter dem beständigen Einfluß der Geisterwelt stehend an, und sagt weiter (S. 45): „Dadurch würde es nun geschehen, daß die Seele des Menschen schon in diesem Leben, dem sittlichen Zustande zufolge, ihre Stelle unter den geistigen Substanzen des Universums einnehmen müßte rc." — „Wenn denn endlich durch den Tod die Gemeinschaft der Seele mit der Körperwelt aufgehoben worden, so würde das Leben in der andern Welt nur eine natürliche Fortsetzung derjenigen Verknüpfung seyn, darin sie mit ihr schon in diesem Leben gestanden war, und die gesammten Folgen der hier ausgeübten Sittlichkeit würden sich dort in denen Wirkungen wiederfinden, die ein mit der ganzen Geisterwelt in unauflöslicher Gemeinschaft stehendes Wesen schon vorher daselbst nach pneumatischen Gesetzen ausgeübt hat. Die Gegenwart und die Zukunft würden also gleichsam aus Einem Stücke seyn und ein stetiges Ganze ausmachen, selbst nach der Ordnung der Natur." Er spricht aber bloß von der (eigenen) Moralität, und nicht von dem Glauben, durch den die Seele in die Gemeinschaft

des höchsten und reinsten der Geister und dadurch am sichersten auch der übrigen reinen Geister gelangt. Er nimmt alsdann (S. 52 f.) die Möglichkeit subjectiv=objectiver Erscheinungen an, nämlich daß bei Personen von ungewöhnlich großer Reizbarkeit die Phantasie durch geistige Einflüsse so verstärkt werde, daß sie „in gewissen Augenblicken mit der Apparenz mancher Gegenstände als außer ihnen vorhanden angefochten würden, welche sie für eine Gegenwart von geistigen Naturen hielten, die auf ihre körperlichen Sinne fielen, obgleich hiebei nur ein Blendwerk der Einbildung vorgeht, doch so, daß die Ursache davon ein wahrhafter geistiger Einfluß ist, der nicht unmittelbar empfunden werden kann, sondern sich nur durch verwandte Bilder der Phantasie, welche den Schein von Empfindungen annehmen, zum Bewußtsein offenbart." — Mit dieser Hypothese möchte er denn nicht ganz Unrecht haben, da die Phantasie wirklich ein plastisches Vermögen besitzt, innere Eindrücke und Empfindungen in Formen zu projiciren (zu verbildern), und auf diese Art sich am leichtesten erklärt, wie fromme Personen von gehabten Erscheinungen Christi, seiner Apostel und anderer Heiligen reden konnten; nur daß diese Theorie nicht verallgemeinert und so das Objective aller geistigen Erscheinungen geläugnet werde, wie Kant geneigt ist zu thun. Denn er sagt (S. 55): „Nunmehr kann man nicht verlegen seyn, von denen Gespensterhistorien, die den Philosophen so oft in den Weg kommen, insgleichen allerlei Geistereinflüssen, von denen hier oder da die Rede geht, scheinbare Vernunftgründe anzugeben. Abgeschiedene Seelen und reine Geister können zwar niemals unsern äußern Sinnen gegenwärtig seyn, noch sonst mit der Materie in Gemeinschaft stehen, aber wohl auf den Geist des Menschen, der mit ihnen zu Einer großen Republik gehört, wirken, so daß die Vorstellungen, welche sie in ihm erwecken, sich nach dem Gesetze seiner Phantasie in verwandte Bilder einkleiden, und die Apparenz der ihnen gemäßen Gegenstände als außer ihm erregen. Diese Täuschung kann

einen jeden Sinn betreffen, und so sehr dieselbe auch mit ungereimten Hirngespinnsten untermengt wäre, so dürfte man sich dieses nicht abhalten lassen, hierunter geistige Einflüsse zu vermuthen." — Hiemit ist nun die „Eröffnung der Gemeinschaft mit der Geisterwelt" abgethan, worunter folglich der Verfasser nur die einseitige Erklärung und Anleitung versteht, sich die schwer läugbaren Erscheinungen zurecht zu legen. Man möchte aber auch besorgen, daß ihm „ein Mann von gutem Verstand und wenig Feinheit eben dasselbe dürfte zu verstehen geben, was dem Tycho de Brahe sein Kutscher geantwortet hat," nämlich nach dem Schluß dieses Capitels (S. 57): „Guter Herr, auf den Himmel mögt ihr euch wohl verstehen, hier aber auf der Erde seyd ihr ein Narr;" also in der Anwendung: — auf die reine Vernunft mögt ihr euch wohl verstehen, aber im Gebiete der geheimen Philosophie ꝛc.

Im folgenden dritten Hauptstück wird vollends wieder in den rationalen Weg eingelenkt. Es ist überschrieben: „Antikabala. Ein Fragment der gemeinen Philosophie, die Gemeinschaft mit der Geisterwelt aufzuheben." Da werden optische Experimente geträumt, auch auf die „Erziehungsbegriffe von Geistergestalten" hingewiesen, und gegen die tiefen „Vermuthungen des vorigen Capitels der Begriff vorgezogen, welcher mehr Gemächlichkeit und Kürze im Entscheiden bei sich führt ꝛc." (S. 70, 71.)

Endlich setzt das vierte Hauptstück dem Ganzen die stroherne Krone auf. Es heißt: „Theoretischer Schluß aus den gesammten Betrachtungen des ersten Theils." Es ist auch hier nichts zu lernen, bloß die Bescheidenheit des Verfassers löblich, da er (S. 78) seine Unwissenheit im Geistigen, oder „daß er hievon insgesammt nichts verstehe," unverholen bekennt. Am Ende sagt er: „Nunmehr lege ich die ganze Materie von Geistern, ein weitläufig Stück der Metaphysik, als abgemacht und vollendet bei Seite. Sie geht mich künftig nichts mehr an."

Der zweite Theil der Abhandlung kündigt sich als „historisch“ an, und bespricht im ersten Capitel „Eine Erzählung, deren Wahrheit der beliebigen Erkundigung des Lesers empfohlen wird.“ Der hier angeführten Erzählungen von Swedenborgs Umgang mit der Geisterwelt sind eigentlich drei: erstlich eine nur angedeutete von dem Auftrag, den ihm eine Fürstin gegeben, ihr eine geheime Nachricht aus der Geisterwelt zu bringen, den er zu ihrem großen Erstaunen vollzogen habe; die zweite ist die bekanntere von der Witwe Marteville, eine versteckte Quittung über eine Silberservice betreffend; die dritte ist die eben so bekannte über den Brand in Stockholm.

Das zweite Hauptstück hat den Titel: „Ekstatische Reise eines Schwärmers durch die Geisterwelt.“ Dieses bedeutet so viel, daß der Verfasser aus den weitläufigen Werken Swedenborgs einen kleinen Auszug liefert, oder wie er es nennt, „die Quintessenz des Buchs (der acht Quartbände der Arcana coelestia) auf wenige Tropfen bringt;“ wofür er allerdings Dank verdient.

Endlich das dritte Hauptstück: „Praktischer Schluß aus der ganzen Abhandlung,“ geht dahin, daß die Gewißheit in diesen Dingen eben so unnöthig als zu erstreben der Vernunft unmöglich und vorzuziehen sey, sich zu gedulden und dem Nützlichen zu widmen. Hiemit kann man allerdings einverstanden seyn für solche, die keinen Beruf noch Anlage haben, der Pneumatologie und andern geheimen Wissenschaften auf den Grund der Erfahrung nachzuspüren, wie es denn einem guten Kant wenigstens an der Neigung dazu fehlte, und er lieber in den Wolken der eigenen prioristischen Metaphysik sich bewegte, ohne jedoch von der Wichtigkeit jener verborgenen Dinge ganz unangefochten zu bleiben, auch nachdem er in seinen Schriften den fruchtbaren Beweis geführt hatte, daß die menschliche Vernunft an sich von dem Uebersinnlichen durchaus nichts wissen könne.

Da er in diesem Büchlein oft launig und scherzhaft

auftritt, so wird auch die gegenwärtige Kritik desselben nicht zu verübeln oder des Mangels an Achtung vor einem so edeln Geist anzuklagen seyn. Und so möge noch zum Schluß eine kleine Verwunderung erlaubt seyn über einige Incorrectheiten seiner Sprechweise, da man in diesem Schriftchen durchgängig vor anstatt für geschrieben findet, was freilich ursprünglich einerlei Wort war, und seyn anstatt sind. Letzterer grammatischer Fehler scheint, nachdem unsere Vorfahren sie seynd anstatt sie sind geschrieben und gesprochen, auch die beabsichtigte Vermeidung eines Provinzialismus zum Grund zu haben, da die Preußen im gemeinen Leben umgekehrt sind anstatt seyn zu sagen pflegen („es wird gut sind ꝛc.“), wobei man aber unwillkürlich an die Anekdote von Kasimir und Kasimich erinnert wird.

— y —

Der ungläubige Geisterseher.

Indem ich in Folgendem eines von den räthselhaften Begebnissen meines Lebens zur Sprache bringe, achte ich für nöthig, über meine Individualität Einiges vorauszuschicken, um dem Verdacht zu begegnen, als sey ich von Haus aus furchtsam und zum Aberglauben geneigt. Nein, ein blinder Glaube war nie meine Sache, so wenig als der Aberglaube. Was Furcht sey, habe ich erst in der letzten Zeit meines Lebens erfahren: dem Tod habe ich schon in den mannigfaltigsten Gestalten in's Auge gesehen, und ich bin mir bewußt, immer ohne Zittern. An den Anblick von Leichen habe ich mich frühzeitig — auf der Anatomie und anderwärts — gewöhnt, und mit Selbstmördern bin ich schon amtlich

und außeramtlich in vielfache Berührung gekommen. Eben darum ist mir auch das, was ich zu erzählen habe, so räthselhaft, als mein Bericht die buchstäbliche Wahrheit und nichts Anderes enthält. Auf die Spuk- und Geistergeschichten habe ich nie mehr gehalten, als auf die Weibertreue, wo bekanntlich alle dämonische Unholde heute noch ihr Wesen treiben, wie in jenen Tagen, wo man Hexen verbrannte, wo der Teufel umherging, wie ein brüllender Löwe. Und doch sollte mir etwas begegnen, was mich fast bestimmt hätte, einem alten 42jährigen Skepticismus zu entsagen und mich gläubig unter die Fahne des Justinus Kerner zu stellen Die Sache ist folgende. Am Mittag des 16. Juli 1843, als ich mich eben mit meiner Familie zum Essen niedersetzen wollte, sprang eine Bauernfrau vor mein Fenster und rief mir mit meinem Titel. Schrecken und Entsetzen sprachen sich in Gesicht und Geberden aus, und kaum konnte sie die Bitte aussprechen, ich möchte mit ihr gehen, eilig, plötzlich, indem ihr Mann sich neben der Bettstätte erhängt habe. Ich that, was die Menschenpflicht mir gebot und eilte so schnell ich konnte mit der Verzweifelten in ihr nachbarliches Haus. Mit dem Schwager des Unglücklichen, der eben im Hause ankam, und der sich weinend die Haare ausraufte, — weil jetzt sein Haus verunehrt sey, löste ich den unheilvollen Strick und schob ihn in der Eile in meinen Schlafrock. Der Affekt des Schwagers hatte sich zur Wuth gesteigert, und ich mußte mein ganzes Ansehen geltend machen, um den Leichnam vor den rohesten Mißhandlungen zu schützen. Mit Hülfe einiger Herbeigeeilten gelang es mir, die Leiche auf ein Lager zu bringen und die gewöhnlichen Wiederbelebungsversuche, die jedoch vergeblich blieben, anzustellen. — Mittlerweile suchte ich die Angehörigen zu trösten und die lieblosen Verdammungsurtheile niederzuhalten, die jeden Augenblick von den jetzt zahlreich Ankommenden ausbrechen wollten, indem ich darauf aufmerksam machte, daß der Verewigte bisher ein ganz untadel-

haftes Leben geführt und diesen entsetzlichen Schritt ohne Zweifel in einem Zustand geistiger Verwirrung gethan habe. — Als einige Ruhe eingetreten war, traten mehrere Leute auf, die schon vor längst und auch noch am Tage vor dem schrecklichen Ereigniß aus dem Munde des Entseelten gehört zu haben versicherten, daß er mehrere Mal geäußert hätte, er möchte nur mit mir allein etwas reden, er habe etwas, das ihn drücke, und das er allein mir sagen könne. Dieß ging mir tief zu Herzen, besonders da mir jetzt einfiel, daß er am vorigen Tag, als ich meinen Arbeitern einen Trunk bringen wollte, schüchtern, wie er immer war, zu mir herging, aber sich wieder entfernte, nachdem ich ihm ein Glas Getränk aufgenöthigt hatte. Die Sache beschäftigte mich sehr, doch war ich so entfernt von Furcht und Entsetzen, daß ich noch am Abend des nämlichen Tages meine Kinder in das nun allgemein gefürchtete Haus und zu der entstellten Leiche führte, wo ich laut mein Bedauren aussprach, daß der arme Mann nicht zu mir gekommen und sein Herz mir nicht aufgeschlossen habe. Daß ich den Unglücklichen mit lauten Worten der Erbarmung des Höchsten befahl, geschah theils aus eigener innerer Bewegung, theils um des Verstorbenen, endlich auch um meiner Kinder willen. Doch solches gehört nicht hierher. Nachdem ich mich Nachts mit den Meinigen zur Ruhe begeben hatte, wurde ich mit dem Schlag 12 Uhr durch das laute Gebell meines Hundes, der sein Lager vor der Thüre meines Schlafgemaches hatte, aufgeweckt. Wer längere Zeit Hunde gehalten hat, wird wissen, daß man aus der Art des Bellens mit aller Gewißheit schließen kann, ob der Hund zu seinem Privatvergnügen, oder ob er einem andern Hund der Spur nach bellt, oder ob es einem Menschen gilt, dem der treue Wächter den Eingang verwehren will. Das Gebell meines Assor war von der Art, daß ich, wie mein gleichfalls erwachtes Weib, die feste Ueberzeugung aussprach, es befinde sich ein fremder Mensch in der Hausflur. Ich wollte mich erheben, aber ich fühlte mich krank und zum ersten Mal hörte meine

Frau aus meinem eigenen Munde, daß ich mich fürchte und voll Angst sey. Sie lachte ob dieser ungewohnten Rede. Als aber das Gebell immer heftiger und unsere Ueberzeugung, daß ein fremder Mensch im Hause sey, immer stärker wurde, gebot mir die Pflicht als Hausvater, der Sache nachzusehen und ich öffnete — ehrlich gestanden — mit sträubenden Haaren, aber auch mit gespannten Pistolen, die Thüre. Die Wuth meines Hundes kannte keine Grenzen, er bellte an den Wänden hinauf, kehrte sich bald dahin, bald dorthin, immer gerade so, wie wenn er einem zudringlichen Menschen den Weg und Zutritt streitig machen wollte. Mein erster Gedanke war, das Thier sey wüthend geworden, und hätte ich das Spektakel in der Nachbarschaft nicht gefürchtet, so würde ich auf der Stelle den sonst so treuen Hund getödtet haben. Umsonst durchsuchte ich jeden Winkel meines Hauses, Assor flog mit immer erneuter Wuth die Treppen hinauf oder hinab, um in der Hausflur, besonders vor meinem Schlafzimmer, sich wie rasend zu geberden. Ich mußte mich nun wieder zu Bett begeben, ohne irgend einen Grund dieser Erscheinung erforscht zu haben. An das Schlafen war nicht mehr zu denken, das Gebell dauerte fort und es blieb mir nichts übrig, als den Hund in's Zimmer zu rufen, wo der sonst so Muthige zitternd unter das Bett meiner Frau flüchtete und in der hintersten Ecke sich verkroch und um keinen Preis zu bewegen war, zu mir hervor zu kommen. Nun wurde mir so angst und bange, daß ich nicht anders glaubte, als der Erhängte stehe an meiner Seite, ich zweifelte nicht, daß dieses Gefühl die Folge einer anrückenden Krankheit sey, ich wusch Kopf und Brust mit kaltem Wasser, ich las, um mich zu zerstreuen, aber immer war mir zu Muth, als sehe mir Jemand und zwar mein verstorbener Nachbar über die Achsel in das Buch, kurz, ich war krank, und die zwei mir befreundeten Aerzte, die ich am andern Morgen rufen ließ und denen ich offen sagte, daß eine mir ganz ungewohnte Furcht vor dem Selbstmörder mich quäle, daß ich ohne Entsetzen kein anderes Zimmer betreten könne

u. s. w. stimmten mit mir überein, daß Mittel angewendet werden müßten, um mein aufgeregtes Nervensystem zu beruhigen und herabzustimmen. Mein Hund blieb den ganzen Tag, ohne nach Nahrung zu verlangen, in seinem Schlupfwinkel liegen und als er am Abend mit Gewalt vor die Thüre gelegt werden wollte, fing das alte Rasen und Wüthen wieder an und ich war abermals genöthigt, die Runde im Haus herum zu machen. Ich konnte weder bei Tag noch bei Nacht ein Auge schließen, auch durchaus nichts genießen. Bei jedem Schritt, selbst bei jedem Athemzug, war es mir, als stehe mein verstorbener Nachbar an meiner Seite. Ich sprach darüber mit meinen Aerzten und mit den Meinigen, und war fest überzeugt, daß alles dieß von einer krankhaften Aufregung, die unbewußt über mich gekommen war, herrühre. Von jetzt an entfernte sich Assor jeden Morgen und ließ sich den ganzen Tag im Hause nicht mehr sehen. Trieb ihn die Nacht nach Haus, so suchte er mit aller Gewalt seinen Schlupfwinkel unter dem Bett meiner Frau, that ich ihn vor die Thüre, so wüthete er zuerst, darauf heulte er, und als ich ihn einmal mit Gewalt zu mir an mein Bett und auf die Bettdecke zog, so zitterte er am ganzen Leib und bellte, als ob er mich gegen eine ganze Rotte von Räubern zu schützen hätte. — So dauerte der traurige Zustand 4 Tage und 4 Nächte. Plötzlich, wie das Uebel gekommen war, schwand es wieder. Es war mir nicht anders, als erwachte ich aus einem Traum, und es ist und bleibt mir unerklärlich, woher meine entsetzliche Furcht kam, und — wohin sie ging. Ueberall fühlte ich mich beengt und belästigt, als ob ein Mensch mir hart zur Seite wäre, als wenn ich seinen Athem mit dem meinigen einathmen müßte. Wäre ich der einzige leidende Theil gewesen, so wäre mir nie ein anderer Gedanke gekommen, als daß ich krank gewesen sey; aber das ganz auffallende Betragen meines Hundes, dessen regelmäßigen Wandel wir seit mehreren Jahren gewohnt sind, der Umstand, daß alle meine Hausgenossen nicht anders glaubten, als daß nach dem Betragen des Hundes eine fremde Person

im Hause seyn müsse; der weitere Umstand, daß meine Genesung und Heilung so plötzlich erfolgte und daß in dem gleichen Augenblick meinem Hund die gewohnte Ruhe wiederkam; dieß — und Anderes könnte die Meinung rechtfertigen, als bestünde irgend ein besonderer Zusammenhang zwischen meiner Krankheit und Angst, zwischen der Unruhe und Wuth meines Hundes und zwischen dem Unglücklichen und seinem Wunsche, mir sein Herz aufzuschließen.

Ich habe schon da und dort von einem seelischen Leib gelesen, von einer feineren Hülle der Seele, die dem sterblichen Auge unsichtbar und doch gewissermaßen materiell sey. Ich hielt das immer für eitles phantastisches und schwärmerisches Gerede. Heute und seit ich das Erzählte erlebt habe, sind mir in der That allerhand Zweifel aufgestiegen, ob nicht Kerner und seine Glaubensgenossen in Einigem doch Recht haben könnten? Gleicherweise las ich einmal, wo, weiß ich nicht mehr, daß die Organisation und der Instinkt der Hunde mehr auf sich habe, als man gemeinhin glaube. — Wenn eine Wachtel, ein Rebhuhn oder sonst ein Thier eilenden Fußes über ein Feld hingelaufen sey, so wittere es der Hund noch nach vielen Stunden, und es sey fast unmöglich, zu glauben, daß von dieser flüchtigen Berührung des Bodens nach so langer Zeit noch Theile zurück seyen, die irgend welchen Eindruck auf die Geruchswerkzeuge des Hundes äußern können. Man müsse also glauben, diese Thiere seyen mit einem, uns ganz unbekannten, von uns kaum geahneten Sinn begabt, durch den sie leisten, was wirklich wunderbar und unbegreiflich ist, uns aber gleichwohl natürlich erscheine, weil es uns täglich vorkommt. In Summa, wenn es einen seelischen Leib gibt, in welchen die Seele sich kleiden kann, so glaube ich nunmehro, daß ihn ein Hund sehen oder wittern kann, wenn er auch für die Organisation unserer Sinne zu fein wäre, um von uns gesehen werden zu können; item, es gibt Erfahrungen, die auch denjenigen, der mit

seinem Glauben ganz im Reinen zu sein wähnt, in Verlegenheit und Zweifel zu bringen vermögen.

Schließlich will ich noch bemerken, daß seit jenen „Tagen und Nächten mein Hund durch nichts mehr zu bewegen ist, seine alte Lagerstätte vor meinem Schlafzimmer einzunehmen, obgleich ich ihm Teppiche und selbst schon meinen Schlafrock unterbreitete. Er hat sich eigenmächtig seine Ruhestätte im Holzstall auf hartem Reissach ausgesucht. Was endlich das geheime Anliegen des Unglücklichen betrifft, so spricht das öffentliche Urtheil ihn völlig frei von großer Verschuldung; dagegen soll eine ihm sehr nahe stehende Person bei ihm in Verdacht gestanden haben, als lebe sie in verbrecherischer Verbindung mit ihrem nächsten Blutsverwandten. Ob er Grund zu diesem schweren Verdacht gehabt habe, wird einst der an's Licht bringen, vor welchem Mitternacht ist, wie der helle Mittag.

— Pf. W. —

Spukgeschichte im Pfarrhaus zu Zaisersweiher, Oberamts Maulbronn (Württemberg).

Im Jahre 1716 hatte der damalige Pfarrer in Zaisersweiher, M. Schmid, sich an das Consistorium mit der Bitte um Versetzung gewendet, weil er in seinem Hause durch Gespenster beunruhigt und beschädigt werde; das Consistorium ging darauf ein und schlug in dem anliegenden Erlasse (Nr. 1, a u. b) vor, daß Pfarrer Fischer in Simmozheim mit Pfarrer Schmid tauschen solle. Fischer aber scheint nicht darauf eingegangen zu seyn, denn wir finden, daß im gleichen Jahre Diaconus Kißling mit Schmid getauscht habe. Kißling

kam später nach Wimsheim, und auf Kißling, der bis 1734 blieb, von den Geistern also ziemlich Ruhe haben mußte, folgte 1735 M. Sohling. Dieser erfuhr die Geisterplage bald, wandte sich daher um Versetzung an das Consistorium und zur Bestätigung seiner Klage an seinen Vorgänger.

Von ihm rühren nun nachfolgende Aktenstücke (s. 2—5) her, die wir als Curiosa mittheilen. Die Gespenster scheinen aber damals bei der Kirchenbehörde schon keine officielle Geltung mehr gehabt zu haben, denn Sohling blieb bis zu seinem Tod 1776 zu Zaisersweiher. Auch noch später soll dem Vernehmen nach allerhand Verdächtiges in diesem Pfarrhause sich haben wahrnehmen lassen, und nur eine kräftige Reformation desselben an Haupt und Gliedern scheint nun endlich den Feind gebannt zu haben. Was würde aber nun jetzt von unserer Kirchenbehörde beschieden werden, wenn ein Pfarrer allen Ernstes mit solchen Gespenster-Klagen käme, und ein Decan troß Thomasius und Philosophie ihnen das Wort redete?

1) Erlaß Herzogl. Consist. dd. 21. Jan. 1717.

a) An Special zu Knittlingen. Eberhard Ludwig 2c. V. G. z. (unsern Gruß zuvor). Ehrsamer, l. G. (Lieber Getreuer) wir haben Unß auß Ewrem und des Ober=Ampt=Manns zu Maulbronn erstatteten Untgst. Bericht, welcher maßen die die Ohnruh in dem Pfarrhauß zu Zaysersweyhr wegen eines Gespensts annoch continire und dahero der pfarrer umb anderwärtige Bedienstung unthgst. bitte, in mehrerem untgst. referiren lassen. Ist hierauf unser Befelch, Ihr wollet von dem Pfarrer zu gedachtem Zaysersweyhr Euch erkundigen, ob Er mit dem pfarrer zu Simmetzheimb, Calwer Superintendenz, M. Fischern (weßwegen auch an den Special zu Calw wirdt rescribirt werden) der pfarr halber zu mutiren gewillt und dessen erklärung zum Fürstl. Consistorio wiederumb untgst. berichten, hieran 2c.

b) An Special zu Calw. V. G. z. Chrſ. l. G. Demnach wir Unß gdgſt. erinnern, daß der pfarrer zu Simmetzheimb, M. Joh. Fiſcher, umb anderwärtige Bedienſtung untgſt. angeſucht und nun die pfarr Zayſersweyhr Knittlinger Superintendenz hienächſt dörffte vacant werden. Alß iſt unſer Befelch hiemit, Ihr wollet von ermeldtem M. Fiſchern vernemmen, ob Er die pfarr Zayſersweihr (allwo zwar in dem pfarrhauß einige Zeit hero und ſonſten nicht einig gepölder von einem geſpänſcht verſpührt worden, welches ſich aber durch Verenderung der Perſonen vielleicht wiederumb verlieren dörffte) anzunemmen gedenke? und deſſen erklärung zu unſerm Fürſtl. Conſiſtorio förderſamſt untgſt. berichten. Hieran 2c.

2) Eingabe des Pfarrers Sohlinger:

Zeyſerweyher den 5. May 1738. Pfarrer allda M. Chriſtian Gerhard Sohling bittet unterthänigſt um Mutation ſeines Dienſtes, weil in dem Pfarrhauß Menſchen und Vieh nicht nur allein, ſo lange er dawohnet wie Beylage Lit. A. bezeuget, ſondern auch ſchon vor ſeinen Zeitten wie aus Beylag Lit. B. zu ſehen, durch Zauberei erſchröcklich geplagt wird, und ſchon bei 100 fl. Schaden erlitten.

Mit decanatamtl. unterth. Beybericht.

Durchleuchtigſter Hertzog, Gnädigſter Fürſt und Herr.

Zeittdem ich unterthänigſter Supplicant auf hieſige Pfarr gnädigſt bin confirmirt worden, und an hieſiger Kirchen diene, werde nicht nur allein mit meiner Frau, ſondern auch mit meinem armen Vieh durch Zauberey erſchröcklich geplaget und bin bereits in großen Schaden geſetzet worden, wie dann kein Mittel mehr übrig, als daß ich, wie mein Anteceſſor M. Schmid jetzmaliger Pfarrer zu Wimßheim (der gleiche Plage hier auch erfahren, wie ſolches alles aus beykommenden Beylagen ſattſamm erhellet) auf eine Mutation zu gedencken genöthigt werde; weilen nun, Gnädigſter Fürſt und Herr, wo

anders Keine Hülffe zu hoffen, nicht nur allein mein völliger Ruin, da ohne dem mein Vermögen gering, und hiessige Besoldung schwach, sondern sogar auch unser Leben selbsten in Gefahr stehet, und wir unter diesen ängsten und Jammer uns selbst verzehren müssen, so gehet mein unterthänigsten Bitten und wehmüthigstes Flehen an Euer Hochfürstl. Durchl. durch eine Mutation aus diesem Elend uns gnädigst zu helffen, und ein besseres und ruhigeres Pfarrhauß bei einer andern Gemeinde im unterland, besonders da hiessigen Orts Keine für uns Taugliche Wohnung sich befindet, massen in hiesigem Kleinen Rathhauß der Schulmeister mit seiner Schule sich behelfen muß, die übrigen Wohnungen in dem Flecken meistens leimerne niedere Hüttlen sind. Wollten Euer Hochfürstl. Durchl. in ansehung meines erlittenen grossen Schadens, mich besser zu bedenken, gnädigst geruhen, so werde es taglebens mit unterthänigstem Dank erkennen, sollte es aber nicht seyn können, so bitte unterthänigst auch nur nicht zu deterioriren. Ich verharre in unterthänigster Submission

Euer Hochfürstl. Durchleucht

unterthänigst gehorsamster
M. Christian Gerhard Sohling
Pfarrer zu Zayßersweyher
Maulbronner Amts.

3) (Beylage).

Kurzgefaßte historische Nachricht von dem schmerzlichen leiden und grossen Schaden, welchen M. Christian Gerhard Sohling Pfarrer zu Zaysersweyher durch Zauberey in dem Pfarrhauß leiden und außstehen muß.

Es ist nun 3 Jahr, daß ich unterthänigster Supplicant als gnädigst confirmirter Pfarrer bey hießiger Kirchen diene, und mich in einem der elendesten Pfarrhäuser behelffe, wie der von dem Baumeister Weyhing, so selbsten auf gnädigsten Befehl die inspection genohmen, vor einem Jahr unterthänigst eingesandte Beibericht mit mehrerem bezeuget, über alle diese

grosse Beschwehrlichkeit aber ist disses das allerelendeste, daß weder Menschen noch Vieh in dissem Hauß die geringste Ruhe nicht haben, sondern erbärmlich gequälet, und in den äussersten Schaden gesetzet werden, wie folgende umstände mit mehrerem bezeugen: wir waren kaum ein Viertel Jahr in diesem Hauß so überfiele meine Frau eine solche entsetzliche Angst und Bangigkeit, daß sie fast nirgends zu bleiben wußte, auch öffters um Mitternacht aufzustehen und ein Licht zu schlagen genöthigt wurde, morgends darauf hatte sie an ihrem Leib unterschiedliche dunckelblaue Mähler eines Thalers groß, in deren mitten sich deutliche Menschenbiß, da man die Zähn unterscheiden kunte, zeigten, welche ihr die empfindlichsten Schmertzen verursachten, so lange Zeit continuirte, worauf sie in selbigen Jahr noch tödtlich erkrankte, daß man alle Stund auf ihr End wartete. Als mit ihr es sich wiederum besserte, wurde das geflügel, so wir theils erkaufften, theils aber erzogen, also angegriffen, daß wir in einer Nacht 18 Stuck aus dem beschlossenen Hauß und Stall ein paar Stund nach dem Futtern da alles noch auf ware verlohren, ohne ein Geschrey zu hören, oder auch nur eine Feder zu sehen, die Tauben fielen vor unsern Augen nachdem sie zuvor in dem Hoff munter gefressen, und in den Schlag fliegen wollten, todt herunter, mehreren Schadens vom Geflügel nicht zu gedencken; Acht Stuck Schaaf so wir theils mit hieher gebracht, theils nach und nach erzogen giengen uns durch dieses übel zu schanden, und welches gar bedencklich 3 biß 4 große Katzen ließen sich nicht von ihnen abtreiben, so lang noch ein lebendiger Odem in dem Vieh war, der Katzen förchtiges Geschrei, so die ganze Nacht hindurch währte nicht zu gedencken, wir verloren 3 schöne Imen, so den Nachmittag munter flogen des morgends aber gantz todt waren in kurzer Zeitt nach einander. Bey diesem allem hielten wir unser leiden lang verborgen, weil wir undessen nichts gesehen und gehöret hatten, biß unverhofft in der Nacht zwischen 11 und 12 Uhr ein erschröcklicher Fall aus dem Kamin und der Küchen auf den Herd uns von dem Schlaaff erweckte,

welcher das ganze Hauß erschütterte als wir nachsahen, lag der gantze Herd voll Ruß und wir sahen und höreten weiter nichts, und diser Fall nöthigte uns sodann Hülffe zu suchen. massen gleichbalden darauf unser Rindvieh so wir haben schröcklich geplaget wurde, daß man demselben daß waßer und Schaum abstreiffen kunte, worauf sich gleichbalden der Nutz von demselben anfangs zum halben Theil, kurtz darauf aber völlig verlohren, wann solches zur Träncke geführt oder von der Weid heimkam, wollte es nimmer in den Stall, war im übrigen munter, wann es aber sollte gemolken werden, wollte es umfallen, wir wurden genöthigt, weil wir gar keinen Nutzen hatten, und die Haußhaltung doch unterschiedliches erfordert, noch ein anderes Stücklen zu kauffen, als wir dasselbe in den Stall brachten, verlohr es auch in den ersten Tagen den Nutzen, und stehet jetzo bereits in die 6 Monath ohne Nutzen, wir veränderten zum drittenmahl den Ort, und wähleten den aus Noth zu einer Speißkammer gewiedmeten Stall dann wir sonst im Haus keine andere Gelegenheit darzu hatten, wiederum dem Vieh zu einem Stall, aber vergebens; Als wir das Hauß und Stall mit denen Artzeneyen so uns die von gnädigster Herrschaft privilegirte Vieh Aertzte gaben, ausraucherten, tumultuirte es die gantze Nacht hindurch, lieff Stieg auf und ab, unserer meynung nach, dann wir sahen nichts, daß wir vor Schrecken nicht wußten zu bleiben. Den 20. Nov. verwichenen Jahrs wurde auch ich der Pfarrer selbsten erbärmlich fast gegen einem Vierteljahr von allerhand s. v. Ungezieffer gequälet, welche mir aus der Haut mit vielen Schmertzen gegraben wurden vor welchem Tag und Nacht keine Ruhe hatte.

Den 24. Martii dieses Jahrs als wir zu Nacht essen wollten zwischen 7 und 8 Uhr erschröckte uns ein solcher Fall außerhalb hart an dem Stubenfenster, da wir saßen, daß für Schrecken Keines mit dem andern kein Wort reden konnte, als wir uns ein wenig recolligiret, suchten wir überall, hörten aber und sahen nichts, das Haus erzitterte, als ob

es über unserm Haupt zusammen fallen wollte, und biß dato haben wir keine Ruhe, wann wir morgends aufstehen, so ist es, als wann wir auf den Tod geschlagen worden wären, und können uns ziemliche Zeit fast nicht regen und bewegen.

Der Schaden und Unköstens, so wir unter dessen erlitten, ist soviel wir angemercket, folgender: 8 Stück Schaaf 17 fl. 30 kr., 3 Imen 9 fl., an Geflügel so theils erkaufft, theils erzogen 5 fl. 30 kr., den Viehärtzten für Müh und Artzeney 28 fl., den Schaden, so wir unterdessen an 3 Stuck Vieh leiden aestimire auf das allerwenigste auf 40 fl.

Daß dieß alles die gründliche Wahrheit bezeuge ich endsunterschriebener nach meinen Pflichten vor Gott, bin auch bereit auf jeden Puncten mundliche Rechenschaft zu geben, wo und wann es verlanget wird. Der Herr erbarme sich unserer, und weil die bisher gebrauchte erlaubte und ordentliche Mittel nicht helffen wollen, so zeige er sich an uns als einen grossen Gott und trette den Teufel mit seinem Anhang unter unsere Füsse, zeige uns anbey gesegnete Werkzeuge, so sich unserer in dieser großen Trübsahl annehmen, und uns mit Rath und That beystehen.

Pfarrer zu Zaysersweyher
M. Christian Gerhard Sohling.

4) (Lit. B.) **Brief des früheren Pfarrers daselbst M. Schmid in Betreff der von ihm erlebten Anfechtungen.**

Wohl Ehrwürdig, Wohlgelehrt
Hochgeehrtester Herr Collega!

Das von Euer WohlEhrwürden an mich abgelassene werthe Schreiben ist mir verwichenen Samstag Abends über Oeschelbronn eingeliefert worden, daraus ich mit Verwunderung dero Noth und Unglücklichen Zustand ersehen. Wie ich nun über solchen mit denenselben um so mehr Compassion habe, als ich zur Zeit meines Daseyns eben dergleichen erfahren: So wollte nicht ermangeln, auf Dero Begehren von meinem damaligen Zustand einige Umstände zu berichten.

Es hat nemlich die damalige Unruh in dem Pfarrhaus ihren Anfang genommen den 1. Novbr. 1715 an einem monatlichen Buß- und Bettag Nachts um 8 Uhr, da ich eben an dem Vormittag nach meiner damaligen vorgehabten Materie de Poenitentia an den Bußtagen von der spathen Buß gehandelt. Dann, als wir nachdem Nachtessen noch an dem Tisch sassen, geschahe ohngefähr ein Stoß, gleich als mit einem Fuß an die Kuchenthür, also, daß wir vermeinten, es möchte sich darin etwas unrechts verborgen halten, darauß wir dann alsobald mit einem Liecht, nicht nur in der Kuchen, sondern auch Studierstuben und Oehrnkammer nachsahen. Indem aber die Magd auf der Bühne gleichfalls allenthalben außer denen Kammern, welche alle beschlossen waren, nachgesucht, ob nichts daselbst zugegen, und wir indessen bei der Bühnensteegen harreten, geschah an der Kuchen noch einmal ein Stoß ärger, denn zuvor. Darauf weil wir nichts im geringsten wahrnehmen kunten, wir uns wieder in die Stuben begaben. Bald darauff hörte man ein Geträpp auf der Bühne, darauff wir wieder nachsahen, inmittelst aber den Nachbarn rufften, und sobald wir mit diesen auf die Bühne in die eine Kammer kamen, funden wir den Gitter Laden eröffnet, und die Nachbarin rief: der Dieb sey eben über den Zaun hinauß, in welcher Meinung auch alsobald zween ledige Knechte in gedachtem Haus nachgeeilet, aber nichts, ausser einem Geräusch ersehn können.

Samstag Nachts hatten wir einen benachbarten Knecht zu wachen gebetten, der auch um 2 Uhr gegen Tag hörte die Schnalle an der Haußthür auffahren, da man mit 2 Nachbarn nachsahe, war nichts zu finden.

Sonntags darauff unter der Kinderlehr, giengen meine 3 größte Kinder, deren das ältere bei 10 Jahren sammt noch 3 benachbarten Kindern c. v. in das Secret, da dann das größte hinter sich zugeschlossen. Alsobald hörten sie etwas, bald an der Falle reißen, bald mit gewalt an die Thüre stoßen. Und als des Nachbars 9jähriges Mägdlein rief, wer

draussen sey, sahe eine Mannsgestallt durch das Halbfensterlein gegen dem Kind und winkte demselben mit den Händen. Dardurch dann das Kind sammt den übrigen in solche Forcht gerathen, daß es sammt meinen Kindern anfieng zu schreyen, und meine Kinder, als ihrer Mutter nach der Ursach solches geschreys fragte, vor Angst und Schrecken nicht mehr erkannten. Des Abends nach der Abendglocken stoßte es wiederum 2mal an die Kuchen, und da 4 Mannspersonen in dem Pfarrhaus wachten, spürte man Weiter nichts. Montag Nachts geschahen 1. 2. Straich in dem Hoff, nicht anderst, als wann einer wollte Holtz spalten. Ueber das fuhr die Kuchenthür, ob sie wohl allemahl von den Wächtern beschlossen, 3mal nach einander auf. Zu geschweigen des polterns Hin und wieder in dem Hauß. Zu andern mahlen hörte man in dem untern Hauß in dem Speißkämmerlein, als wann einer Fleisch hackte, über der Stuben ein Geträpp, davon die Stuben zitterte. Zu anderer Zeit, als Herr Pfarrer von Schützingen uns besuchte, geschahe 2mal ein Fall, als wann man einen Arm voll Holtz an den Studierstubenofen geworffen. Da man nachgesehen, war die Kuchen verschlossen, das Holtz in seiner Ordnung.

An einem Samstag Nachts, als ich in der Studierstuben an meiner Predigt, auf Dom. Invoc. und zwar eben an diesen Worten schriebe: darzu ist erschienen der Sohn Gottes — zerstöre (1. Joh. 3, 8) fieng es an, gleich als einer Katz an der Kammerthür auf- und abzukratzen und endlich an dem Pult einen Knall zu thun, als wann das Pult mitten von einander wäre; da ich nachsahe an dem Pult, Kästlein und Banck, kunte ich nichts sehen. Ich setzte mich wieder, arbeitete an der Predigt, darüber entstund ein Geräusch bey dem Bücherstand, wie ein Flug Vögel, und ein Knallen, als wäre der ganze Bücherstand zusammen gefallen, und war doch alles unverruckt.

In einer andern Nacht drung es gar in die Stuben hinein, band die Wiegenbändel auff, und meine Geschweyh wurde solches, indem Wir ein an den Gichtern liegendes Kind in der Kammer hatten, gewahr, Langte nach dem Kind, schrye um

-Hülfe, wie man kam, war das Kind aufgedeckt, aber nichts zugegen.

Meine Mutter, welche über 73 Jahr und gantz elend war, warff es in dem Bett hin und her, daß sie nur nicht gar herausgeworffen worden, welche sich dann kümmerlich aus dem Bett herauß gewogen. Die Magd druckte es, daß sie bei 8 oder 10 Tagen bettliegerig gantz Maaßweiß c. v. Blut ausgeworffen.

Uns selbsten setzte es zu, mit einem Drucken bald auff der Brust, bald auf der Seiten, bald mit einer Hitz, bald mit einer Angst und Bangigkeit gegen Mittag, daß wir nirgend wußten zu glauben. Und dieses Wehrte bis auff unsre Abkunfft mit vielen andern Umständen, Unruh auch im Stall, da das Vieh geschwitzt, als wann es mit Wasser begossen wäre, und alle Morgen von den Ketten abgelassen in dem Stall herumlieff. Welches auch an Vieh- und anderm Verlust und Unkosten über 150 fl. gekostet. Der Herr sehe auch Ihre Noth an, und wende solches Uebel von Ihnen in Gnaden ab, deme ich Sie unter hertzl. Gruß empfehlend beharre, Wimßh. den 22. April 1733.

Euer WohlEhrwürden

dienstergebenster Pfarrer allda

M. Schmidt.

5) Beibericht des Decans zu Knittlingen.

Auch gnädigster Fürst und Herr.

Untterthänigster Supplicant M. Sohling, Pfarre zu Zaysersweyher hat mir den bedauerlichen Nothstand deß daselbstigen Unsichern Pfarrhaußes schon mehrmahlen schriftlich und mundlich mit wunderbahren Umständen bezeuget und bestättigen auch solches die Altte Pastores vicini, daß man solche wohnung immer zuvor Unrein und Unsicher gehaltten habe, wiewohlen unter den Incolis einer mehr, als der andere davon haben leyden und erfahren müssen. Was die Ursach solchen Uebels seye, oder woher es rühre in diesem Hauß,

ist unbekannt, doch bezeuget die Erfahrung, jemehr Fleiß, Treu und Eiffer einer vor Andern in seinem Pfarr-Amt bezeuget, und das Reich der Finsterniß angreiffet, jemehr wird er auch darinnen von diesem angefochten, wie dann dieser jeztmahlige Pfarrer in seinem Officio nichts erwinden laßet. Es ist dieser Mann zu bedauern, daß er um seines Fleisses und Eiffers willen schon so viele Angst und Schaden erleyden müssen, und zwar um desto mehr, da er von geringen mitteln ist und nicht vil zuzusetzen hat, auch sonsten keine Behausung in loco ist, die etwa zu einer Pfarrwohnung könnte gemiethet oder aptirt werden: wäre deßwegen nach meinem unvorgreifflichen Untth. erachten Ihme zu gönnen, wenn er durch eine gnädigste Promotion dißfalls soulagirt würde, das Pfarrhaus ist alt und baufällig, und möchte etwa durch einen Umbau dieses Uebel können gehoben werden, wie man dergleichen Exempel hie und da haben will.

Ich weyß zwar wohl, was Christian Thomasius und Jacob Brunnemann von dergl. Dingen philosophiren wollen, allein habe schon so viele Menschen, ob sie es gleich a priori nicht begreiffen oder beweisen können, a posteriori in effectibus so vil davon erfahren mussten, und dergleichen Ungeheuer bezeuget, und wird doch nicht alle fides humana können in Zweiffel gezogen werden. Womit in submissestem Respect verharre.

Knittlingen den 6. May 1738.

Ewr. Hochfürstl. Durchlaucht

unttertänigst verpflicht. gehorsamster Specialis

M. Joh. David Speidel.

Diese Spukgeschichte im Pfarrhause zu Zaiserweiher theilt das württembergische evangelische Kirchenblatt Nro. 37. 7. Jahrgang am 19. September d. J. mit. Im Jahre 1609, also 107 Jahre früher, hatte sich in der Prälatur zu Maulbronn selbst eine ähnliche Geschichte ereignet, die die Einschreitung der Regierung zur Folge hatte und die wir aus den Originalakten in den Blättern aus Prevorst mittheilten.

Die Geschichte im Pfarrhause zu Zaisersweiher betreffend, ist merkwürdig, daß dieser Spuk noch später und wie mir bekannt ist, noch im Jahr 1795 in diesem Hause bemerkt wurde: denn der Vater des jetzigen Herrn Prälaten Faber, der im Jahre 1795 und noch später Pfarrer zu Zaisersweiher war, klagte, wie seinen noch lebenden Kindern wohl bekannt ist, noch damals darüber, wenn er auch da nicht in der früheren Ausdehnung noch fortdauerte.

Der Beibericht des Dekans zu Knittlingen beschämt meiner Meinung nach die Ansicht manches Dekans der Neuzeit in dieser Sache. Er sagt ganz wahr und vernünftig:

„Ich weiß zwar wohl, was Christian Thomasius und Jakob Brunnemann von dergleichen Dingen philosophiren wollen, allein es haben schon so viele Menschen, ob sie es gleich nicht a priori begreifen oder beweisen konnten, so viel davon erfahren müssen, und dergleichen bezeuget, und es wird doch nicht alle fides humana in Zweifel gezogen werden können."

— K. —

Besondere Vorfälle in einem Hause zu T—ch.

Aus T—ch in Württemberg machte ein bewährter Mann den Blättern folgende Mittheilung:

„Es lebte hier in T—ch lange Zeit eine etwas vermögliche Wittwe, die dieses Spätjahr starb. Das Haus wurde von den Erben an den Meistbietenden verkauft, und es erhielt solches ein hiesiger Bürger. Die Wittwe trieb einen Salzhandel, verkaufte viele Milch u. s. w. Ihr Mann war vor 20 Jahren Stabsrichter hier und wohnte in diesem Hause. Die Leute, die nun dieß Haus bewohnen, haben keine Ruhe; zu Zeiten kommt etwas an den Salzkasten und

klopft dreimal an ihn. Man hört es leise laufen wie in Socken. Zuweilen kommt es auch an die Milchhäfen, macht dann die Küchenthüre und auch andere Thüren auf und zu, schlägt an die Thüren und gibt einen Hall wie das Ende eines dumpfen Glockenschlags.

Einem 70 Jahr alten Manne, der oben im Hause wohnt und sehr übel hört, wurde kürzlich die Thüre dreimal eröffnet und wieder zugeschlagen, dann trat es, ohne daß etwas gesehen wurde, auch dem Tauben hörbar, in das Zimmer und that einen Schlag auf den Ofenstein, daß dieser Mann, troß seines üblen Gehöres, durch diesen Ton sehr erschrak.

Zu sehen bekommt man nichts, und wenn man auch im Augenblick, wo man den Ton hört, darauf zugeht. Oft klatscht es auch wie mit Händen. Es läßt sich aber nicht alle Tage hören, oft steht es 3, 4 bis 5 Tage an, bis man es wieder hört. Gemeiniglich kommt es Abends 7 bis 11 Uhr und Morgens 1 oder 3 Uhr.

Spuk in einem Gefängnißthurme.

Nach dem Berichte eines Augenzeugen kamen in einem Oberamtsgefängnisse Württembergs in einem Thurme zu M. vom 24. Dezember 1845 bis zum 6. Januar 1846 folgende unerklärliche Erscheinungen vor:

Obgleich im Thurme Niemand als der bejahrte Gefangenwärter wohnte, vernahmen doch die drei daselbst eingesperrten Personen deutlich und zu wiederholtenmalen mitten im Arrestlokal das Wimmern und Heulen eines, aus Ton und Stärke zu schließen, 4—5 Jahre alten Kindes; ferner geschahen im Innern des Arrestofens, auch wenn längst kein

Holz mehr in demselben brannte, starke, fortgesetzte Schläge, und ein Klingen und Klopfen an die Seitenwände des Ofens; helle, lange Seufzer, bei Tag und Nacht, im Innern des Arrestgelasses, ertönten wie von einem anwesenden Menschen. Die Eingesperrten vernahmen öfters die neben ihnen gesprochenen Worte: „Ach, ach wie bin ich doch so unglücklich!" Auch wollen sie gesehen haben, wie die Gestalt eines Mannes eintrat und verschwand u. s. w. Zwei achtbare, vorurtheilsfreie Männer ließen sich eine Nacht zu den Gefangenen einsperren und, obgleich sie beständig ein Licht brannten, vernahmen sie doch dieselben Erscheinungen, wie Klopfen, Scharren, Rauschen mit Papier rc., ohne sich die Sache irgend natürlich erklären zu können. Die Gefangenen wurden abgesondert und in andere Lokale desselben Gefängnisses gebracht, hatten aber daselbst noch mehr Anfechtungen zu erleiden, so daß sie auf ihr Flehen in das alte Lokal zurückgebracht wurden. Als sie endlich nach erstandener Strafzeit in ihre Heimath entlassen wurden, beharrten sie doch in allen Einzelheiten auf der Wahrheit ihrer Aussagen.

In der den Gefangenen erschienenen Mannsperson wollten Einige einen wegen Beförderung von Abortus und Verbrennung der Leibesfrucht im Ofen abgesetzten, nun verstorbenen Gefängnißwärter, Andere nach Gestalt und Aussehen einen Mann erkennen, der sich früher in diesem Gefängnisse mit Gift ums Leben gebracht hatte.

Erscheinung einer Mutter.

Doktor Fuchsberger, der vor zehen Jahren zu Ellwangen lebte, erzählte oft Folgendes: Ich nahm nach dem Tode einer armen Mutter deren Kind zu mir. In einer Nacht sagte dies

Kind: „meine Mama ist da! meine Mama ist da!" und regte die Hände nach einem lichten Strahle aus, den ich und meine Frau nahe an seinem Bettchen sahen und der nicht von außen, da das Zimmer mit Läden verschlossen war, kommen konnte. In mehreren Nächten erschien dieser Strahl wieder und da es meiner Frau bange machte, sagte ich einmal zu ihm hin: „Ich bitte dich, komme nicht mehr zu uns!" Von da an erschien dieser Strahl nie wieder, wir aber adoptirten dann dieses Kind ganz als das unsrige.

Ein muthmaßliches Sichkundgeben nach dem Tode.

Von glaubwürdiger Hand wurde uns folgendes mitgetheilt:

Merkwürdige Vorfallenheiten nach dem Tode der Emma Helena von W., welche den 13. August 1840 Mittags 1½ Uhr an den Folgen eines unaussprechlichen innern Grames getäuschter Liebe an der Schwindsucht starb, und vor ihrem Ende versprach, nach dem Tode bei ihrer Schwester auf der Hochzeit zu erscheinen, und die Eltern und Geschwister zu besuchen. — Sie hielt Wort.

In ihrer Todesnacht, wo Niemand schlief, und die Verblichene auf dem Katafalk von Lichtern und zwei Wächterinnen (Catharina und Soska, Zeugen) umgeben lag, schüttelte sich die Leiche, (so, wie wenn ein Gesunder von einem übergehenden Frost sich abbeutelt) und ihre Schwester A. dazumal im Brautstande, die sich eben im anderen Zimmer niederlegte, fühlte deutlich, daß man ihr zwei Hände unter

das Kopfpolster steckte, und mit selben den darauf ruhenden Kopf sanft schaukelte, welches eine Gewohnheit der Verstorbenen bei ihren Lebenszeiten war, die früh, wenn sie zeitlicher aufstand als ihre Geschwister, von Bett zu Bett ging, und mit unter das Kopfpolster gesteckten Händen die Schlafenden auf diese Art schaukelte, um sie zu wecken, und dabei sang: btogostawee Boga (Lobet Gott).

Ihre Schwester A., welche nicht schlief, da Niemand im Hause zum Schlafen geneigt war, setzte sich auf, um nachzusehen, ob nicht etwa durch einen elastischen Gegendruck dieses Hutschen hervorgebracht wurde. — Da aber die Polster auf dem flachen Erdboden lagen, so legte sie sich wieder zurück, und das Hutschen begann zum zweitenmale. — A. aufgeklärt und furchtlos, erinnerte sich an die Gewohnheit ihrer Schwester und drückte, um sich besser von dem gegebenen Wort der Verstorbenen zu überzeugen, mit aller Kraft den Kopf auf das Polster, der nun zum drittenmale und zwar stärker wie früher geschaukelt wurde, wobei ihr eine kalte Luft übers Gesicht wie ein kalter Athem zog. — A. stand nun auf, ging zum Katafalk, umarmte und küßte die Leiche ihrer Schwester, legte sich dann zur Ruhe und entschlief.

Während dieses im Zimmer vor sich ging, begab sich ein nicht minder sonderbares Ereigniß auf dem Vorhausgang zwischen 11 und 12 Uhr Nachts, welches uns erst am andern Tage früh von der uns im Hofe gegenüber wohnenden Beamtenfrau K. und dem bei ihr im Quartier stehenden Studenten erzählt wurde, wovon jedoch wir im Zimmer nichts hörten. — — Es war nämlich auf unsrem Gang ein so starkes Tönen, als wenn ein stark beschlagenes Pferd herumginge, so daß Frau K. und der Student mit dem Lichte in der Hand in Hof liefen, um zu sehen, wer Nachts ein solches Gepolter machte, und gingen zu diesem Endzweck auch auf die Stiege, als es plötzlich stille wurde. — — Während dieser Zeit war E. am öftesten um A. und ihre Mutter, so daß, obwohl sie selbe nur im Schlaf wirklich ge-

sehen, am Tag unverkennbar ihr Daseyn sich bemerkbar machte, so daß ihre Gegenwart fast zu sagen gefühlt wurde, sie konnte aber nie zum Sprechen gebracht werden, so viel Mühe sich auch A. gab. Dieser Zustand blieb bis zur Verehlichung A. am 4. November, wo sie im Brautgemach, während die jungen Eheleute schliefen, durch Aufräumen ihren Besuch kund gab, und besonders viel mit dem Samorar (Selbstkocher des Thees, eine hier gebräuchliche Maschine, das Wasser zum Thee zu kochen) herumklimperte. — — Seit dieser Zeit war bis zu Ende Februar 1841 weiter nichts zu spüren, als daß einigemal Nachmittags 4 Uhr (der Stunde ihrer Beerdigung) auf dem hölzernen Gang ein Tönen, wie wenn mehrere Leute herum gingen, vernehmbar war. Beim Oeffnen der Thüre war jedoch nichts zu sehen und zu hören, bis der 1. März ein neues Ereigniß herbeiführte, welches sich folgender Weise zutrug: — Die Mutter der Verstorbenen ging gleich nach dem Essen in die Stadt, um etwas zu kaufen, und kam gegen 4 Uhr zurück. — Als selbe an die Küchenthüre kam, hörte sie in der Küche herumgehen und Jemand beschäftiget, das Kupfergeschirr von der Wand herabzunehmen, auch an das Nachtgeschirr anstoßen; darüber erschrocken, probirte die Frau, ob die Thüre gesperrt sey oder nicht. — Da aber selbe gut verschlossen war, so wurde der Schlüssel eingesteckt, wo in demselben Augenblick dieses Wesen sich in das Zimmer durch die ebenfalls verschlossene Thür flüchtete, und die Thür hinter sich heftig zuwarf. — Dieses bestärkte die Frau in der Muthmaßung, daß Jemand sich eingeschlichen haben müßte, und sie eilte, nachdem die Küchenthür mit dem Schlüssel schnell geöffnet wurde, zur Zimmerthür, die aber zum großen Erstaunen ebenfalls fest verschlossen war, und folglich erst geöffnet werden mußte, wo sich dann bei Durchsuchung des Zimmers alles in der gewöhnlichen Ordnung vorfand.

Nicht genug an dem, scheint in der Nacht vom 25. auf 26., am Namenstag E., welcher immer ein Familienfest war, ihre Gegenwart auch von meinem Nachbar, dessen Zimmer-

wand an unsere anstößt, wahrgenommen worden zu seyn, da sein Bett gerade an dieser Scheidewand des von uns unbewohnten Sterbezimmers steht. — Dieser Herr Beamte wurde nach seiner eigenen Erzählung in besagter Nacht durch ein Graben an der Mauer, als wenn Jemand durchbrechen wollte, aufgeweckt, daß er aus dem Bette sprang und Licht machte, um doch in gehöriger Fassung bei einem Ueberfall zu seyn, — da aber dies Pochen und Graben nachließ, hörte er, wie man bei uns das leer stehende Zimmer auskehrte, und die Wände mit dem Besen fegte, welches endlich nach 12 Uhr aufhörte. — Nicht wenig staunte ich, dies alles mit dem Beisatze zu hören, daß man zuletzt geglaubt habe, daß wir vielleicht ausziehen, und darum schon in der Nacht aufräumen und auskehren, um mit allem zeitlich früh fertig zu seyn.

(Wir glauben demnach, daß weil E. vorzeitig gestorben ist, sie wohl so lange nicht zur Ruhe gelangen wird, als ihr die Lebenszeit bestimmt war, die durch Gram von ihr selbst abgekürzt wurde.)

Unerkläliche Begebenheiten, nach dem Tode des Gatten meiner Tochter A—a, welcher am 16. November 1841, nach einer glücklichen Ehe von 1 Jahr und 12 Tagen an der allgemeinen Wassersucht, im 25 Lebensjahre starb.

Da der Verstorbene ein äußerst frommer und gutmüthiger Mann war, so ist auch sein Hinscheiden, ungeachtet seiner großen Leiden, beispiellos Gott ergeben und ruhig gewesen, und es herrschte nach seinem Tode im Hause eine Ruhe wie im Grabe, außer daß die trauernde Wittwe sich manchmal wie von einem sanften Winde angefächelt fühlte und sogar seine Gegenwart um sich zu verspüren glaubte. Ob dies Imagination oder Wirkung des afficirten Seelenzustandes war? doch ging es einmal so weit, daß Alb. im Schlaf ihren Namen mit seiner Stimme, mit folgenden Worten rufen hörte: Alb. gib acht aufs Kind!

Die Angerufene sprang aus dem Bette zur Wiege, und fand die kleine, gegen 3 Monat alte Olga in einer todtenähnlichen Ohnmacht, kalt, mit stieren offenen Augen, mit einem Wort, leblos. — Auf das Rufen eilten wir alle dem Kinde zu Hülfe, und brachten mit vieler Mühe wieder Leben in den halb entseelten Körper der Kleinen. — Durch längere Zeit hörte man im Hause nichts, als Nachts ein Auf- und Abgehen auf dem Boden mit regelmäßigen Schritten, so wie eine Schildwache; — bis am Charfreitag A. mit ihrem Bruder Anton auf den Friedhof ging, wo sie auf dem Grabe ihres Gatten, dann ihrer beiden Schwestern Emma und Hedwig beteten, und sich am Grabe der Letztern ein sonderbarer Vorfall zutrug. — Alb. hörte nämlich mit ihrem Bruder Anton den von ihrem Gatten üblichen Ausdruck Dinda rufen, sah sich um, und um sich von einer Selbsttäuschung zu überzeugen, wollte sie eben den 11jährigen Bruder Anton fragen, ob auch er gehört habe ihren Namen rufen; als derselbe ihr mit der nämlichen Frage entgegen kam, ob sie Dinda rufen gehört? — Beide sahen sich um, und fanden den Friedhof leer, da es gerade vor der Eßzeit gegen 11 Uhr Mittags war. — Sie behielt diese zweite Kundgebung ihres auch nach dem Tode treuen Gatten in ihrem Herzen, und erzählte sie nur uns durch einen Zeugen bestätiget, mit der vorgefaßten Meinung, daß er ihre Bitte an seinem Sterbebette „sie mit sich hinüber zu nehmen" gewiß erfüllen werde. Seit dieser Kundgebung seiner Gegenwart am Charfreitag war, außer dem regelmäßigen Auf- und Abgehen nächtlicher Weile auf dem Boden, mit zeitweiligem Rumoren an Geräthschaften, nichts Erhebliches vorgefallen, bis am 30. März, dem Tage vor dem Ausziehen aus der Wohnung, wo sich während meiner Abwesenheit im Amte ein bedeutendes Poltern auf dem Boden hören ließ, während Alb. mit ihrem Bruder Gustav einem 14jährigen Knaben am Sopha, und der Dienstbot am Ofen arbeitend, saß. — Sie horchten, da die Mutter auf dem Friedhof war, mit gespannter Erwar-

tung der Dinge, die da kommen sollen. — Während dieser Zeit kam die Mutter vom Friedhof nach Hause, und man überzeugte sich, daß das Vorhängschloß am Boden gut zugemacht, folglich Niemand auf den Boden gekommen seyn konnte, welches auch gar nicht möglich gewesen wäre, da der Ausgang aus unserer Küche uns allein zugehörte, das Haus frei und ohne Nebenverbindung steht, folglich menschlicher Zutritt nur mit unsrem Schlüssel möglich war.

Bei allem dem wollte doch Niemand sich hinaufwagen, man machte die Vorhausthüre von der Küche und Zimmerthür zu und wartete auf mich ruhig im Zimmer. — Während dieser Zeit hörte man leise Tritte in der Küche, und plötzlich riß die Zimmerthüre auf, und schlug von selbst wieder heftig zu, welches, da die Thüre stark angequollen, und nur mit Gewalt aufgemacht werden konnte, von einem Luftzug um so weniger möglich war, als Vorhausthür, Fenster und Bodenthüre fest verschlossen waren.

Gegen 7 Uhr Abends, als ich nach Hause kam, war Ruhe, und man erzählte mir die Vorfallenheiten, deren Untersuchung ich auf den andern Morgen aufschob, da man mit dem Licht nicht auf den Boden gehen durfte. — Doch wer malt mein Erstaunen, als ich bei der Bodenuntersuchung diese Zerstörung sah: da war kein Stück auf seinem Platz, alles Vorhandene, als Bettzeug, Kleider des Vorstorbenen, Wäsche, welche am Strick zum Trocknen hingen, irdene Waschtöpfe, kleine Fäßchen, altes Werk, alles lag am Boden durch einander zerstreut, so, daß der sich über das ganze Haus ziehende Boden wie in Kriegszeiten nach einer feindlichen Plünderung, mit allerlei bunt durch einander überdeckt war.

Am 1. April zogen wir aus, und hörten seit dieser Zeit nichts neues; nur scheint mir, daß Alb. zusehends abnimmt, und somit ihr Wunsch, bald mit ihrem Gatten vereint zu seyn, wohl in Jahresfrist erfüllt werden dürfte.

Bei der Geburt der kleinen Olga lebte noch der kranke wassersüchtige Vater, und lag in demselben Zimmer, wo Emma gestorben, und wo er die Brautnacht zubrachte. Die Frau entband im Nebenzimmer, doch war die Thüre offen, — Während dem ganzen Geburtsakt stand die verstorbene Emma bei dem Bette des Kranken, und verschwand erst nach der Entbindung, doch verheimlichte der Gatte diese Erscheinung durch längere Zeit, um seine Frau nicht zu beunruhigen.

Als der Gatte noch ziemlich gesund auf dem Lande mit seiner Frau lebte, hörten sie oft auf Spaziergängen hinter sich gehen, als wenn ihnen Jemand mit geschwollenen Füßen nachginge, so wie er später wassersüchtig zu gehen pflgte, und ein Rauschen, wie wenn Jemand in einem Atlaßstoff einherschreitet, doch sahen sie nichts, so oft sie sich auch umsahen. —

Während der Schwangerschaft träumte einst die Frau, sie sey sehr zeitig früh auf den Friedhof gegangen und Grenadiere gruben ein Grab; sie fragte, wie viel Uhr es sey? und als jene „5 Uhr“ antworteten, erwachte sie darüber. — Nach dem Tode ihres Mannes erzählte sie mir den Traum; um 5 Uhr früh starb der Gatte, und von solchen Grenadieren, welche das Grab gruben, wurde er abgewaschen. —

Seitdem H. gestorben, erscheint er seinem Freunde Carl, welcher bei der Gränzwache dient, täglich vor Mitternacht, einmal auch während er Schildwache stand; gewöhnlich aber, wenn er sich niederlegt und das Licht auslöscht, dabei überfällt Letztern eine solche Angst, daß er sich schnell zudeckt, um nichts zu sehen, und sich auch nicht traut, seinen verstorbenen Freund anzusprechen. — Gustav, Bruder der Wittwe, begleitete einmal aus der Stadt den Carl, bis in die sehr entfernte Kaserne nach 10 Uhr Abends, da hörten sie auf dem ganzen Wege hinter sich Tritte, wie wenn einer mit geschwollenen Füßen ihnen nachgegangen wäre, und zwar je schneller sie gingen, desto schneller folgten auch diese Tritte, gingen sie langsamer, waren auch die Tritte langsamer, so daß beide in

Angst die Kaserne erreichten, doch sehen konnten sie hinter sich nichts, so oft sie sich auch umsahen.

In dem neuen Quartiere hören sie oft auf dem Boden Nachts herumgehen in gleichmäßigen Schritten, und immer so, als wenn Jemand mit geschwollenen Füßen herumginge, (so wie der Verstorbene in der letzten Zeit gegangen war) — dann sah die Frau mit ihrer Magd die an der Wand hängende Uhr des Verstorbenen durch längere Zeit sich wie ein Perpendikel bewegen, ein andermal den Säbel, und zwar durch 3/4 Stund als sie Vormittags an der Wiege des Kindes saß, ohne das geringste Geräusch oder Schäppern zu verursachen, was nie möglich war, wenn man, wie ich selbst versuchte, den Säbel in schwingende Bewegung brachte, was natürlich nach einigen Schwingungen auch gleich aufhörte. — Die Pistolen, wurde einigemal losgedrückt, sie hingen an der Wand und waren gar nicht geladen, man hörte blos den Schlag, welchen der Hahn beim Aufschlagen machte. — Eine Nacht, als sie munter im Bette saß, hörte sie ein russisches Lied mit Guitarrbegleitung vor ihren Fenstern singen, ganz mit der Stimme ihres verstorbenen Mannes, und zwar ein Lied, wie es hier ganz unbekannt ist. —

Albina's Traum am 15. August 1842 zwischen 3 und 4 Uhr Nachmittags.

Nachdem meine Tochter über den Verlust ihres Gatten, welcher am 16. November 1841 früh 5 Uhr starb, sich weder durch Gründe der Religion, noch durch vernünftige Vorstellungen trösten lassen wollte, und sich auch noch im Verlauf eines halben Jahres nicht in den Willen der Vorsehung fügen wollte, sondern unausgesetzt Lästerungen gegen Gott ausstieß, und sogar dessen Daseyn in Abrede stellte; so erschien ihr der Verblichene in oben bemerkter Stunde wie er leibte und lebte im Traume, stellte sich zwischen das Bett und die Wiege des Kindes und warnte Albina, welche sich täglich den Tod herbeiwünschte,

mit folgenden Worten gegen ihre Gott versuchenden Aeußerungen:

„Dinda! Dinda! höre doch einmal auf mit deinen tollen, wahnwitzigen Treiben, denn du wirst nicht zur Seligkeit gelangen, und wirst auf der Welt herumwandern, welches unausſprechlich schrecklich ist, und so zwar schrecklich, daß ich es dir mit Worten gar nicht beschreiben kann. — Du brauchst dir den Tod nicht herbeizuwünschen, denn es ist dir bestimmt, daß du im 31sten Lebensjahre sterben und das Kind zurücklassen mußt, — du kannst dagegen machen, was du willst, so wird alles vergeblich seyn, das Kind muß zurückbleiben.“ — Dann nahm sie ihr Gatte und fuhr mit Ihr zum Zeichen ihrer Vereinigung durch die Luft, worüber sie erwachte und vor Schrecken ganz außer sich war. — Mit bleichen Lippen und sträubenden Haaren eilte sie ins Zimmer zu den Eltern, um sie von dieser Begebenheit mit dem Beisatze zu benachrichtigen, daß ihr Gatte ihr einen geschriebenen Zettel vorgehalten, auf welchem ihre Lebensdauer von 31 Jahren festgesetzt gewesen, welche sie der höhern Bestimmung gemäß nicht überschreiten werde. — Ihre Erwiederung, daß Olga dann erst 8 Jahre alt seyn werde, und daß sie des Kindes wegen gerne leben möchte, habe die Antwort zur Folge gehabt, die bereits oben bemerkt ist, daß das Kind seine Eltern zeitlich verlieren und allein zurückbleiben müsse.

Der Traum scheint auf die Frau einen größern Eindruck gemacht zu haben, als alles frühere, und es scheint ihr leid zu thun, sich den Tod so schnell gewünscht zu haben; auch glaubt sie erst jetzt wirklich, daß doch eine Fortdauer nach diesem Leben statt finden müsse. — Seit einiger Zeit riecht sie oft einen Leichengeruch, der sich im Kreise um sie herum bewegt, den auch die Mutter einigemal roch. —

Zum Schluß erzählte sie mir, daß sie als 10jähriges Kind gegen einen Trismus (Mundsperre) magnetisirt worden sey, und seither oft magnetische Zustände gehabt hatte, doch

nie eigentlich Somnambüle gewesen sey: doch hätte sie von allen Dingen Ahnungen und prophetische Träume, die sie über ihre Zukunft belehren, — auch hat sie gleichsam ein Gefühl, in andere Menschen hinein zu sehen. — —*)

Eine briefliche Mittheilung aus Griechenland über Gegenstände des innern Schauens daselbst.

Athen am 5. September 1847.

Es befinden sich in Griechenland, auch in Athen, mehrere Personen, sowohl weiblichen als männlichen Geschlechtes, die, wenn man die nöthigen Vorbereitungen dazu macht, welche sehr einfach sind, in Wasser, Spiegel, Oel, Dinte und überhaupt in allen Gegenständen, die der höchsten Politur fähig sind, alles, was man haben will, darin sehen; die entferntesten Gegenstände, z. B. Städte, Gegenden, Gegenwärtiges, Vergangenes, Zukünftiges. Man richtet Fragen an diese unkörperliche Wesen, die in diesen glänzenden Gegenständen dann erscheinen. Der Seher oder die Seherin hört dann die Antworten in dumpfen Tönen. Diese Wesen machen dann auch Zeichen und erscheinen auch in Menge je nach dem Tag und Citierung der Formeln, oft erscheinen auch nur drei, bei einem geübten Seher oder Seherin in 5 bis 10 Minuten, bei nicht geübten braucht es etwas länger. Kinder, die rein und unschuldig sind, sind alle fähig, zu sehen, jedoch Mädchen leichter.

Die Gegenstände, die man zu sehen verlangt, erscheinen in ein paar Sekunden, und ebenso verschwinden dieselben, braucht man sie nicht mehr. Länger als eine Stunde kann man den Seher oder die Seherin nicht schauen lassen, weil

---

*) Wir möchten einem magnetischen Zustande dieser Frau auch das Meiste von ihren gespenstischen Erlebnissen zuschreiben. K—r.

durch den Rauch (?) und das beständige Hineinschauen sie sehr ermüdet wird. Dazu zeigen sich bestimmte Tage als solche, in denen es besser gelingt, doch kann man es alle Tage machen.

Eine Dame aus Venedig, gebürtig aus Wien, die sich vor drei Jahren in Athen befand, hatte einen Neffen in Wien, der seit 3 Jahren an einem Beinfraß krank lag. Sie war in meiner Familie bekannt und klagte, daß sie keine Nachrichten von ihrer Schwester bekomme und dieses jungen Menschen wegen, von dem sie wußte, daß er sich seit Kurzem schlechter befand, sehr bekümmert sey. Ich sagte ihr, wenn sie wolle, könnte ich ihr sagen, ob dieser Mensch todt sey, oder was sich sonst mit der Familie zugetragen habe. Sie fieng zu lachen an und glaubte es nicht, da ich sie aber versicherte, sie werde in einer halben Stunde alles genau erfahren, so willigte sie endlich ein. Nun holte ich eine solche Seherin und diese fieng zum größten Erstaunen der Frau das Haus in Wien von allen Seiten genau zu beschreiben an, dann ging sie ins Haus und sagte, daß sie im mittlern Stocke einen Menschen im Bette entdeckt, der sehr bleich und abgemagert seye, beschrieb dann die Züge, Augen, Haare desselben und sagte, er sey sehr krank. Bei ihm sah sie eine ältliche Frau und eine jüngere stehen, die Mutter und Schwester. Ich sagte ihr, — sie solle die Bettdecke wegnehmen lassen (gleichsam unter sie sehen) und schauen, an was der Mensch leide. Dies geschah, und die Seherin erklärte: er leide am Fuß, der Schenkel seye ganz eingewickelt. Nun verlangte ich von ihr, sie solle den Verband abnehmen lassen (unter den Verband sehen). Auch dies geschah, und bei diesem Anblick fuhr die Seherin zurück und sagte: Gott! dieser Fuß ist ganz entstellt, grau, kohlschwarz, und diß besonders da, wo man ihm einen Schnitt machte, um den Knochen zu reinigen. Diese Krankheit ist eine Fistel. Man fragte sie nun: ob die Wesen im Spiegel nicht sagen könnten, wie Hülfe zu leisten? und es wurde ihr geantwortet: „Driza (Fistelwurzel) in Milch ge-

kocht und damit gewaschen.“ Auch nach dem Namen des Kranken fragte man sie, den sie in der That wie er ist, angab, auch die Dauer seiner Krankheit bestimmte sie genau wie sie war. Die nächste Post von Wien bestätigten die Aussagen der Seherin ganz genau.

Nun fragte jene Dame auch nach ihrem Sohne in Venedig, der viel Talent zum Zeichnen hat. Es war 3 Uhr Nachmittag, und die Frage war: wo dieser Mensch in diesem Augenblick sey und was er mache? Antwort: er befindet sich in einem großen Hause, ich sehe große Tische, viele Köpfe und andere Gegenstände an der Wand, viele junge Leute sitzen an den Tischen und jeder hat Köpfe oder Blumen vor sich.

Man sagte ihr nun: sie solle den jungen Menschen, den man ihr mit Namen nenne, auffinden. Sie fand ihn, beschrieb ihn ganz so wie er ist, denn ich kenne ihn auch. Sie erzählte: er mache einen Kopf auf Papier.

Das war nun wirklich so: denn der junge Mensch besucht um diese Zeit die Zeichenschule in Venedig.

Nun fragte die Dame, sich noch mehr zu überzeugen, wo sich ihr Bruder in diesem Augenblicke befinde? Dieser war in Athen. Antwort: „er ist in einem Hause hier.“ Sie erkannte das Haus und sagte: er hält in der Hand einen weißen Lappen und putzt große Räder mit Zähnen u. s. w.

Dieser Mensch war zu jener Zeit Lehrer der politechnischen Schule und stellte in jenem Augenblicke eine Maschine zusammen.

Als er Abends zu seiner Schwester kam, frugen wir ihn wo er heute Nachmittags 3 Uhr gewesen wäre? er sagte: in der politechnischen Schule, wo ich eine Maschine zusammenstellte, die ich selbst reinigen mußte, aus Furcht, sie möchte von andern verdorben werden.

Der früher in Athen gewesene preußische Gesandte Prassier de St. Simon hat dieses Schauen gelernt und hat Dinge mit dem Spiegel erlebt, die werth sind, in Ihre Blätter aufgenommen zu werden. Herr Professor Haas, der sich jetzt

in Deutschland als Professor der Archäologie befindet, könnte Ihnen die Geschichte erzählen, da auch ihm Sachen gesagt wurden, die ihn in Erstaunen setzten. —

Auch hier kommen Ahnungen und voraussagende Träume in griechischen Familien sehr häufig vor.

Ein Beispiel ist folgendes: Frau N. träumte eine Woche vor der griechischen Charwoche: ihr verstorbener Gemahl früher in Athen Nomareh, seye mit ihren zwei vor Jahren verstorbenen Töchtern in einem länglichten Wagen gekommen, die Töchter seyen aber groß gewesen (in der Größe, die sie, würden sie lebend geblieben seyn, jetzt erreicht hätten), ihr Gemahl habe sie bei ihrem Namen gerufen: „Catharina, komm! es ist Zeit, daß du mit uns gehst!" Sie ging auch wirklich und anstatt daß sie sich setzte, legte sie sich in den Wagen. Dieser rollte in eine ganz unbekannte Gegend ohne Bäume und Häuser; unterwegs begegnete sie einem Mann, der im Gesichte schwarz war, der sie ansprach, ob sie ihn nicht mitnehmen wollten. Ihr Gemahl antwortete: er könne hinten auf den Wagen steigen. Die Frau sagt: dieser Mensch, der so schwarz bemalt ist, wird uns wenig Ehre machen, wenn wir dort ankommen, und mit diesem erwachte sie. In der Frühe erzählte sie der Tochter den Traum und sagte, sie werde bald sterben, darauf deute dieser Traum. Seit diesem Tage befand sie sich nicht mehr wohl, fieng an ihr Haus zu bestellen und starb acht Tage nach Ostern. Den schwarzen Mann betreffend, so vermuthe ich, daß das ein Anverwandter ihres Mannes war, der vierzehn Tage vorher zu Triest starb.

Merkwürdig ist bei dieser Geschichte noch Folgendes: Ein paar Tage vor dem Tode dieser Frau sah ihr Schwiegersohn, der Sektionschef im Ministerium des Krieges ist, Abends als er nach Hause ging in der Hausflur einen Sarg vor sich aufrecht hergehen, der ganz so aussah, wie er später für die Leiche jener Frau gebracht wurde, schwarz mit Silbertressen beschlagen. Dieses Gesicht hatte er zwei Tage nach einander und er glaubte nicht anders, als es bedeute seinen Tod, weßwegen er alle seine

Angelegenheiten in der Stille in Ordnung brachte und den Erfolg erwartete, der sich an seiner Schwiegermutter bewährte.

Ein zweites Beispiel ist dieses: Senator R. träumte: sein Verlobungsring seye zersprungen und gab sich im Traume alle Mühe, ihn zusammenzufügen, aber vergebens. Darüber wachte er auf, wollte aber seiner Frau von diesem Traume nichts sagen, denn es ist hier der Glaube, daß wenn der Verlobungsring springt oder verloren geht, was Trauriges erfolge. Aber in der nämlichen Nacht träumte es auch seiner Frau: sie seye mit all ihren Angehörigen in einem großen Saal, der festlich verziert war, die Thüre ging auf und ihre verstorbene Mutter, die in Ipsara vor mehreren Jahren starb, seye mit ihren verstorbenen Kindern in den Saal getreten und zwar in eben der Kleidung, die sie als sie starb trug, und habe zu ihr gesagt: „Komm mit mir, es ist Zeit jetzt!" auf welche Worte sie verschwunden. Sobald die Frau erwachte, sagte sie zur Schwiegertochter: „Ich werde bald sterben: denn meine Mutter kam, mich abzuholen." Ihrem Manne wollte sie den Traum nicht sagen, ihn nicht zu bekümmern, aber acht Tage darauf, an einem Sonntage, war sie eine Leiche. Merkwürdig ist dabei, daß, als sie in ihrem letzten Schlaf lag, 3—4 Stunden vor ihrem Tode, nachdem sie lange nichts mehr gesprochen hatte, auf einmal sagte: „Jetzt kommt unser Schiff nach Piräus und unser Sohn ist darauf, ich sehe es!"

Die Umstehenden verwunderten sich darüber, denn sie wußten alle, daß er auf der Reise nach Marseille war. Gegen Mitternacht starb sie; Sonntags in aller früh kam ein Matrose von Piräus nach Athen in das Haus in der Absicht, ein Trinkgeld wegen seiner fröhlichen Botschaft zu erhalten, fand die Frau todt und sagte, es seye ihr Schiff mit dem Sohne gestern Abend um 9 Uhr im Hafen eingelaufen, der Sohn befinde sich in der Quarantaine gesund.

Derlei vorbedeutende Träume kommen bei den Griechen sehr oft vor, aber auch andere, wie z. B. von folgender Art: Ein Freund von mir wurde von einem andern um Darleihung

eines Planes gebeten. Sein Wille war, ihm denselben zu leihen, aber er konnte den Plan durchaus nicht mehr finden, so daß er gegen seine Frau äußerte: es beunruhige ihn dies, der Freund könne glauben, er wolle ihm nicht gefällig seyn. Nachts aber bekam er einen Traum, in welchem sich ihm an einer gewissen Stelle des Hauses ein Behälter darstellte, den er öffnete, und auf seinem Grunde unter andern Papieren (im Schlafe) wirklich den verlangten Plan hervorzog. Erwacht, suchte er ihn an jener im Traume gesehenen Stelle auf, und fand ihn daselbst auch wirklich.

Vor vier Jahren verkaufte ich an einen hiesigen Kaufmann Vorhänge für 300 Dr. und noch ein Stück Bettvorhang für den Commis im Hause für 24 Dr. und trug die ganze Summe von 325 Dr. in's Buch ein. In meiner Strazza war alles detaillirt. Nach 3 Monaten schickte ich die Rechnung von 325 Dr. an den Kaufmann, aber dieser antwortete mir: er seye nur 300 Dr. schuldig: denn ich könnte mich selbst überzeugen, daß er nur 6 Fenster im Hause habe, folglich 6 paar à 50 Dr. dreihundert Drachmen machen. Ich konnte mich nicht erinnern, woher die 25 Dr. kamen, da ich die Strazza, weil sie vollgeschrieben war, cassiert hatte und im Buch blos die Summe sich befand, auch der Commis konnte sich nicht erinnern. Zuletzt sagte ich: es könne mir gleich seyn, ich hätte mich geirrt, nahm die 300 Dr. und quittirte die Rechnung, aber ich konnte keine Ruhe finden, nicht wegen des Verlustes von 25 Dr., sondern darüber, daß ich die Rechnung nicht auch ins Buch detaillirt einschrieb. In der Nacht träumte mir, ich wär im Gewölbe, hätte dort das Strazzabuch genommen, das ich unter die Bank geworfen, hätte in diesem geblättert und die ganze Rechnung detaillirt gefunden, die 25 Dr. kamen von dem Stück Bettvorhang.

Erwacht, fand ich die Strazza an jenem Orte, ging zu dem Kaufmann, zeigte ihm die detaillirte Rechnung und erzählte ihm auch den Traum, worauf der Commis sich der Sache völlig erinnerte und die Irrung gehoben war.

Auch Heilungen durch magnetische Behandlung werden

hier unternommen, von welchen ich Ihnen später berichten werde.

Sowohl ich, als auch hochgestellte Personen in Athen, wünschen, Ihr Urtheil besonders über das Schauen und Wahrsagen aus glänzenden Gegenständen, was hier so häufig und mit so auffallendem Erfolge geschieht, im Magikon, das auch hier gelesen wird, erfahren zu können.

— Ky. —

Anmerkung.

Ich bin dem Herrn Schreiber dieses in Athen für seine Mittheilungen sehr verbunden und wünsche, er möchte die Güte haben, dieselben fortzusetzen, was durch die Nastische Buchhandlung in Athen auf dem Wege der Buchhändlersgelegenheit wohl am Besten geschehen würde.

Was seine Wünsche betrifft: unsere Erläuterungen über das Schauen und Wahrsagen aus glänzenden Gegenständen zu erhalten, so verweisen wir ihn und andere Leser auf das Ausführlichere über diesen Gegenstand im Nachstehenden.

Die Wahrsagerei.

Da uns diese Mittheilung aus Athen auf das Wahrsagen vermittelst des Schauens in glänzende Gegenstände: Oel, Dinte, Wasser, Crystalle, führt, so können wir nicht umhin, dasjenige auch für die Leser des Magikons zu benützen, was Görres hierüber in seiner Christlichen Mystik erzählt, wo er namentlich auch andere Beispiele dieser Art Wahrsagungen und besonders auch auffallende aus dem Oriente anführt und in seiner geistreichen Sprache und Weise abhandelt. (Görres christliche Mystik 3. B. S. 598.)

„Eine der ältesten Weisen, die Zukunft zu erforschen, ist die: durch einen reinen Knaben im Crystalle, im Spiegel, oder in der Durchsichtigkeit des Wassers nach ihr zu schauen. Schon das Alterthum hat sie gekannt, und Pausanias legt die Weise aus, wie man sie zu Patras in Achaia geübt; nach Spartianus hat auch der Imperator Julian von ihr Gebrauch gemacht; Salisbernensis erzählt, wie einer seiner Erzieher sich seiner in der Jugend dazu gebrauchen wollen, ihn aber untüchtig zum Werke befunden. *) Auch in späteren Zeiten ist öfter davon die Rede gewesen; so bei Peller, **) der umständlich über den Crystallseher berichtet, der dem englischen Gesandten die nach dem regierenden zunächstfolgenden Könige Englands gezeigt. Der Dichter Rist erlebte Aehnliches, als er in seiner Jugend irgendwo Hauslehrer gewesen. Die Schwester seines Zöglings hatte eine Liebschaft angefangen, die aber die Aeltern nicht genehmigen wollten. In der Verzweiflung ihres Herzens wendet sie sich an ein altes Weib, daß dieses ihr die Zukunft deute. In Abwesenheit der Ihrigen wird das Weib berufen, um sein Versprechen zu erfüllen; über den Vorbereitungen im einsamen Zimmer aber wandelt das Mädchen ein Grausen an, und sie geht hinauf, um Rist zu bitten, daß er zugegen sey. Dieser läßt sich endlich bereden, daß er mit hinuntergeht. Er findet in der Kammer das Weib geschäftig; sie breitet ein blau seiden Tüchlein, mit Drachen und Schlangen gestickt, über die Tafel; setzt darauf eine grüne, gläserne Schaale; legt in diese ein goldfarb seiden Tüchlein, und darauf eine ziemlich große Crystallkugel, die sie wieder mit einem weißen Tüchlein bedeckt. Sie fängt nun an etwas zu murmeln, und sich wunderlich dabei zu geberden; hebt, als sie geendet, die Kugel mit großem Respecte aus der Schale, und hält sie nun am Fenster den beiden Anwesenden vor. Diese sehen Anfangs nichts; bald aber

*) Polycra L. II. c. 11.

**) In seinem Politic. scelerat. p. m. 43—45.

tritt im Crystall die Braut in prächtigem Brautschmuck hervor; aber bleich, betrübt und jämmerlich anzuschauen. Nun aber findet, zu noch größerem Schrecken, auf der anderen Seite sich auch der Bräutigam hinzu; der sonst ein gar freundlicher Mensch, jetzt aber verstörten und entsetzlichen Gesichtes zwei Pistolen unter seinem Reisemantel hervorlangt, und die in der Linken auf sein eigenes Herz richtet, die in der Rechten aber der Braut vor die Stirne setzt und losdrückt; wobei ein dumpfer Knall sich vernehmen läßt. Die Crystallseher und selbst die betroffene Alte erstarren, und machen sich davon; lange will der Schrecken in der Erinnerung des Gesichtes nicht von ihnen lassen. Die Aeltern fahren unterdessen in ihrem Widerstande fort, trennen das Verhältniß und nöthigen die Tochter, einem vornehmen fürstlichen Bedienten die Hand zu geben. Die Hochzeit wird ausgerüstet, der Tag anberaumt, der Bruder der Braut mit seinem Erzieher, beide derzeit auf der Schule von Rostock, werden eingeladen; aber Rist hat keine Lust, der Einladung zu folgen, und läßt den Zögling allein hinziehen. Die betrübte Braut wird zur bestimmten Stunde in sechsspänniger Hofkutsche abgeholt, und die Begleitung schließt sich zu Pferde an. Aber der desperate erste Liebhaber hat seinen Stand bei einem wohlgelegenen Hause vor dem Thor genommen, und wie der Wagen dort vorüberfährt, stürzt er hervor, gibt Feuer auf die Braut, fehlt jedoch, und schießt einer Dame neben ihr den Hauptschmuck vom Kopf herunter. Er merkt an dem Geschrei, daß er fehlgeschossen, eilt daher in's Haus, und es gelingt ihm, in der allgemeinen Verwirrung zu entrinnen. Die Reise wird unterdessen nach einiger Unterbrechung fortgesetzt, und die Hochzeit geht vor sich. Aber der Gatte entartet bald zu einem grimmigen Haustyrannen, der die Gattin tagtäglich auf's härteste mißhandelt; so daß sie zuletzt dem Kummer, Gram und Herzeleid erliegend, kaum 30 Jahre alt, in der Blüthe ihres Lebens am gebrochenen Herzen stirbt. Der verzweifelte Liebhaber that später eine

gute Heirath, und lebte, als Rist die Sache niederschrieb, noch in gutem Wohlstand. *)

Einen anderen Fall hat der bekannte Spengler aufbehalten, der Folgendes erzählt: **) zu ihm sey einst ein Bewohner der Stadt aus einer der ersten Familien Nürnbergs gekommen und habe in einem Tuche eingewickelt einen runden Crystall zu ihm gebracht, von dem er gesagt: er habe ihn von einem Fremden erhalten, den er vor vielen Jahren zufällig auf dem Markt getroffen, und auf seine Bitte drei Tage in seinem Hause bewirthet. Beim Abschied habe der zum Danke ihm den Crystall zurückgelassen, und ihm dabei gesagt: wenn er irgend etwas Verborgenes zu wissen verlange, solle er einen unschuldigen Knaben in denselben sehen lassen; und wenn er diesen nun befrage um das, was er sehe, werde derselbe, was er zu wissen begehre, erblicken und ihm anzeigen. Er bezeugte dabei: er sey in dieser Sache niemal betrogen worden, sondern habe viel Wunderbares durch die Vermittlung des Knaben erfahren; während andere Leute nichts als ein pures, schönes Glas gesehen, außer denn seine Hausfrau, welche, als sie mit einem Knaben schwanger gegangen, nun gleichfalls die Gestalten (durch Vermittlung ihrer Frucht?) in ihm erblickt. Zuerst sey immer die Gestalt eines Mannes erschienen in der Kleidung, wie sie damals üblich gewesen. Dann habe das Uebrige sich sichtbarlich hinzugefunden, nach dem man gefragt; zuletzt, wenn Alles abgethan gewesen, sey die Gestalt des Mannes davon gegangen, und dann das Uebrige verschwunden. Die besagte Gestalt sey übrigens oft gesehen worden, wie sie die Stadt durchwandelt, und in die Kirchen eingetreten. Die Sache war bald in Nürnberg ausgekommen; so daß wenn jemand die Wahrheit läugnete, oder ein Vergehen verhehlte, man

*) J. Risten's allerredelste Zeitverkürzung S. 255 u. f.

**) In der Vorrede zu seiner Ausgabe von Plutarch's Schrift de defectu oraculorum.

ihn mit dem Manne im Crystall zu bedrohen pflegte. Auch wurde einmal von Gelehrten ein Zweifel in ihrer Wissenschaft vor den Crystall gebracht, und die Antwort im Crystall gelesen. Das hatte der Inhaber nebst noch vielerlei Anderem früher dem Berichterstatter erzählt, seither waren ihm Scrupel aufgestiegen, und er kam eines Tages zurück und sagte: er glaube, es sey jetzt Zeit, sich jedes weiteren Gebrauches des Crystalles abzuthun. Er sey nun überzeugt, er habe sich mit ihm nicht wenig versündigt, und darüber schon seit lange große Gewissensvorwürfe verspürt; darum sey er Raths geworden, sich nicht ferner mehr damit zu schaffen zu machen. Darum übergebe er ihm, was er empfangen, und gestatte ihm gern, damit anzufangen, was ihm beliebe. Spengler lobte ihn dieses seines Entschlusses wegen, übernahm den Crystall, und nachdem er ihn in Stücke zerschlagen, warf er ihn zugleich mit dem seidenen Tüchlein, worin er gewickelt war, in den Abtritt.

So lautet der Bericht von diesem Vorgang, ohne Zweifel mit Wahrhaftigkeit aufgefaßt, aber zu wenig von den näheren Umständen enthaltend; überdem außer der Angabe des Inhabers durch keinen weiteren Zeugenbeweis unterstützt; und darum nicht hinreichend, um ein irgend sicheres Urtheil über die Sache zu fällen. Darum ist es erwünscht, daß man in neuester Zeit darüber eine bestätigende Erfahrung gemacht; die, was dieser älteren fehlt, vollständig ergänzt, und alle Sicherheit gewährt, die man in solchen Fällen irgend verlangen kann. Aegypten, seit den Zeiten der Pharaonen wegen seiner Zauberkünste berufen, hat diesen Fall geboten. Engländische und französische Reisende hatten erfahren: in Cairo befinde sich ein Magier Scheikh Abda el Kader el-Moghrebi, d. i. aus dem Westland Marocco, der sich mit solcher Art des Zaubers abgebe, und im Hause des Consuls Salt schon einen Dieb mit seiner Kunst entdeckt. Sie machten daher alle gemeinsam und auch jeder für sich, zu verschiedenen

Zeiten und an verschiedenen Orten Versuche mit ihm, die sie später eben so gesondert bekannt gemacht. *) Die Weise seines Verfahrens aber war folgende. Ein noch nicht mannbarer Knabe, eine Jungfrau, eine schwangere Frau, oder eine schwarze Sclavin, wie sie sich eben bieten, werden gewählt, um die Gesichte zu schauen, und die geschauten auszusprechen. Dem Gewählten zeichnet der Magier mit der Rohrfeder in die rechte flache Hand mit schwarzer Dinte ein Viereck in dieser Form, und nachdem er in die neun

2	9	7
3	4 ⊛	6
5	1	8

kleineren Quadrate die neun Zahlenziffern in der vorgestellten Ordnung eingeschrieben, gießt er in die Mitte des größten

*) Die Engländer in: An account of the manners and Customs of the modern Egyptians, written in Egypt during the years 1833 — 34 and 35, partly from notes made during a former visit to that country in the years 1825, 26, 27, 28, by Edward William Lane. 2 Vol. Lond. 1837. Der Bericht steht Vol. I. p. 346—360. Neben dem Verf. waren hier als Zeugen zugegen Lord Prudhoe, der seither die genaue Wahrheit des Berichtes gegen jeden betheuert, der deswegen nachgefragt, Major Felix und der Resident Salt, denen sich noch als fünfter ein ungenannter Hochgestellter beigefügt, der im quarterly Review N. CXVII. July 1837. p. 203 weitere Aufschlüsse giebt. Ueber die Versuche, die die Franzosen ihrerseits bei ihrem Residenten angestellt, hat Leon Delaborde im Augustheft der Revue des deux mondes vom Jahre 1833 übereinstimmende Nachricht ertheilt, so daß also in Bezug auf den Zeugenbeweis an der Thatsache nicht die mindeste Ausstellung zu machen ist.

etwa einen halben Theelöffel voll derselben dicken Dinte; so daß sie einen Ball von der Dicke einer Pistolenkugel und in ihr einen Spiegel bildet, in dem er das Individuum sich zuerst selbst beschauen läßt. Zuvor hat er auf einen schmalen Streifen Papier einen arabischen Zauber aufgeschrieben, ein Theil des 21. Verses des 50. Capitels vom Koran lautend: Und dies ist die Entfernung, und wir haben entfernt von dir deinen Schleier, und dein Gesicht ist heute scharf. Wahrheit! Wahrheit! Ein anderes Papier nimmt dann die gleichfalls arabische Anrufungsformel auf: Tarschun! Tarzuschun! kommt herab! kommt herab! seyd zugegen! wohin sind gegangen der Fürst und sein Heer? wo ist El-Ahhmar? der Fürst und sein Heer, erscheint ihr Diener dieser Namen! Tarschun und Tarzuschun sind nach der Deutung des Magiers die ihm dienstbaren Geister, El-Ahhmar ist also der Geisterfürst, die Formel wird in 6 Streifen zerschnitten. Der Knabe wird nun vor dem Magier auf einen Stuhl gesetzt, in Mitte der Gesellschaft, die beide ein Kreis umgibt; ein Becken mit glühenden Kohlen wird zwischen den Knaben und den Meister gestellt, der von einem zwiefachen Weihrauch Tafeh mabachi, und Konsonbra Diaon genannt, zu gleichen Theilen in das Kohlenbecken wirft, von Zeit zu Zeit indischen Ambra beifügend, so daß ein dicker Rauch das Zimmer erfüllt und unangenehm auf die Augen wirkt. Er steckt das Papier mit den Worten aus dem Koran dann in den Vordertheil der Mütze des Knaben, wirft einen der mit der Anrufungsformel beschriebenen Papierstreifen in die Kohlen, und indem er nun die arabischen Worte:

Anzilu ainha el Dschenni ona el Dschemum
Anzilu betakki matalahontonhon aleikum
2 3 2
Taricki, Anzilu, Taricki

mit einer gewissen, nothwendig innezuhaltenden Cadenz, die letzte Hälfte meist in der bezifferten Ordnung, wiederholend

murmelt oder singt, unterbricht er dies Recitativ nur, indem er den Knaben, dessen Hand er immerfort in der seinen hält, fragt: ob er etwas im Dintenspiegel sehe. Der Antwort Nein auf die erste Frage folgt eine Minute später ein Zittern des Knaben, der nun ausruft: ich sehe einen Mann, der mit dem Besen den Boden fegt. Sage mir, wenn er fertig ist, erwidert der Magier, und fährt mit der Beschwörung fort. Jetzt ist er zu Ende! ruft der Knabe, und jener unterbricht wieder sein Murmeln mit der Frage: ob er wisse, was eine Fahne sey, und da die Antwort bejahend ausfällt, so erwidert jener: so sprich denn, bring eine Flagge! Der Knabe thut so, und sagt bald, er hat eine gebracht; welcher Farbe? roth. So ließ er ihn nacheinander eine schwarze, weiße, grüne, blaue fordern, bis er sieben vor sich sah. Während dessen hatte der Magier den zweiten und dritten Papierstreifen mit Anrufungen in das Feuerbecken geworfen, dabei neues Rauchwerk aufgelegt, und sang mit steigender Stimme an der Beschwörung fort. Nun hieß er den Knaben fordern, daß des Sultans Zelt aufgeschlagen werde, es geschah; Truppen wurden dann verlangt; sie kamen und schlugen ihr Lager um das grüne Zelt ihres Herrn auf; sie mußten nun in Reih und Glied treten, und der vierte, bald auch der fünfte Streifen wurden in's Feuer geworfen. Ein Ochs mußte beigeschafft werden; vier Männer brachten ihn auf des Knaben Begehr hergeschleppt; drei andere schlugen ihn, er wurde getheilt, in Stücken an's Feuer gesetzt, und als Alles bereitet war, wurde es den Soldaten vorgesetzt; sie aßen und wuschen darauf ihre Hände. Das Alles beschrieb der Knabe, als ob er es vor sich sehe.

Das Alles kehrte unveränderlich, bei jeder einzelnen solchen Handlung und bei jedem Knaben, wieder und endete damit, daß der Magier ihm gebot, den Sultan zu fordern; der sofort mit schwarzem Barte, grünem Banisch und einer hohen rothen Kappe bedeckt, auf einem Braunen zu seinem Zelte ritt, abstieg, in ihm niedersaß, Caffee trank, und die

Aufwartung seines Hofes annahm. Nun sagte er zu der Gesellschaft: welche Frage irgend jemand thun möchte; jetzt ist es an der Zeit. Lane forderte nun Lord Nelson; der Magier gebot dem Knaben zu sagen: mein Meister grüßt dich und begehrt, daß du den Lord Nelson bringest; bring ihn mir vor Augen, daß ich ihn sehe, eilig! Der Knabe that so, und sagte allsofort: ein Bote ist abgegangen, und bringt jetzt einen Mann in schwarzer (dunkelblau ist den Orientalen schwarz) europäischer Kleidung, der Mann hat seinen linken Arm verloren. Er hielt dann einige Augenblicke inne; darauf tiefer und angestrengter in die Dinte sehend, sagte er: nein er hat den linken Arm nicht verloren, er hat ihn vor der Brust. Nelson pflegte den Aermel des verlorenen Armes vor der Brust zu befestigen; aber er hatte nicht den linken, sondern den rechten Arm verloren. Ohne von dem Mißgriff etwas zu sagen, fragte Lane nun den Magier, ob die Gegenstände in der Dinte erschienen, als wenn sie vor Augen stünden, oder wie in einem Spiegel. Wie in einem Spiegel, war die Antwort, und das erklärte den Irrthum des Knaben vollkommen; der übrigens von Nelson nie etwas gehört zu haben schien, da er nur nach mehreren Versuchen den Namen aussprechen lernte. Der Andere, den er forderte, war ein Aegyptier, der lange als Resident in England sich aufgehalten, und als Lane sich eingeschifft, an langwieriger Krankheit bettlägerig war. Der Knabe sagte: hier wird ein Mann auf einer Bahre herbeigebracht, in ein Betttuch eingehüllt; er beschrieb dabei sein Gesicht als bedeckt, und ihm wurde gesagt: er solle verlangen, daß es enthüllt werde. Er that es, und sagte dann: sein Gesicht ist blaß, und er hat einen Schnurrbart, aber keinen Bart; was richtig war. Bei einer dieser Gelegenheiten war ein Engländer zugegen, der die Sache lächerlich machte, und sagte: nichts werde ihm Genüge leisten, als eine völlig ähnliche Erscheinung seines Vaters, von dem er sicher wußte, daß keiner der Anwesenden ihn kenne. Nachdem der Knabe nach ihm bei seinem Namen gerufen, beschrieb er einen Mann

in fränkischer Kleidung, eine Brille tragend, die Hand an's Haupt gelegt, mit dem einen Fuße auf dem Boden aufstehend, den andern aber hinten aufgehoben, als ob er von einem Stuhle aufstehe. Die Beschreibung war genau in jeder Beziehung, die Lage der Hand wurde durch ein anhaltendes Kopfweh herbeigeführt, die des Fußes aber war durch einen Sturz vom Pferde bei der Jagd veranlaßt worden. Delaborde seinerseits verlangte den Herzog De la Riviere. Der Bote wurde abgesendet, und ein Offizier wurde vor den Sultan gebracht, in Uniform mit Silberborden um Kragen, Aufschläge und seinen Hut. Delaborde war verwundert; denn der Herzog ist der Einzige in Frankreich, der als Oberjägermeister solche Borden trägt. Er fragte bei dieser Gelegenheit den Knaben, woran er den Sultan erkenne? Dieser erwiderte: seine Kleidung ist prächtig, seine Hofleute stehen vor ihm, die Arme gekreuzt vor der Brust, und bedienen ihn; er hat den Ehrenplatz auf dem Divan und seine Pfeife und Caffeekanne glänzen von Diamanten. Auf die weitere Frage, woran er erkannt, daß der Sultan nach dem Herzog gesendet? erwiderte er: ich hörte seine Worte in meinen Ohren, und sah seine Lippen sich dazu bewegen. Ein andermal verlangte einer der Gesellschaft den Shakspeare. Als der Knabe, ein Nubier, die Gestalt vor sich sah, brach er in Lachen aus, und sagte: hier ist ein Mann, der hat den Bart unter seiner Lippe und nicht am Kinn, und hat auf dem Kopfe wie einen umgestürzten Becher. Wo lebte er? fragte ein Anderer; auf einer Insel, war die Antwort.

Das war der Verlauf der Handlung, die indessen nicht zu jeder Zeit mit gleichem Erfolg gelang; wo das Fehlschlagen dann in der Regel dem Wetter, der Dummheit des Knaben oder seinem nicht gehörigen Alter zugeschrieben wurde. Zeigte er Furcht oder Unruhe bei den Gesichten, dann wurde er entlassen, und ein anderer für ihn eingestellt. War er ermüdet, oder sollte die Sache zu Ende gehen, dann legte der Magier ihm die Daumen auf seine Augen, einige Beschwörungen

hersagend, und nahm ihn von seinem Stuhle weg. Der Knabe versuchte dann wohl noch einmal in die Dinte zu sehen, um die schönen Dinge wieder zu erblicken. Er kam dann bald zu sich, und wurde sehr fröhlich in Erinnerung dessen, was er gesehen; gefiel sich darin, es wieder zu erzählen, immer neue Umstände hinzufügend; so daß man nicht zweifeln konnte, daß er die Erscheinungen wirklich geschaut. Statt des Knaben hatte er auch einst ein junges englisches Mädchen genommen, und als er ihre Hand bereitet, sah das Kind, nachdem es eine Zeitlang in die Dinte geschaut, einen Besen, der kehrte, ohne daß ihn ein Mann geführt; und erschrack darüber so sehr, daß sie nicht länger mehr hineinblicken mochte. Der Magier hatte bei einem dieser Versuche, des anwesenden Leo Delaborde gespannte Aufmerksamkeit, und die Macht, die sein Blick an die Person des Europäers übte, wohl bemerkt, und sagte ihm als er den Knaben entlassen: er sey sicher, durch ihn mit dem gleichen Erfolg, wie mit dem Entlassenen zu wirken. Die Gesellschaft drang in ihn, den Versuch zu wagen; nur ungern gab er der Aufforderung nach, und sah in kurzer Frist seine Gestalt, seine Augen sich trüben im Schwanken der Flüssigkeit, sah bald auch etwas; aber ein Grauen wandelte ihn an, und er brach ab, vorwendend: es sey vergebens, er sehe nichts. Er kaufte ihm indessen später um 30 Piaster das Geheimniß ab, und übte das Gelernte sogleich an seiner Seite mit Erfolg am Knaben desselben aus. Schnell nach Alexandria berufen, setzte er die Versuche um so eifriger fort, weil er dort ein Einverständniß des Magiers mit den Knaben, die er überdem in den entlegensten Quartieren der Stadt aufsuchte, nicht fürchten durfte, und es gelang ihm damit, wie er sagt, wunderbar. Unter Andern ließ er eines Tages Lord Prudhoe, der in Cairo war, erscheinen, und der Knabe, in der Beschreibung seines Anzugs, den er genau angab, sagte unter Andern: sieh, das ist sonderbar, er hat einen Säbel von Silber. In der That war der Lord vielleicht der Einzige in Afrika, der einen Säbel in silberner Scheide trug. Ein anderesmal sollte er

einen Dieb im Hause des Dragoman Msarra in Cairo entdecken; aber der Bote wollte troß vielen Rauches und starker Beschwörungen nicht erscheinen. Endlich kam er doch und gab die Beschreibung seiner Gestalt, und von Bart und Turban, daß man nicht zweifeln durfte, er stehe vor ihm. Auch ein Engländer, der lange in Aegypten gewohnt, lernte die Kunst vom Magier. Der Berichterstatter im Review wollte eine Probe damit anstellen, und sandte nach einem Knaben. Der Proceß wurde durchgemacht, und gelang vollkommen. Begierig zu erfahren, worin das Geheimniß bestehe, erfuhr er: daß es ihm nur durch genaue Wiederholung der Formeln, die ihn der Magier gelehrt, gelungen sey. Er sey übrigens keiner Art von Gewalt oder Einfluß auf das Kind sich bewußt, und es finde durchaus kein geheimes Einverständniß von dieser Seite statt; und obgleich er später den gleichen Versuch noch mehrmal mit dem gleichen Erfolge wiederholte, sagte er doch immer, er wisse durchaus nicht, wie das Alles also sich begebe.

In der That konnte von einem solchen Einverständnisse zwischen dem Magier und dem Knaben nicht die Rede seyn; da es den Fragenden völlig frei stand, jeden Beliebigen von irgend woher zu wählen, und den Vorbereiteten dann um jede beliebige Person zu befragen. Auch der Magier trieb nicht irgend eine Gaukelei, etwa mit Anwendung eines Spiegels; die Zuschauer kannten schon, wie ein Augenzeuge ausdrücklich sagt, diese flache, moderne Erklärung, und merkten scharf auf. Der Schauplatz war Lane's Zimmer, 15 Fuß lang, auf 10 Breite; eine Thüre führte aus ihm in ein Cabinet, das sonst keinen Zugang hatte, und wo niemand sich befand. Im Zimmer selbst war bei einem Versuche nur er, der Magier und der Knabe, und Osman der Dolmetscher des Consulates. Der Magier saß still auf dem Sofa zwischen Lane und Osman, und der Erste beobachtete ihn und den Gefährten auf's allerschärfste; wie er mit seiner Linken die Finger von des Knaben rechter Hand, in der die Dinte sich befand, hielt, und nicht gestattete, daß er auch nur einen Augenblick die ganze Zeit

über [illegible] ihr aufsah. Bei jeder Frage beobachtete der Zeuge den Osman aufs schärfste, und war gewiß, daß dieser dem Magier oder Knaben kein Zeichen gegeben; auch kannte er meist die geforderten Personen nicht. Er hatte Sorge getragen, daß er nie zuvor Verkehr mit den Knaben haben konnte; und sah wohl auch mitunter den Versuch mißlingen, wenn er im Falle war, Notizen mittheilen zu können. Kurz, es war keine Vorsicht zu ersinnen, die er nicht angewendet hätte. Einer der Augenzeugen, bei andern Versuchen der Art, versichert: es hätten wohl auch Zuschauer zwischen dem Magier und dem Knaben gesessen; der Erste sey zudem auch, wenn die Sache einmal im Gange gewesen, mitunter aufgestanden, und im Zimmer umhergegangen; so daß, da die Annahme eines groben Betruges ganz unstatthaft ist, zur Erklärung ein ganz anderer Weg eingeschlagen werden muß.

Da der Knabe Dinge sieht, die fernab in Raum und Zeit von ihm liegen, und die kein Anderer der Anwesenden gewahrt, so ist er hellsehend; da er es aber nicht gewesen, als man ihn gerufen, so ist er es geworden; kann es aber durch keinen Andern als den Magier geworden seyn. Dieser aber ist ein solcher, der sich auf dergleichen versteht, und auch die Gabe der Mittheilung an Leute, die dafür empfänglich sind, besitzt. Wie nämlich Laborde um die Einweihung in das Geheimniß mit ihm unterhandelt, rühmt er sich: wie er, von zwei berühmten Scheikh's seines Landes unterrichtet, neben diesem noch viel andere besitze; und der Europäer hat dabei Gelegenheit zu bemerken, daß manche dieser Wirkungen auf tiefen physicalischen Kenntnissen, andere auf einem mit Raschheit und Ungestüm wirksamen Magnetismus ruhen. So sagt er unter andern: „ich habe überdem die Gewalt, jemand auf der Stelle einschlafen zu machen, oder zu bewirken, daß er niederstürzt, sich an der Erde wälzt, in Wuth geräth, und doch mitten in diesen Anfällen mir Rede stehen und seine Geheimnisse enthüllen muß. Gefällt es mir noch, dann lasse ich irgend eine Person auf einem isolirten Taburete nieder-

sitzen, und indem ich mit besondern Manipulationen (dieselbe, deren die Magnetiseure sich bedienen) mich um ihn bewege, bewirke ich, daß er auf der Stelle einschläft; so jedoch, daß er mit offenen Augen spricht und sich benimmt, als sey er wach ganz und gar, was dann zu den wunderbarsten Ergebnissen führt.“ Man sieht also: hier ist eine entschieden kräftige, leicht in Mittheilung übergehende magnetische Anlage, die sich auch an einem durchdringenden, alles bewältigenden Auge, dessen Macht selbst Laborde gefühlt, zu erkennen gibt. Die größere oder geringere Empfänglichkeit des gewählten Individuums scheint gleichfalls das Gelingen zu bedingen; solche, die gleich Anfangs in ihren Angaben geirrt, werden daher als untauglich oder zu alt entlassen; die aber im Beginne schon das Rechte getroffen, blieben auch fortan bei ihm. Indem der Magier den Knaben bei der Hand faßt, und ihm zugleich gebietet, daß er unausgesetzt in die Flüssigkeit derselben blicke, muß sich vom Auge zur Hand und von dieser wieder zum andern Auge eine Strömung bilden, die gegen den Knaben gerichtet, allmälig in ihm jene magnetische Lösung hervorruft, die zum Hellsehen nothwendig erfordert wird. Der Rauch von Coriandersaamen, Amber und andern ätherische Oele enthaltenden Specereien, in die für schnellste Wirkung tauglichste Dunstform gebracht, wird auch seinerseits durch Stimmung der Empfänglichkeit förmlich mitwirken; wenn anders sonstige physische Einwirkungen nicht stören, wie es einmal geschehen, als stürmischer Himmel, wie der Magier gefürchtet, den Versuch gänzlich mißlingen machte. Der Eintritt der Wirkung zeigt sich durch eine Anwandlung der Furcht, ja bei reizbaren Individuen des Schreckens; und eine Trübung und Verwirrung des Auges im Schwanken der Flüssigkeit in der Hand, wie selbst Delaborde beim Versuch sie fühlte. Der Zustand bildet sich in stufenweisem Fortschritt langsam und allmälig aus, und diese Stufen werden von Seite des Magiers durch die nacheinander verbrannten Anrufungen jener Geister, die mit dem Hellsehen wirksam eintreten sollen; von

Seite des Knaben durch die Folge jener Erscheinungsreihe bezeichnet, die von der Selbstspiegelung ihren Ausgang nehmend, durch den fegenden Besen zu dem Manne, der ihn führt, übergeht; dann durch sieben Flaggen verschiedener Farben, als eben so viele Grade des Fortschrittes, vorschreitet; und mit der Schließung des Kreises der dienstbaren Geister um ihren Herrn, den Sultan, her sich geschlossen findet. Der Knabe ist nun hellsehend, der Tropfen Dinte ist was der Crystallspiegel in jenem älteren Versuche, wie der Sultan, was dort der Mann in alter Tracht; er dient dem Hellsehen zum Reflexe, das eben darum, wie die Heiligen die Dinge recht im Spiegel der Gottheit schauen, in diesem Naturspiegel sie catoptrisch, und darum verkehrt erblicken muß. Wie aber nun alle Naturkräfte ihre Herren haben, und der Gebieter der magnetischen, den alle von ihnen Belebten umstehen, und nach dem sie unverwandt hinblicken, im Erdpol wohnt; so hat auch jede geistige Macht einen geistigen Gebieter in Mitte des geistigen Kreises wohnend, der ihr sichtbar wird, wenn sie durch Steigerung in diesen seinen Kreis sich eingeführt findet. Wie aber in jenem höheren Schauen, der stete Gegenstand desselben, und die Liebe des Schauenden, der Herr es ist, der den Zustand herbeigeführt, und dabei Betrachtungen, Gebete, Weihen mitwirkend erscheinen; so ist es hier der Magier und die geistige Macht, mit der er im Rapporte steht, und die verschiedenen Anrufungen, die er durch des Feuers Zunge, oder die eigene zu ihm reden läßt, entsprechen genau den verschiedenen Stadien des Zustandes, den er hervorbringen will, und in denen die allmälige Uebertragung des Rapportes vom Beschwörenden auf den Beschworenen sich vollbringt. Der Hof des Sultans ist dann, nach orientalischer Anschauungsweise, nur der geistige Zauberkreis im Reflexe, in dessen Centrum das unvermittelte Sehen in der Gegenwart erfolgt; und die Citationen durch die ausgesendeten Boten bezeichnen, nur die Richtungen der centralschauenden Thätigkeit, auf diesen oder jenen Gegenstand, der

dann sogleich in den Gesichtskreis tritt; und zwar so, daß er in der Seele des Fragenden geschaut und gelesen wird. Der Zustand aber, wie er allmälig stufenweise sich gebildet, so auch nimmt er gradweise wieder ab; die Bilder schienen, nach Aussage der Zeugen, gegen das Ende allmälig sich mehr und mehr zu trüben, und verlieren sich ganz, wenn der Magier, die Daumen auf die Augen des Knaben legend, entgegengesetzte Strömung hervorruft, und dadurch den Rapport abreißt. Der Zustand, in dem alsdann der Knabe sich befindet, die Trunkenheit, das Unstäte im Auge, der Schweiß, der ihm auf der Stirne steht, und das Angegriffenseyn seines ganzen Wesens geben Zeugniß von dem Grade der Aufregung, in dem er sich zuvor befunden. Die Naturanlage und die Kraft des Magiers ist dabei, wie man sieht, das Wesentliche; und man merkt es dem Berichte der Europäer, die seine Kunst ihm abgelernt, leicht an: daß der Orientale ihnen wohl die Form treulich mitgetheilt, vom Wesen der Sache aber ihnen nicht mehr geben konnte, als er schon in ihnen vorgefunden, und etwa vorübergehend durch seine größere Kraft belebt; was die Resultate im Anfange verwirren, gegen das Ende aber ganz rückgängig machen mochte.

Wie um das Schauen im Crystall und Spiegel, so ist es um alle verwandten Verzweigungen der Wahrsagerei beschaffen. Ob Jemand vor Sonnenuntergang aus dreien Brunnen, nach einer alten Zauberanweisung, oder aus dem Taufbecken in einen Becher Wasser schöpft; ob er ein Feuer zündet, und nach Beschwörung der Geister des Wassers und des Feuers, nun in den Elementen die Zukunft zu erschauen sucht; ob es ein glänzend polirtes Schwert ist, das viele Leute schon erschlagen, oder auch die Patene des Priesters, auf der man nach Meister Hartliebs Ausdruck, Gott in der Messe handelt und wandelt; oder ob man endlich geschmolzene Metalle oder Wachs ins Wasser gießt; es lauft Alles auf dasselbe hinaus. Alle, selbst der Nagel eines Kindes, dessen man mitunter sich gebraucht, dienen nur als Spiegel; und

wenn der Hellsehende darin Wahrheit mit naheliegendem Trug erblickt, so wird dem Andern nichts als der Reflex seiner eigenen Bethörung entgegentreten. Den magischen zweideutigen Künsten dieser Art schließen sofort jene sich an, die, aus der früheren Naturverehrung hervorgegangen, über dem Grundsatze sich erbauten: alle geistige Freiheit in jeglichem Thun und Handeln sey von einer fatalistischen Naturnothwendigkeit beherrscht; jegliches Lebensschicksal liege daher in seinen bedingenden Motiven keimhaft in der Natur verborgen, und lasse sich sohin, ehe denn es sich vollbringe, zum Voraus in ihr lesen und erkennen. Aus diesem Grundsatze gingen dann Auspicien und Augurien hervor; Blitz, Donner und Wetterleuchten wurden in ihnen Boten der verhüllten Zukunft; im Erdbeben tönten dumpf die Warnungen des Schicksals aus den Tiefen; das brandende Meer müht sich von ihr zu reden, und Windesbrausen stürmt seinen Verhängnissen voran. An Pflanzen und Bäumen thun sie sich zum Voraus kund; und wie die Thiere sie in ihren Eingeweiden eingeschrieben tragen, so lenkt sie, wie den Schritt des Rosses, so auch besonders den Flug der Vögel, die in verhüllter Sprache von ihr zu singen und zu sagen wissen. Bedeutsam sind daher auch vor Vielem die Träume, bedeutsam auch die Geburten; weil ungewöhnliche Ereignisse in der moralischen Welt, durch seltsame Gestaltungen in der organischen sich anzukündigen pflegen. Auch die Loose fallen so oder anders durch dieselbe Naturmacht, die auch die Ereignisse so oder anders wendet; und so deutet denn im allgemeinen Zusammenhang immer eines auf das andere zurück. Vor Allem ist es der Himmel, — jenem Glauben zugleich Spiegel alles Irdischen, und die Stätte, wo die Schicksalsloose ausgehängt werden, damit jeder Sterbliche die seinigen erkenne, — der vorzüglich in letzterer Hinsicht viele ausgezeichnete Geister beschäftigt hat, die es an keiner Mühe haben fehlen lassen, um seine Geheimnisse zu ergründen. Wenn aber ihr Bemühen in manchen Fällen, die sich nicht wohl abläugnen lassen, zu einem Resultat geführt; so ist es minder Folge der

angestellten Rechnungen gewesen, als durch ein inneres Hell-sehen des Astrologen, dem das Horoscop nur zum strahlen-sammelnden Spiegel gedient, gelungen. Die Rechnung konnte auch darum nicht zum Ziele führen, weil einerseits bei mangel-hafter Kenntniß des Planetensystems schon mehrere Hauptglei-chungen ihr gefehlt; andererseits das Horoscop nicht auf den Moment der Geburt, sondern auf den der Empfängniß hätte gestellt seyn müssen. Uebrigens hat es der Kunst, wie trüg-lich sie immer in so vielen Fällen sich erwiesen, nicht an Keckheit in der Anwendung gefehlt. Cecco Esculano, ein berühmter Astrolog des vierzehnten Jahrhunderts, der ein Buch: Comment. in sphaeram Sacrobusti über seine Kunst bekannt ge-macht, war wegen Rückfälligkeit in alte Irrthümer im Jahre 1327 von der Inquisition zum Tode verurtheilt worden. In seinem Urtheil wird unter Andern als Grund angegeben: weil er in seinen Vorlesungen gesagt, durch die Herrschaft der Quarte der achten Sphäre würden göttliche Menschen geboren, die sich Dii de Nabcoh (wahrscheinlich erhabene Götter, vom semitischen Nabi, hoch) nennten, und die Gesetze und Meinungen der Welt änderten, wie Moyses, Merlin und Simon der Ma-gier gethan. Weiter darum, daß er gelehrt: weil Christus bei seiner Geburt das Zeichen der Wage und zwar im zehnten Grade ihres Aufsteigens gehabt, darum müsse sein Tod für recht verhängt gehalten werden vermöge der Vorhersagung; er habe auch sterben müssen des Todes, den er wirklich gestor-ben. Weil ihm ferner im Winkel der Erde das Zeichen des Steinbocks gestanden, habe er müssen in einem Stalle geboren werden; seine Armuth habe sich eben so als die natürliche Folge davon ergeben, daß der Scorpion im zweiten Hause sich be-funden; seine tiefe, unter Metaphern verhüllte Weisheit, aber sey ihm gekommen, weil Merkur im Zeichen der Zwillinge in seinem eigenen Hause, und im neunten Himmelstheil sich befun-den. Eine solche Lehre, die den höchsten Akt göttlicher Frei-heit in dieser Weise von der Naturnothwendigkeit ganz und gar abhängig macht, mußte von der Kirche mit aller Entschie-

denheit abgewehrt werden, und man sieht, wie nahe auch hier dämonischer Trug lauert. Das ist auch mehr oder weniger bei den verwandten Künsten der Fall, und sie gehören daher Alle näher oder ferner der Vorschule dämonischer Mystik an; am meisten jene, die sich zugleich einen Mißbrauch des Heiligen gestatten. Denn wie das Krankhafte gewisser Gattung ein Medium des Bösen ist, an das es sich mit Vorliebe hängt; so der Wahn im Geiste, der eben auch seinen krankhaften Zustand bezeichnet. Und wie das Böse in zwei Arten sich offenbart: einmal im Nichtthun des gebotenen Thuns, und dann im Thun des Schlechten; so gibt diese geistige Krankheit in zwei Weisen sich kund: einmal im Nichtglauben dessen, was beglaubigt ist; und dann im Glauben dessen, was als unglaubhaft verworfen werden sollte; also im Unglauben und im Aberglauben. Beide also, in allen ihren vielfältig wuchernden Verzweigungen, sind gleich sehr Aneignungsmittel für das Schlechte, und werden dadurch zu Bändern, die den Menschen mit dem wurzelhaft Bösen einigen.

Aus Schrepfers Zeit.

Ein Mann aus Leipzig, Namens Becker, der mit Brillen und andern geschliffenen Gläsern handelte, stand in Verbindung mit dem berüchtigten Schrepfer. Ein vorurtheilsfreier, unbefangener und angesehener Einwohner kam zu ihm, um Einiges von ihm zu kaufen. Jener Mann saß vor einem Pult, über ihm war ein Gerüste, das mit Gläsern verschiedener Art besetzt war. Während beide mit einander sprachen, fingen die Gläser an zu klingen, und gaben helle, durch die ganze Tonleiter nodificirte Töne von sich. *) Was ist das?

*) Vgl. Blätter aus Prevorst 8. Samml. S. 27.

fragte der Käufer. O, antwortete Becker, ich kann das Zeug gar nicht los werden, es macht mir immer zu schaffen. Ein andermal kam eben derselbe zu Becker; kaum hatte sich dieser von seinem Sitz erhoben, als der Stuhl, auf dem er gesessen, sich von selbst umzudrehen schien. Der Käufer lächelte und sagte: So leicht bin ich nicht zu hintergehen; ein mechanisches Kunstwerk, oder auch Wirkung eines Magnets! Hier ist der Stuhl, antwortete Becker, untersuchen Sie ihn selbst, es ist ein gewöhnlicher, einfacher Stuhl, an der Bewegung, die er macht, habe ich gar keinen Theil. Doch daß es Dinge der Art gibt, und daß Einige wissen, was Andere nicht kennen, davon habe ich Lust Ihnen einen Beweis zu geben. — Er schrieb alsdann etwas auf ein Blatt Papier, faltete und versiegelte es, und gab es dem Käufer mit dem Bedeuten, es nicht zu öffnen, als wenn er in Absicht auf Schrepfer etwas Auffallendes hörte. Einige Zeit nachher wurde ihm gemeldet, daß Schrepfer sich erschossen habe. Ihm fiel das versiegelte Blatt ein, und er eilte damit zu Becker, der sogleich zu ihm sagte: Jetzt können Sie lesen, was ich geschrieben habe. Er erbrach das Blatt, und auf selbigem stand geschrieben: Den . . . . . wird Schrepfer sich im Rosenthal erschießen.

Nach diesem aus den hinterlassenen Papieren eines würdigen Mannes genommenen Bericht hätte also Schrepfer, mit welchem Becker in Verhältnissen stand, wirklich magische Kenntnisse besessen, wie auch andere Nachrichten über ihn beweisen. Daß solche nicht ganz guter Art waren, scheint sein Ende zu zeigen. Es laufen über ihn die widersprechendsten Urtheile umher. Die Meisten halten ihn für einen bloßen Betrüger, dabei für einen sehr unwissenden Menschen; es sind aber zum großen Theil solche, die überhaupt keine magische Künste für wahr gelten lassen. Andere behaupten, daß er wirklich geheime Kenntnisse besessen, aber auf eine unredliche Weise dazu gelangt sey. Er ist und bleibt vielleicht für immer, wie manche Person oder Sache, ein unauflösbares Räthsel.

— y —

Heraustreten der Seele.

1.

Aus England.

(Morton on Apparitions in Ottwoys? the spectre or nows from the invisible World. p. 180.).

Einem jungen Mann in London, nach Mortons Zeugniß nüchtern, religiös, nicht zu wunderlichen Einbildungen geneigt, auch nicht närrisch oder kränkelnd, noch auch zur Doppelsichtigkeit oder Träumerei geneigt, sondern wohlunterrichtet, besonnen und wacker, geschah Folgendes: Er stand als Lehrling bei einem Kaufmanne in London, der eine Faktorei in Amerika hatte, und sollte sogleich dahin sich einschiffen. Das Schiff lag segelfertig in Gravsond; sein Lehrherr machte die nöthigen Briefe und sonstigen Abfertigungen für ihn zurecht, konnte ihn daher beim Drange der Arbeit nicht wie gewöhnlich mit zu Tische nehmen, und hieß ihn darum in der Schreibstube bleiben, bis er komme ihn abzulösen. Dem gemäß, als er abgespeist ging er hinunter, um ihn zum Essen hinaufzusenden, und sah ihn durch die Thüre der Schreibstube dort beim Buchhalter schreibend sitzen, wie er ihn zuvor verlassen. In dem Augenblicke wurde er durch irgend einen Umstand bestimmt, wieder die Treppe schnell hinauf zum Eßzimmer zu gehen, von wo er eben herabgestiegen; ließ daher den jungen Mann, ohne mit ihm zu reden, in der Schreibstube zurück; wie er aber oben war, sah er ihn mit seinen andern Leuten am Tische sitzen. Das Vorzimmer, in dem sie saßen, öffnete gegen die Treppe und konnte von ihm ganz übersehen werden, so daß darin kein Irrthum stattfinden mochte. Der junge Mann, wenn er sich nicht unsichtbar zu machen verstand,

konnte nicht ungesehen auf der Treppe an ihm vorübergegangen seyn, was ihm auch die Schicklichkeit nicht gestattet hätte. Der Lehrherr sprach nicht zu ihm, was ihn nachher gereute, sondern ging in der Bestürzung vorüber in das Eßzimmer, das rechts von dem der Leute lag; aber er sandte von da sogleich Jemand hinüber, nachzusehen, ob er wirklich dort am Essen sitze, und er war ganz eigentlich dort; so daß, was er in der Schreibstube gesehen hatte, das Scheinbild gewesen seyn mußte. Daß es Anlage bei ihm war, ergiebt sich aus spätern Umständen, die sich mit ihm zugetragen.

Er war seit längerer Zeit in Boston und ging von da aus seinen Lehrherrn, im Postscripte eines Briefes, um Nachricht wegen seines Bruders an. Denn, sagte er, jüngst am 20. Juni, als ich völlig wachend nach 6 Uhr in der Frühe im Bette lag, sah ich diesen meinen Bruder am Fuße des Bettes die Vorhänge öffnen, und er blickte, ohne zu sprechen, mir in's Gesicht. Ich voller Schrecken faßte mich doch genug, um sagen zu können: Bruder, was ist's mit dir? Er hatte seinen Kopf mit einem blutigen Tuch umwunden, war sehr blaß und schrecklich anzusehen, und sagte: ich bin schrecklich ermordet von dem und dem, aber mir soll Gerechtigkeit werden; worauf er verschwand. Der junge Mensch, ein Student in London, war, 14 Tage vor dem Datum des Briefes, dort in einer Schlägerei mit einem Schüreisen niedergeschlagen worden, und bald darauf an der Wunde gestorben.

Morton hatte den Brief eine Stunde nach seiner Ankunft in London gelesen, kannte die Hand des Schreibers, wie ihn und seinen Bruder vollkommen wohl, konnte also nicht hintergangen werden.

2.

Mittheilung aus der Schweiz.

Wer die Localität unsers Hauses kennt, wird sich erinnern, daß sich oben drei aneinanderreihende Zimmer befinden, von denen das erste mein Schlafzimmer, das zweite das Schlafzimmer meines Mannes und das dritte die große Amtsstube ist.

Es war in der Mitte Julis 1842, wo wir nach einem auf gewöhnliche Lebensweise, und man kann sagen, mit ganz gleichgültiger Gemüthsstimmung, zurückgelegten Tag, ungefähr um 10 Uhr Abends in die obere Etage uns begaben, gegenseitig gute Nacht sagten, ich rechts in mein Zimmer und mein Mann etwas links in sein anstoßendes.

Plötzlich vernahm ich in meinem Zimmer, nachdem ich schon einige Stunden sehr wohl geschlafen, ein starkes Geräusch, das sich aber schwer vergleichen läßt, weil ich in diesem Augenblicke erst erwachte, und vergebens auf Wiederholung desselben, oder eines leisen Athemzuges irgend eines lebenden Wesens wartete. Alles um mich war völlig stille, und die Verbindungs-Thüre schien mir eben so wohl verschlossen, als die am Eingang. Selbst mein zweijähriges Kind, das in meinem Bette mir zur Seite schlief, athmete tief und vor Schrecken aufgeregt; doch war es nicht erwacht.

Zu sehr hielt ich mich überzeugt, daß dieß Getöse wirklich in meinem Zimmer war, zu gewiß wußte ich, daß es keinen Falls von einem kleinen Thiere hervorgebracht wurde, und daß kein großes in dasselbe gekommen seyn konnte, was sich auch des folgenden Morgens durch die fest verschlossenen Thüren bewies. Je länger ich lauschte, je ärgerlicher und ängstlicher wurde ich, weil sich Nichts zu meiner befriedigenden Beruhigung heraus stellen wollte, und immer größer wurde der Drang, zu meinem Manne hinüber zu springen, ihn Licht anzünden zu heißen, um in meinem Zimmer Nachforschungen anstellen zu können. Ich dachte bei mir, ist es ein Mensch,

so wird sich's vielleicht bald und um so eher wieder regen, wenn ich stillschweigend beobachte; und sollte es doch nur ein Thier seyn, so habe ich nichts zu fürchten. Aber immer kämpfte ich mit mir selbst, ob ich nicht doch besser thäte, schnell heraus zu springen und meinen Mann zu wecken; allein die Liebe zum Kind hielt mich fest an dessen Seite, und auch ein wenig Schaam, — daß wenn er suchte und vielleicht nichts fände, er mich kindischer Furcht beschuldigen möchte, — obwohl ich geistig bei ihm war, mit ihm sprechen wollte.

So mochte ich ungefähr eine halbe Stunde hingebracht haben, als die Uhr in meines Mannes Zimmer 2 schlug, wo ich endlich im Bette mich aufrichtete, allenthalben umher blickte, und auch da zu bemerken glaubte, daß Alles in gewohnter Ordnung sey, wozu mir die nicht finstere Nacht verhilflich war.

Ermüdet durch 2 Stunden langes Wachen und der Beruhigung, daß dasjenige, was ich hörte, gar nichts Störenwollendes für mich gewesen seyn müsse, schlief ich endlich ein, und erwachte erst wieder zur gewohnten Stunde des Aufstehens, wo mein erstes war, zu schauen, ob die Thüren auch gehörig zu seyen, und kein fremdes Wesen in meinem Zimmer sich aufhalte: allein Alles war in Ordnung, nichts verrückt oder herabgefallen.

Ich begann mich anzukleiden, und bald kam mein Mann in's Zimmer, mich zu fragen, was mir heute Nacht gefehlt habe? Ob ich vielleicht Zündhölzlein aus seinem Nachttischlein gewünscht, oder in der großen Amtsstube, wo sich deren gewöhnlich auf dem Kamine befinden, — gesucht hätte? Ich erwiederte, daß ich eine halbe Stunde vor 2 Uhr erwacht sey, aber bestimmt nicht aus dem Bette kam. Hierauf erzählte er mir ausführlich, daß er plötzlich erwacht sey, mich ganz leise auf den Zehen durch meine Thüre in sein Zimmer kommen sah, als wolle ich ihn nicht wecken, sogar daß ich weiße Strümpfe an hatte (was zwar im Bette nie der Fall ist), gewahrte er, und wollte nur warten, ob ich nichts zu

ihm sagen werde. Aber ich ging blos an ihm vorüber, begab mich in die Amtsstube, sodann zu deren Thüre hinaus, auf den Estrich hinauf, welcher sich ob unsern Zimmern hinzieht, wo er sogar ober seinem Kopfe noch deutlich meine Schritte zu hören glaubte, und das Holz seiner Zimmerdecke krachte.

Mein Mann glaubte zu gewiß, daß ich es war, um den geringsten Zweifel darein zu setzen, und wollte mich doch nicht anrufen, da er sogar an die Möglichkeit dachte, daß ich mondsüchtig seyn könnte, ließ alle weitere Vermuthungen dahin gestellt seyn, bis zum folgenden Morgen, wo er mich dann befragen wollte, und gab sich sehr bald darauf in aller Behaglichkeit dem Schlafe wieder hin.

Natürlich waren wir nach beiderseitiger Erklärung, ob diesem äußerst sonderbaren, als gleichzeitigen Zusammentreffen sehr verwundert, und bis zur heutigen Stunde ist uns diese Scene noch so dunkel, wie uns überhaupt nicht dünkt, daß bei der Verschiedenheit unserer Wesen, diese doch in so eng geistiger Verbindung stehen könnten, und wohl möglich, daß der wahre Aufschluß in jenes Leben hinüber spielt, wo uns die Kraft geistigen Wirkens klarer seyn wird, als ihn alle Gelehrsamkeit im irdischen Leben zu geben vermag.

Der Einsender bemerkt zu vorstehender Geschichte, daß ihm hier ein sogenanntes Heraustreten der Seele stattgefunden zu haben scheine. Eigenthümlich hiebei ist aber, und wie ich glaube neu, das (vielleicht nur subjektive) Geräusch, welches dem Erwachen vorherging und das Heraustreten zur Folge hatte; dann die Fortdauer des klaren, überlegenden Bewußtseyns. Das herausgetretene Seelenbild (so nenne ich es lieber, als Seele) begab sich durch die Amtsstube nach dem Estrich; was wurde dort aus ihm? Fand eine Rückkehr zu der wirklichen Person statt? Wohl schwerlich! Vergleiche ich diesen Fall mit manchen verwandten, so möchte ich fast vermuthen,

daß die reelle menschliche Individualität unter gewissen Umständen Scheinbilder ihrer selbst hervorzubringen vermag, die wie Traumgestalten dem Gegenstand ihrer Sehnsucht polarisch angezogen zuwandeln, demselben sichtbar werden, und nach erreichtem Zwecke spurlos verschwinden. Diese Schemen würden sich demnach sehr von den Erscheinungen Abgeschiedener, in welchen deren reelle Individualität enthalten ist, unterscheiden, und durch den plastischen Trieb der Seele bewußtlos hervorgebracht werden. Das sich selbst Sehen beruht, wie ich glaube, auf dem gleichen Grunde; hier wird durch eine Art luxurirenden Bildungstriebes eine Scheingestalt der konkreten wirklichen Person äußerlich hervorgebracht. —

Schließlich sey nun noch bemerkt, daß Spukerei in jenem Hause meines Wissens weder vor, noch nachher beobachtet worden ist. — Die Dame, welche die Sache erzählt, ist in den dreißiger Jahren, und erfreut sich der besten Gesundheit.

— R. —

Bemerkung hiezu.

Für dieses Heraustreten der Seele (oder nach dem Einsender des Obigen, — des Seelenbildes) aus dem Körper, und für das sich vermittelst des Nervengeistes und der Luft, sichtbar, fühlbar und hörbar machen in der Ferne, finden wir in der Geschichte der Seherin von Prevorst und in den Geschichten anderer Magnetischer Belege, aber in keiner Geschichte zeigt sich diese Erscheinung auffallender als in der in unserem vorigen Hefte gegebenen Geschichte einer Idiosomnambulen, zu der wir hier, eben in Beziehung auf jenes Heraustreten der Seele, noch einige merkwürdige uns mitgetheilte Nachträge geben.

Nachträge

zur Geschichte einer Idiosomnambulen im vorigen Hefte.

I. Es war einige Wochen vor Neujahr 1832, als S. B. in ihren magnetischen Schläfen zu ihren Schwestern sagte, daß sie am Berchtoldstag, als den 2. Januar 1832, über die Hettinger Brücke gehen, und daß sie alsdann tanzen würden. Die Schwestern aber, welche noch an keine Parthie auf diesen Tag eingeladen worden, bezweifelten dieß, — allein Susette bestand darauf. (Es ist hier zu bemerken, daß dieser Tag in Z. ein allgemeiner Freudentag ist, an welchem sich die meisten jungen, auch ältern Leuten, in Gesellschaften vereinigen, um den Abend und die Nacht dieses Tages theils durch Mahlzeiten, Spielen, am meisten aber mit Tanz durchzumachen.) Wie gesagt, also war ihren Schwestern noch nicht das geringste einer solchen sogenannten Berchtholden bekannt, und da ihre Schwester so tief im Bette lag, so dachten sie auch nicht an eine solche Fète.

Genug! zwei Wochen vor dem Neujahr wurden wir Freunde unter einander einig, eine solche Berchtolden zu veranstalten. Da die Schwestern B. uns die bekanntesten und auch die liebsten Frauenzimmer waren, so luden wir solche als Tänzerinnen ein. Wegen der Krankheit ihrer Schwester weigerten sie sich solches anzunehmen. Susette im magnetischen Schlaf, aber guter und fröhlicher Laune, munterte sie aber dazu auf, und versicherte dieselben, sich ihretwegen kein Bedenken zu machen, denn eine Freude in Ehren sey erlaubt, und sie werde es ihnen nicht verübeln. Gut! Es wird Berchtoldstag Abend, und die zwei ältesten Schwestern von S. sind bereit ihren Tänzern zu folgen. Und richtig mußten wir, um an diesen Ort, wo wir unsern Tanz hatten, zu kommen, über die Hettinger Brücke gehen. Bei ihrem

Fortgehen wünscht ihnen S. noch viel Vergnügen dazu und schläft magnetisch ein. Es dauert nicht lange, so fängt sie unter Lachen zu erzählen an, was die jungen Leute für Spiele und Schwänke trieben, daß sie auch dabei und die ganze Gesellschaft so einig, herzlich vergnügt und lustig sey, als man sich nur denken könne. So dauerte dieß die ganze Nacht, stets beschäftigte sie sich mit uns, nannte jedes Spiel, das wir spielten und jeden Tanz, den wir tanzten. — Als wir dann am Morgen nach Hause kehrten und die Schwestern zu erzählen anfangen wollten, wurde ihnen zu ihrem größten Erstaunen von der Mutter alles Getriebene und Vorgefallene erzählt. Als sie dann zu ihrer Schwester kamen, lachte diese und versicherte sie, daß sie (S.) die ganze Nacht bei ihnen gewesen sey und sich mit ihnen gefreut habe. — Man mag dieses nun deuten, wie man will, aber es ist wahr und es sind einige Personen, die dieses erzählen können.

II. Als der Bruder Gottfried zu S. kam, um bei ihr Abschied zu nehmen, weil er wieder verreiste, so fragte S. ihn noch, ob sie ihn wohl auch besuchen solle. G., wohl merkend, in welchem Sinne dieß gemeint sey, bat S., ihn ruhig zu lassen und nicht auf eine ihm so sehr unangenehme und Furcht erregende Art heimzusuchen. S. sagte ihm aber, daß sie ihn dennoch, aber ihm unsichtbar und auf keine bösartige Weise besuchen werde. Kurze Zeit hernach spät am Abend schlief sie magnetisch ein und sagte, daß ihr Geist verreisen werde, um G. in S. zu besuchen. Bald nachdem sie eingeschlafen, erzählte sie, daß G. in seiner Kammer, sehr müde und mit Kummer für seine Schwester erfüllt, auf seinem Stuhle eingeschlafen sey. Es war 10 Uhr Abends. Einige Tage darauf erhielten die Eltern einen Brief von G., in welchem er meldete, daß er vor einigen Abenden um 10 Uhr von der Arbeit ermüdet auf seinem Stuhle in der Kammer eingeschlafen sey, und in diesem Schlafe hätte er folgenden Traum gehabt. Er habe nämlich ganz deutlich seine Schwester S. gesehen, welche mit einem Besen kehrte

und beständig kehrend sich ihm genähert und dann verschwunden sey. Er versicherte, daß ihm in seinem ganzen Leben nie etwas in einem Traume so klar und deutlich gewesen sey, und bestand darauf, S. habe ihn nach ihrem Versprechen auf diese Art besucht. Tag und Stunde von beiden trafen pünktlich überein.

III. Jetziges Ereigniß von Spukerei von S. scheint mir ein ziemlicher Beweis vom Daseyn des so sehr bekrittelten Nervengeistes und seiner Kräfte (S. die Seherin von Prevorst von Dr. Kerner) zu seyn. Die Thatsache ist wahr und hat sich an einem Orte und bei Leuten ereignet, welche weder wahnsinnig, noch abergläubisch oder dumm waren. Auch wurde über diese Erscheinung nicht abgesprochen und geurtheilt, ohne zu untersuchen, sondern von sachkundigen und wahrheitliebenden Männern untersucht.

Als S. sich in jenen Zuständen ihrer Krankheit befand, in welchen sie die Kraft zu spuken und ihren Geist von sich zu entfernen hatte, besuchte sie ein Vetter von ihr, Hr. Dr. Nüssli von Seengen im Canton Aargau. Als Hr. N. in's Haus trat, lag S. eben im schlafwachen, hellsehenden Zustande. Kaum war er im Wohnzimmer, so rief S., daß man Hrn. Dr. N., der ihr sehr lieb war, doch zu ihr führen wolle. Hrn. N. war dieß, besonders als Arzt, doppelt interessant und erwünscht, sie gerade in diesem Zustande zu sehen, in welchem sich ihr sonst gewöhnlich keine männliche Person nähern durfte. Als er bei ihr war und die Freudenbezeugungen beiderseits zu Ende waren, auch Hr. N. viel Interessantes von ihr vernommen, wollte er sich entfernen. Bevor S. dieses zuließ, äußerte sie den Wunsch und die Absicht, ihn bald einmal in S. zu besuchen. Hr. N. äußerte darüber seine ungeheuchelte Freude und sagte ihr, daß es ihn sehr freuen würde, wenn sie nach ihrer Genesung einige Zeit bei ihm die Molken und Kuhmilch trinken würde. Dann lächelte S. aber und sagte ihm, sie hätte im Sinne, ihn auf eine ganz andere und vielleicht unangenehme Art zu

besuchen. Hr. R. merkte leicht, in welcher Hinsicht und wie sie dieses meinte, und versicherte sie nochmals, daß ihm ihr Besuch zu jeder Zeit angenehm und eine Freude wäre. S. lächelte wieder und sagte, sie glaube doch nicht, daß ihm alsdann ihr Besuch sehr angenehm sey. Herr R. verreiste dann.

Einige Zeit, nachdem Hr. R. wieder nach S. zurückgekehrt war, gingen er und seine Frau zu Bette. Er war schon darin und seine Frau trat eben aus einem Nebenzimmer mit einem Lichte in der Hand, um ein Gleiches zu thun; kaum war sie im Zimmer, als sich die Thüre öffnete und S. trat in ihrem Nachtgewande in Pantoffeln herein, und blies der Frau R. das Licht aus! — Beide sahen sie und waren völlig wach, weder wahnsinnig noch träumend, noch abergläubisch oder dumm. Kurz sie sahen S. mit ihren leiblichen Augen und ganz deutlich. — Hr. R. schrieb sogleich nach Z. an die Eltern von S. und es ergab sich, daß S. um jene Zeit in tiefem magnetischem Schlaf und gleich einer Leiche dagelegen. —

Hr. R. besprach sich bald darauf mit einigen befreundeten Aerzten, welche sich aber trotz aller Anstrengung diese Begebenheit auf keine handgreifliche Weise und mit ihrem klaren Menschenverstande erklären und begreiflich machen konnten.

IV. Ein anderes Beispiel ist Folgendes. Die Mutter von S. besorgte eine Nacht durch einmal selbige und mußte ihr hauptsächlich immer warmen Thee in der Küche, welche im untern Stockwerke des Hauses war, besorgen. Als die Mutter einmal hinuntergehen wollte, um die Kanne frisch zu füllen, sagte S., die eben im magnetischen Schlaf lag, sie wolle die Mutter begleiten; die Mutter wußte wohl, wie S. dieses meinte und bat sie, dieß zu unterlassen und ihr zu ihrer sonstigen vielen Mühe nicht noch Schrecken und Furcht einzujagen. S. wurde ganz still. Die Mutter ging aus dem Zimmerchen und als sie oben an der Stiege war, wurde ihr das Licht, welches ganz ruhig brannte, da kein Lüftchen

ging, plötzlich ausgelöscht. Sie erschrack, ging hinunter, besorgte den Thee und als sie die Stiege hinauf ging, rauschte etwas wie Papier an ihr über die Flur vorüber und huschte neben ihr durch die Thüre in's Zimmer. Als sie eintrat, lachte S. und fragte, ob die Mutter sie bemerkt hätte. Die Mutter bejahte dieß, machte ihr aber einige Vorwürfe über die Angst und Schrecken, die S. ihr verursacht.

V. Einmal, als die Mutter durch das lange Wachen erschöpft sich zu Bette gelegt hatte und sehr angegriffen war, wachten an S. Bette ihr ältester Bruder K. und ihre jüngste Schwester Regula. S., die durchaus nur von der Mutter besorgt seyn wollte, begehrte, daß man selbige rufen sollte. K. machte ihr Vorstellungen, daß dieß jetzt nicht seyn könne und daß S. ihrer Mutter auch einmal die so sauer verdiente Ruhe gönnen sollte, er und R. wollten ihr ja alles mögliche Nöthige schon besorgen. S. ließ nicht nach und als K. die Mutter doch nicht rufen wollte, drohte ihm diese, sie würde ihn schon zwingen. K. winkte R., sie solle scheinbar die Mutter rufen, S. merkte dieß und drohte ihm mit glühenden Augen und schäumte vor Wuth, indem sie sagte: „Ich würde das nicht risquiren, wenn ich an Deiner Statt wäre!" K. dachte bei sich selbst: du bist nur meine Schwester und wirst mich doch nicht zwingen. Nach einigen Augenblicken sahen K. und R. ein auf dem Ofen sich befindliches Stückchen Brod in die Höhe hüpfen, ebenso die Arzneiflasche und andere auf dem Tische liegende Gegenstände. Dann hob sich plötzlich wie von unsichtbarer Hand heftig der Stuhl mit K. in die Höhe, welcher dann mit R. in der größten Angst in eine Ecke sprang und diesem Wesen mit Schaudern zusahen. Alsobald riefen sie dann ihre Mutter nnd S. lachte in ihrem Bette auf eine schauerliche Weise und mit Heftigkeit rief sie K. zu: „He! ich habe dich doch gezwungen!"

VI. An einem Abende, als die 2 Schwestern Schmied, Basen von S. und Töchter von einer Schwester von Frau B. ihren Laden eben schließen wollten, weil es dämmerte,

vernahm die ältere Schwester ein deutliches Stöhnen und Seufzen in einer Ecke des Ladens, sie machte ihre Schwester darauf aufmerksam, welche dieses ebenfalls bemerkte; gleich darauf zersprang mit starkem Knall die schöne große Glasglocke ihres Leuchters. Sie untersuchten sogleich und konnten nichts finden; ihnen ward unheimlich zu Muthe und so sprachen sie halb im Scherz: es geistet oder es ist jemand gestorben. Kaum waren sie zu Hause, so meldete man ihnen, daß so eben eine alte Base von ihnen, die schon lange krank gelegen, gestorben sey. — Dieß war die zweite Erfüllung der zwei nahen Särge, die S. in einem ihrer Schläfe gesehen. Es war ungefähr 8 Tage nach St's. Tod. Die erste war ihr Tod und was sich bei Erfüllung des dritten Sarges zugetragen, will ich gleich erzählen.

VII. Den 12. Mai 1833 Abends erkrankte Ferdinand K., der Sohn einer Schwester von Fr. B., ein gesunder, kräftiger und thätiger Jüngling von 22 Jahren, den ich sehr gut kannte. Er war Colorist oder Farbenbereiter in einer Fabrik im Hard an der Limmat, eine Viertelstunde von Z. entfernt. Er klagte nur über Kopfschmerzen und Uebelkeiten und sein Bruder Emil erbot sich, bei ihm zu wachen. F. lehnte dieß ab, er sagte, daß dieß schon besser werde. Emil ging nach Hause und am Morgen, ehe man seinen Tod (er starb gleich am 13. Morgens 6 Uhr) im elterlichen Hause erfuhr, erzählte seine Schwester Mina: Diesen Morgen um 6 Uhr, als sie nur noch geschlummert, hätte sie plötzlich einen leisen schnellen Schlag auf die Achsel bekommen (ganz nach ihres Bruder Ferdinands Gewohnheit, wenn er sich entfernte), darauf habe sie eine männliche Gestalt im Hemde aus dem Zimmer gehen sehen. Gleich darauf meldete man ihnen seinen Tod.

VIII. Den Tag darauf erhielten Hrn. K's. einen Brief von Röschen, einer Tochter des Hrn. B. (Fr. B. ist die Schwester von Fr. Br., Fr. Sh. und der sel. Fr. K., welche ihrem Vetter Ferdinand sehr lieb gewesen war.)

Diese erzählte: daß sie am Morgen des 13. plötzlich vor ihrem Bette ihren Vetter Ferd. gesehen, dieser habe ihr die Fronte seines Körpers gezeigt, welche ganz schwarz gewesen sey und gesprochen: „vorne herunter ist Leid!" (Trauer), sodann habe er sich gedreht und hinten wäre er ganz roth gewesen; dann habe er gesagt: „hinten herunter ist Freude!" und sey verschwunden. Diese Nachricht kam nach Z., ehe man den Tod Ferdinands geschrieben hatte. In diesem Brief bat Röschen, man möchte ihnen doch gleich Nachricht geben, denn sie besorge, es möchte etwas Trauriges vorgefallen seyn.

Diese sonderbare Begebenheit ist uns allen unerklärlich und wissen gar nicht, was wir daraus machen sollen. Wir sind gespannt, was sich wohl noch ereignen möge, denn dieß deutet offenbar etwas Kommendes an.

Der Ritter und der Knabe.

Herr Dr. Menzel erzählt bei Beurtheilung des letzten Heftes dieser Blätter folgende Geschichte.

Zum Dank für den Genuß, den uns diese neuen Geistergeschichten gewährt haben, wollen wir auch eine Preis geben. Vor mehreren Jahren wurde der Knabe eines wohlhabenden Edelmanns des Nachts durch ein Traumgesicht erschreckt. Er sah einen Ritter in verrostetem Harnisch vor sich, der ihm erklärte, nur durch ihn könne er erlöst werden. Dabei reichte er ihm einen großen verrosteten Schlüssel hin und gebot ihm, diesen Schlüssel am nächsten Himmelfahrtstage Morgens unter der Predigt von einer gewissen Brücke herab in den Fluß zu werfen. Der Knabe erwachte entsetzt, klagte, was er gesehen, seinem Vater und dieser hätte sich und ihn

beruhigt, wenn nicht — der alte Schlüssel, von dem man nie etwas zuvor im Schlosse gesehen, wirklich im Bette des Knaben gefunden worden wäre. Der Vater kannte die Ehrlichkeit des Knaben und konnte an Betrug nicht glauben. Doch schlug er sich die Sache wieder aus dem Sinn, bis der Ritter sich zum zweitenmal dem schlummernden Knaben vorstellte und Drohungen gegen ihn ausstieß, falls derselbe seine Bitte nicht erfüllen werde. Der Knabe klagte es wieder seinem Vater und dieser glaubte sich nun an den Geistlichen des Orts wenden zu müssen. Dem Geistlichen aber schien es räthlich, einmal die Familie zu beruhigen und zweitens alles Aufsehen zu vermeiden, um das Haus nicht in Verruf zu bringen. Da nun das Hineinwerfen des Schlüssels in's Wasser an sich durchaus nichts Bedenkliches haben konnte, so rieth er dem Edelmann, den Wunsch des Geistes zu erfüllen und erbot sich selbst mit dabei zu seyn, indem er am Himmelfahrtsmorgen einen Andern für sich predigen lassen wolle. Hierauf erschien der Ritter dem Knaben wieder, dankte ihm und war sehr freundlich. Es waren noch einige Wochen bis zum anberaumten Tage. In der Nacht vorher aber erschien der Ritter dem Knaben noch einmal, um ihn zu mahnen, daß er den Termin ja nicht versäume. Nun begaben sich am Himmelfahrtstage zur bestimmten Stunde der Edelmann und sein Sohn mit dem Pfarrer in aller Stille auf die Brücke und der Knabe warf den Schlüssel in's Wasser. Kaum aber waren sie in's Schloß heimgekehrt, als ein Bauer meldete, so eben sey ein großes Stück der alten auf einem Felsen über dem Fluß erhöhten Burgruine zusammengebrochen. Man untersuchte die Stelle und fand in einer engen, jetzt aufgebrochenen Vermauerung einen verrosteten Harnisch, in dem noch ein Gerippe steckte. Der Edelmann ließ das Gerippe begraben und in der nächsten Nacht erschien der Geist dem Knaben noch einmal und zum letztenmal, in lichtem Glanze, ihm dankend und verkündend, daß er nun erlöst sey.

Merkwürdige Beispiele von menschlichem Ahnungsvermögen. *)

An der Natur des Menschen gibt sich zuweilen das Walten jenes Führers, welcher dem Thiere gleich einer unsichtbaren schützenden Macht zugesellt ist, als zurechtweisende, warnende Stimme des Ahnungsvermögens kund. Die Aeußerungen dieses menschlichen Ahnungsvermögens sind von ungleich höherer und wunderbarerer Art als die des thierischen Instinktes. Denn während die instinktmäßigen Handlungen des Thieres entweder mit Bewegungen in der umgebenden Natur in Beziehung stehen, welche, obgleich unsern Sinnen verborgen, den Keim einer nahen künftigen Naturbegebenheit schon in sich tragen, oder wohl gar wie dunkle Erinnerungen erscheinen könnten an die frühern Entwicklungsstufen des eigenen Lebens und an seine Bedürfnisse, während dieselben mithin in ihren bewundernswürdigen Kombinationen einem gewöhnlichen, wenn auch schwierig zu lösenden Rechenexempel gleichen, sind die Handlungen und inneren Eingebungen des menschlichen Ahnungsvermögens ihrer Verkettung nach etwas durchaus Unberechenbares. Häufig sind sie der Vernunft auch darin unbegreiflich, weil sie völlig ohne Zweck und Folgen erscheinen, weil ihre Bilder der Seele sich eben so zufällig aufdrängen, wie das Bild eines Vorübergehenden, der uns auf der Straße begegnet. Denn was bringt es für den Engländer Williams in seinem abgelegenen Scrorrierhouse, oder was bringt es für Andere einen Nutzen, daß ihm dem Träumer, in einem Nachtgesicht die Ermordung des Lord Schatzmeisters Parceval so kund gegeben wird, als sey er selber als Augenzeuge dabei gestanden; welchen Zweck konnte es haben, daß der Schottländer

*) S.: „Ueber Ahnen und Wissen. Von Dr. G. H. v. Schubert.“ München, literarisch-artistische Anstalt, 1847.

Jac. Lodin auf seinem Sterbebette im Geist an die Stätte hingeführt wurde, wo man in demselben Augenblick Jakob V. ermordete. Dennoch fehlt es auch nicht an vielen Beispielen, in denen uns die Aeußerungen des menschlichen Ahnungsvermögens gleich den Eingebungen eines schützenden Engels erscheinen, welche entweder dem, welchem sie widerfahren, oder durch seine Vermittlung auch Andern zur Warnung, zur Rettung aus nahen Gefahren dienen.

Dr. Böhm, zu seiner Zeit Professor der Mathematik in Marburg, war ein durchaus nüchterner, verständiger Mann; allen Phantasien und Voraussetzungen, die nicht auf mathematisch festem Grund beruhten, von Herzen abgeneigt. Eines Tages wird er zu einem seiner Kollegen eingeladen, um dort mit andern Freunden und Bekannten einen vergnügten Nachmittag und Abend zuzubringen. Man unterhält sich bei dem Genusse einer Tasse Kaffee und bei dem Rauchen einer Pfeife Tabak ganz vortrefflich. Da überfällt plötzlich unsern Mathematiker ein unbeschreibliches Gefühl von Unruhe. Ihm ist es, als müsse er jetzt nothwendig nach Hause auf sein Zimmer gehen. Auf alle Weise sucht er sich selber den zwecklosen Einfall auszureden, er hatte zu Hause nichts zu thun; hier unter den Freunden genießt er eines Vergnügens und einer Unterhaltung, dergleichen ihm, dem einsam lebenden Manne, nur selten zu Theil wurden. Aber so sehr er auch widerstrebt, und den Drang seiner Unruhe durch Vernunftgründe abzufertigen sucht, ist dieß dennoch alles vergeblich, er kann nicht anders, er muß aufstehen, muß sich unter einem wenig genügenden Vorwande von der heitern Gesellschaft, er weiß nicht auf wie lange, verabschieden und nach Hause gehen. Dort angelangt, setzt er sich verdrießlich in einen Winkel seines Zimmers. „Was willst Du denn eigentlich hier, Du Thor," — so schilt er sich selber — „was hat Dich bewogen, die gute Gesellschaft zu verlassen, um hier lange Weile zu leiden?" Er ist indeß noch nicht lange in seinem Winkel gesessen, da regt sich in ihm der seltsame Drang der Unruhe

von Neuem. Ihm ist es, als müsse er seine Bettstelle von dem Orte, an dem sie seither stand, hinwegrücken an das andere Ende des Zimmers, dahin, wo der Schreibtisch seinen Platz hatte. Umsonst ist es, daß ihm sein mathematischer Verstand gegen diesen sinnlosen Einfall allerhand Einwendungen macht. So lange er das Haus bewohnt, hat das Bett an seinem jetzigen Orte gestanden, weil dies in jeder Hinsicht der bequemste und passendste für dasselbe ist, auch der Schreibtisch kann keine bessere Stellung einnehmen, als die ist, die er eben hat. Dennoch, er kann nicht anders; er ruft seinen alten Diener und dieser, dem er die eigentliche Antwort auf seine Frage über das Warum? schuldig bleibt, hilft ihm das Bett an die Stelle des Schreibtisches, diesen aber dahin rücken, wo bisher das Bett stand.

Kaum haben die alten Geräthschaften ihre Stellen vertauscht, da wird unser Mathematiker vollkommen ruhig; seine Beängstigung ist verschwunden, heiter kehrt er zu seiner Abendgesellschaft zurück. Hier bleibt er bis gegen 10 Uhr Abends, dann, in gut bürgerlicher Weise, kehrt er in seine Wohnung zurück. Es will ihm sonderbar und ungeschickt dünken, daß er heute an ganz anderer Stätte als gewöhnlich schlafen soll; hätte er sich nicht vor seinem alten Diener geschämt, dann wäre er nicht abgeneigt gewesen, Alles wieder in die alte Ordnung zu stellen. Indeß läßt er es für heute so gelten, er legt sich zur Ruhe nieder und versinkt bald in einen tiefen Schlaf. Nach mehren Stunden erweckt ihn ein furchtbares Getöse. Die Zimmerdecke, gerade über der Stelle, wo noch gestern sein Bett gestanden, war eingebrochen; das niederstürzende Mauerwerk hatte den Schreibtisch, der dorthin versetzt war, zerschmettert; dasselbe Loos hätte ihn getroffen, wenn das Bett heute Nacht an seinem alten Ort geblieben wäre.

In öfter vorkommenden Fällen beziehen sich die Warnungen des Ahnungsvermögens nicht auf eine Gefahr, welche dem, der die Vorahnung hatte, selber, sondern welche einem Andern sich nahet. So in einem Falle, den Madame Beau-

mont erzählt. Ein gewisser Herr wollte mit einer Gesellschaft von Freunden eine Wasserfahrt auf dem Flusse machen, da kommt seine taubstumme Schwester eilig herbei, sie bittet ihn mit flehenden Geberden und fußfällig, von der Fahrt abzustehen. Die Freunde selber, aus Mitleid mit der tief Geängstigten, unterstützen ihre Bitte; der Bruder, mit unterdrücktem Unmuth, bleibt am Lande zurück. Doch bald mußte sein Unmuth einem andern Gefühle weichen. Das Boot, auf dem die Lustfahrt geschah, war auf seinem Wege durch einen unglücklichen Zufall umgeschlagen, mehrere der in ihm Sitzenden, welche nicht schwimmen konnten, waren ertrunken, ein Schicksal, welchem auch der Bruder der taubstummen Dame nicht entgangen seyn würde, da er des Schwimmens völlig unkundig und von leiblich unbeholfener Natur war.

Hier war es ein nahe befreundetes Leben, das durch die Ahnung der stummen Seherin gerettet wurde; andere Male hatte eine solche innere Anregung zur Rettung eines ganz fremden, vielleicht nie gesehenen Menschen dienen müssen. Aus vielen andern heben wir hier nur ein Beispiel dieser Art hervor, welches Geheimerath Hillmers mittheilte.

Ein Mann vom Stande, welcher als Freund der freien Natur ein schöngelegenes Landhaus bewohnte, konnte eines Abends, nachdem er sich zur Ruhe begeben, durchaus nicht einschlafen. Ihn quält der Gedanke: er müsse noch einmal aufstehen und hinuntergehen in seinen Garten. Dort aber, das weiß er, hat er ja durchaus nichts zu thun; warum soll er sich deßhalb die vergebliche Mühe machen; er sucht sich des eben so lästigen als lächerlichen Einfalles auf jede Weise zu entschlagen. Doch der peinigende Gedanke will nicht weichen, seine Anforderung wird von Augenblick zu Augenblick immer zudringlicher, endlich muß er ihm nachgeben; so leise als möglich, um die Ruhe der Gemahlin nicht zu stören, erhebt er sich vom Lager und kleidet sich an. Als er so eben zu seinem Gang sich anschickt, erwacht die Gemahlin, sie fragt ihn, wohin er wolle, er sucht sie durch die Antwort

zu beruhigen, daß er nur einige der werthvollsten Kostbarkeiten seiner Nelkenflora, die vor dem Gewächshause außen auf einem Gestell standen, in Sicherheit bringen wolle. Alle Einwendungen, daß ja in der heutigen schönen Sommernacht auch kein Lüftchen sich rühre, vermögen nichts über ihn; ohne ein weiteres Wort zu sagen, eilt er hinunter in den Garten. Hier treibt ihn jene innere Anregung, die ihm im Bette keine Ruhe gelassen, weiter, zur Hinterthür des Gartens hinaus, auf einen Fußsteig, der zwischen Saatfeldern hinan führt auf den nachbarlichen Hügel. Je länger er geht, desto mehr fühlt er sich gedrungen, seine Schritte zu beschleunigen. Endlich ist er auf der Anhöhe und hier vernimmt er aus einiger Entfernung her ein Hilfsgeschrei. Er nimmt seine Richtung dahin, woher der Laut kam und gelangt so zu einem in der Nachbarschaft gelegenen Steinkohlenschachte. Der, welcher so ängstlich um Hilfe rief, war ein Bergmannsknabe. Mit der letzten Anstrengung seiner Kräfte suchte dieser das Haspelhorn der Winde, durch welche der Kübel heraufgezogen wird, wo nicht zu drehen, doch festzuhalten. Der Vater des Knaben, im Begriff auszufahren, war auf der Leiter ausgeglitten und hatte sich beim Hinabfallen an dem Kübel festgehalten, welcher jetzt von der doppelten Last der in ihm enthaltenen Steinkohlen und des auf ihm liegenden Bergmannes so beschwert war, daß die Kraft des Knaben nicht hinreichte, ihn heraufzuwinden. Wäre der kräftige Mann, den der seltsame Drang des Mitgefühls hieherführte, dem jungen Burschen nicht zu Hilfe gekommen, dann hätte dieser in einem der nächsten Augenblicke das Haspelhorn müssen fahren lassen und sein Vater wäre beim Hinabsturz in die Tiefe zerschmettert worden.

Merkwürdige Ahnung eines sterbenden Jünglings.

Unter allen meinen Schülern waren mir keine lieber, als die Geschwister Christian und Maria Th.; denn sie waren folgsam, wohlbegabt, sehr freundlich, und zeichneten sich durch Schönheit des Körpers aus. Die Eltern waren sehr reich, wohlthätig gegen die Armen, und hatten nur die genannten zwei Kinder. Als beide confirmirt waren, hielt und behandelte ich dieselben immer noch, wie zur Zeit da sie die Schule besuchten, und ich wurde auch von ihrer Seite nicht anders behandelt und geliebt, als da ich noch fast täglich mit ihnen in der Schule zusammentraf. Als der bildschöne immer noch sehr eingezogene Jüngling das zwanzigste Jahr erreicht hatte, kam er eines Tags aus Veranlassung einer mir geleisteten Fuhre sammt seinem Vater auf mein Zimmer: unter Anderem bat mich der Sohn, ich möchte meinen Einfluß auf seinen Vater dahin verwenden, daß er ihn persönlich dem Militärdienst genüge leisten lasse, und für ihn keinen Mann kaufe. Er halte es für unrecht, wenn immer nur die Armen und Aermsten unter das Militär müßten. Er habe Geld und brauche in der Kaserne weder Hunger noch Durst zu leiden; dabei sehe und lerne er Etwas, im andern Falle wachse er auf, wie einer von seinen Stieren und habe von seinem Reichthum Nichts, als daß er früher aufstehen und mehr arbeiten müsse, als andere Leute. Komme dann eine Hochzeit, oder ein Kirchweihtanz, so dringen sich die Soldätlein vor, spielen die Flotten, obgleich sie meistens in der Kindheit gebettelt haben. So sprach Christian, und ich freute mich seiner Rede; denn es war Verstand darin; der Vater aber verweigerte auf das Entschiedenste seine Zustimmung, und ich brachte ihn nur mit Mühe dahin, daß er die Sache dem Gutdünken seiner Frau anheimstellte, was freilich nicht viel mehr als eine abschlägige Antwort war. Bald darauf zog er bei der Rekruti-

rung eine niedere Loosnummer und freute sich darüber eben so sehr, als er sich hintendrein ärgerte, als er erfuhr, daß er wegen eines alten Großvaters, dessen einziger Enkelsohn er war, vom Militärdienst frei seyn müsse. Kaum sechs Wochen nach der Zeit, von welcher ich eben redete, ließ mich dieser, mein Liebling, in sein Haus erbitten, weil er krank sey. Seit vierundzwanzig Stunden hütete er das Bett und klagte über Kopfschmerzen. Bei meinem Eintritt grüßte er mich freundlich und kündigte mir an, daß er in wenigen Tagen sterben würde, und daß ich ihm noch vor dem Sonntag seine Leichenpredigt werde gehalten haben. Das sey es aber nicht, fuhr er fort, warum er mich hätte rufen lassen; sondern er wolle mich fragen, warum denn Gott beschlossen habe, daß in kurzer Zeit seine ganze Familie aussterben müsse, da sie doch keine größeren Sünder als andere Leute seyen? Natürlich suchte ich ihm diese schauerlichen Gedanken auszureden, aber er behauptete, er wisse gewiß, daß es geschehe, und in wenigen Wochen werde ich es auch wissen. Ich that; was meines Amtes war, konnte aber durchaus nicht glauben, daß dieser blühende Jüngling so früh eine Beute des Todes werden würde, viel weniger, daß ich es für möglich gehalten hätte, daß diese ganze, mir so werthe Familie aus der Zahl der Lebendigen würde ausgetilgt werden. Ich besuchte den Kranken noch öfter, und jedesmal bat er mich eindringlicher, ihm doch zu sagen, warum Gott seinen und der Seinigen Untergang beschlossen habe? Am dritten Mittag nach meinem ersten Besuch überraschte und betrübte mich die Nachricht, mein junger Freund sey gestorben. Wie er mir vorhergesagt hatte, so war es eingetroffen: noch vor dem Sonntag hatte man ihn ins frühe Grab gelegt, auf welches ich eigenhändig zu seinem Gedächtniß einen schönen Nußbaum pflanzte. Noch am Tage, da die Leiche Statt fand, wurden die Großmutter und die noch junge Mutter heftig krank, und damit ich den Leser nicht länger ermüde, will ich kurz bemerken, daß sechszehn Tage nach dem ersten Leichenbegängniß beide Frauen fast in der-

selben Stunde starben, und nun neben einander im Grabe ruhen. Nun war nur noch der Vater mit seiner siebenzehnjährigen Tochter übrig. Als jener nach dieser Leichenfeier zu mir ins Haus kam, fand ich ihn so verändert, daß ich ihn kaum erkannte; besonders aus seinen Augen schien ein ganz anderer Geist als der seinige zu blicken, so daß ich mich beinahe entsetzte, und mich gedrungen fühlte, ihn aufs Eindringlichste und Flehendlichste zu ermahnen, sich geduldig unter Gottes Rath zu beugen, und nicht irre zu werden an der Güte und Barmherzigkeit Gottes. Leider fühlte ich, daß meine Worte ohne Wirkung wieder zu mir zurück kamen, deßwegen äußerte ich gegen einige meiner Bekannten, daß dieser unglückliche Vater nur durch die Macht Gottes vor einem traurigen Ende könne bewahrt werden. Nach dieser doppelten Leichenfeier und zwar noch an demselben Tage wurden Vater und Tochter, die einzigen noch Ueberlebenden, gleichfalls krank auf das Lager geworfen; die liebliche Tochter, insbesondere mit einer Heftigkeit, die an kein Aufkommen mehr denken ließ. Der Vater schien sich nach acht Tagen wieder zu erholen; denn eines Vormittags erhob er sich von seinem Lager und kleidete sich an. Eine Stunde darauf schmetterte mich die Nachricht darnieder, daß dieser sonst so brave und christlich gesinnte Mann sich in seiner Scheune erhängt habe. Die arme Tochter, welcher schon Tage lang der letzte Athemzug auf den Lippen schwebte, und vom Anfang ihrer Krankheit an ganz bewußtlos war, erwachte über dem Lärmen, der wegen des Entseelten vor dem Hause entstanden war. Ihre erste Frage war: Wo ist mein Vater? Man belehrte sie, daß er von einer Leiter gestürzt sey und sich ein wenig verletzt habe. Nein, sagte das arme Kind, mit einer unbegreiflichen Fassung, ich weiß es wohl, mein Vater hat sich erhängt!

Während Jedermann glaubte, diese schweckliche Nachricht müsse dem guten Mädchen den Todesstoß versetzen, nahm von Stunde an ihre Krankheit eine entschiedene Wendung zum Bessern. Nach acht Tagen verbreitete sich die Nachricht durch die Wär-

terin, die Kranke habe in der Abenddämmerung ihren verstorbenen Vater gesehen und mit ihm geredet. Als sie nun genesen war und mich das erste mal besuchte, machte ich ihr die Mittheilung, daß die Lästerzungen von ihrem Vater sagen, er sey ihr als ein Geist erschienen und habe mit ihr geredet. Ich stellte ihr das Thörichte und Lieblose eines solchen Glaubens vor, und suchte sie über das Schicksal ihres Vaters möglichst zu beruhigen. Dagegen erzählte mir nun das Mädchen zu meiner großen Ueberraschung, es sey ganz wahr, daß sie ihren Vater gesehen habe und zwar in ganz wachem Zustand. In der Abenddämmerung, als ihre Wärterin in der Küche gewesen, sey ihr Vater, werktäglich gekleidet, aus der Kammer herausgekommen und vor ihr Bett hingestanden. Ohne sehr zu erschrecken habe sie ihn angeredet und gesagt: „Vater, du bist ja gestorben und begraben, was machst du hier?" darauf habe ihr Vater erwiedert: „du weißt, daß ich mich in der Verzweiflung erhängt habe, ich konnte ohne den Christian und die Mutter nicht leben. In vier Jahren wäre ich eines natürlichen Todes gestorben, und diese vier Jahre muß ich auf der Erde schweben; die Mutter und der Christian sind bei einander an einem viel bessern Ort als ich, doch komme ich, wenn meine Zeit herum ist, auch zu ihnen." Da mich die Wärterin hatte reden hören, so kam sie in die Stube, mein Vater aber ging schnell wieder in die Kammer zurück. — So erzählte das Mädchen, das ich als sehr wahrheitsliebend kenne. Ueber die Sache selbst will ich kein Urtheil abgeben, so viel aber versichere ich, daß das Kind mich nicht belog, und daß ich lediglich berichtet habe, wie ich berichtet worden bin.

J. Weil.

Napoleon über Ahnungen.

Napoleon sagte einst in einer Gesellschaft: „Wenn der Tod in der Ferne eine von uns geliebte Person trifft, so verräth fast immer eine Ahnung diese Begebenheit, und die vom Tode getroffene Person erscheint uns in dem Augenblick, da wir sie auf der Erde verlieren.“ Darauf erzählte er folgende Geschichte: „Ein vornehmer Hofmann Ludwig des XIV. war in der Gallerie von Versailles in dem Augenblick, wo der Monarch seinen Hofleuten das Bülletin der Schlacht bei Friedlingen, den 14. Oktober 1702, welche Villars in Deutschland gewann, vorlas. Plötzlich erblickte der Hofmann am Ende der Gemälde-Gallerie den Schatten seines Sohnes, der unter Villars diente, und rief: „Mein Sohn ist todt!“ Einen Augenblick nachher nannte ihn der König unter den Todten.“

Lenau's voraussagender Traum.

Einige Jahre früher, ehe den edlen, vortrefflichen Dichter Lenau (Nikolaus Niembsch von Strehlenau) die traurige Katastrophe des Wahnsinns befiel, hatte er in einer Nacht einen sehr bangen und offenbar voraussagenden Traum, der ihn auch beängstigend ins wahre Leben begleitete. Er sprach von demselben oftmals zu mir und nannte ihn bedeutungsvoll, auch sprach er ihn in Versen also aus:

„Der Traum war so wild, der Traum war so schaurig,
So tief erschütternd, unendlich traurig.
Ich möchte gerne mir sagen:
Daß ich ja fest geschlafen hab',

Daß ich ja nicht geträumt hab',
Doch rinnen mir noch die Thränen herab,
Ich höre mein Herz noch schlagen.

Ich bin erwacht in banger Ermattung,
Ich finde mein Tuch durchnäßt am Kissen,
Wie man's heimbringt von einer Bestattung;
Hab' ich's im Traum hervorgerissen
Und mir getrocknet das Gesicht?
Ich weiß es nicht.

Doch waren sie da die schlimmen Gäste,
Sie waren da zum nächtlichen Feste.
Ich schlief, mein Haus war preisgegeben,
Sie führten darin ein wüstes Leben.
Nun sind sie fort die wilden Naturen,
In diesen Thränen find' ich die Spuren
Wie sie mir Alles zusammengerüttet
Und über den Tisch den Wein geschüttet."

K.

Eine psychologisch merkwürdige Begebenheit.

Herr v. Kleist und sein Freund Herr v. Wintergarten gingen nach der Schlacht von Leipzig über das Schlachtfeld, und trafen einen schwer verwundeten französischen Officier, der sie flehendlich bat, seinem Leiden ein Ende zu machen und ihn vollens zu tödten. — Die beiden Freunde gingen aber fort, um einen Chirurgen zu holen, der dem Officier beistehen solle. — Dieser aber, da er sah, daß sie seine Bitte nicht erfüllen wollten, rief ihnen die gräßlichsten Flüche und Verwünschungen nach. Längere Zeit nach diesem Vorfall wollte Kleist einen Oheim in den Rheingegenden besuchen, sein Freund Wintergarten begleitete ihn, sie trafen den Oheim nicht zu Hause, und machten deßwegen einen Spaziergang mit einander, auf diesem Gang kamen sie an eine Ruine, in der ein noch ziemlich

gut erhaltener Thurm war, es war eine schöne Mondschein-Nacht, und da der Oheim noch nichts von ihrer Ankunft wisse, also auch nicht in Sorgen um sie seyn könne, so beschloßen sie, hier über Nacht zu bleiben. Der Wächter, dem sie es sagten, rieth ihnen ab, es zu thun, der Thurm seye nicht zum Bewohnen eingerichtet und habe keine Betten u. s. w. Da sie aber doch nicht davon abstehen wollten, sagte er ihnen: es sey in diesem Thurm nicht sicher vor Gespenstern und sie würden gewiß unglücklich, wenn sie hier blieben; dieses reizte sie aber um so mehr — sie blieben, ließen sich Licht bringen — und setzten sich an einem Tischchen, jeder eine geladene Pistole vor sich und zwei Lichter, einander gegenüber und redeten so lange mit einander — Mitternacht war vorüber, ohne daß ihnen etwas begegnete; auf einmal sah Kleist, daß die Thüre aufging und der französische Officier, der ihnen die fürchterlichen Flüche und Verwünschungen nachgerufen hat, trat herein, und auf einem Teller hielt er den Kopf von Wintergarten, den er Kleist hinreichte. Dieser ganz darüber entsetzt, wehrte ihn von sich ab — der Franzose drang aber immer heftiger auf ihn ein, und Kleist nahm in der Verzweiflung seine Pistole und feuerte sie auf die Erscheinung ab — er erwachte — und sein Freund Wintergarten lag todt vor ihm, die Kugel war mitten durch die Brust gegangen. Kleist war von diesem Augenblick an wahnsinnig. — — Er wurde wieder geheilt und befand sich nach mehreren Jahren in einer Gesellschaft von Officieren in Berlin, diese baten ihn, ihnen doch diesen Vorfall zu erzählen, er weigerte sich lange — konnte aber endlich ihren Bitten nicht mehr ausweichen, er erzählte und als er an den Moment kam, wo sein Freund von ihm erschossen wurde, kehrte sein Wahnsinn zurück, er wurde nie mehr davon hergestellt. — —

Ein wunderbarer Zufall und was mehr.

Noch jetzt sind Trümmer von einer alten Mauer zu sehen, welche einst Schottland von England schied; so fest war das uralte Werk gemauert, daß sich im abergläubischen Schottlande noch jetzt unter dem Volke der Glaube erhält, sie sey durch Zauberei zu Stande gebracht worden. Dieser Volksglaube hat indeß vorzüglich dazu beigetragen, daß die Wundersteine immer mehr vom Orte ihrer Bestimmung fortgewandert sind. Denn jeder Wundergläubige des Landes suchte sich von der Mauer mehrere Steine zu verschaffen, wenn er ein Haus bauen wollte, weil er wähnte, das Werk stehe länger, sobald er sich der magischen Wirkung dieser Steine versichere. Der Unfall eines Edelmannes, der auf der Grenze ein Schloß besaß, hat dem Aberglauben neue Wurzeln gegeben. Des Sir John Blunders Gärtner fand kürzlich beim Graben einen Stein, auf welchem in alter Schrift folgende Warnung zu lesen war: „Ich bin ein Stück von der großen Mauer, hierher gelegt zur Sicherheit von Schloß und Garten; man lasse mich in Ruhe, denn Unglück drohe ich Jedem, dessen Hand gottlos mich von der Stelle hier bewegt.“ Sir John legte wenig Gewicht auf diese verhängnißvolle Drohung und sah als Antiquenliebhaber darin weiter nichts als einen hübschen Beitrag für seine Sammlung von Alterthümern. Der Stein war aber so kolossal, daß seine Hebung nicht so lo leicht war; es wurden indeß bald Vorkehrungen getroffen. Als nun der Stein in einer beträchtlichen Höhe emporgehoben war, ließ sich der Edelmann von seiner Neugierde verlocken und stieg rasch in das Loch hinein, um zu sehen, ob nicht, bevor bei dem Herausheben die Erde darüber zusammen fiele, unter dem Steine noch andere Alterthümer verborgen seyen. Seine beiden Söhne waren dabei und sprangen mit hinein; aber in dem Augenblicke, wo die drei Wagehälse lachend über die angedrohte Gefahr einige alte Trümmer aus der Tiefe heraus-

zogen, wollten auch die Arbeiter hineinsehen, der Hebel entschlüpfte ihnen, der Stein rollte in das Loch zurück und zerschmetterte die drei Unglücklichen in dem gemeinsamen Grabe. Aber als ob bei diesem Ereignisse eine infernalische Macht wirklich die Hand mit im Spiele habe und den Leuten den Glauben in die Hand thun wolle, wie man zu sagen pflegt, folgte dem ersten Unglück ein zweites auf den Fersen. Der älteste Sohn des Mr. Blunders hatte sich unlängst erst verheirathet. Als seine junge Gattin, welche schwanger war, nun von dem Unfalle hörte, lief sie athemlos herbei und befahl, den Stein sogleich wieder herauszuheben, weil sie hoffte, die Unglücklichen könnten vielleicht dem entsetzlichen Grabe noch lebend entrissen werden. Es geschah und sogleich bemerkte sie, daß ihr Gatte, welcher zuerst herausgezogen wurde, noch Lebenszeichen von sich gab. In ihrer Ungeduld konnte sie nicht erwarten, daß der Stein und die herabgestürzten Trümmer ganz zur Seite geschafft würden und sprang in das Loch hinein; aber plötzlich rissen die Stricke, welche den Stein am Abhange festhielten, er rollte auf's neue in die frühere Lage zurück und begrub das vierte Schlachtopfer mit seiner verderbenschweren Masse. So ging eine ganze Familie unter und gab dem Aberglauben in ihrem Tode neue Nahrung. Ein entfernter Verwandter, der durch das tragische Ende dieser Familie unerwartet zu einem reichen Erben geworden ist, läßt die Oeffnung jetzt füllen und ein Denkmal über derselben errichten, welches diesen wunderbaren Unfall verewigen soll.

(M. Z.)

Lesefrüchte, mitgetheilt von W.

1.

Die gespenstigen Reiter in der großen amerikanischen Wüste.

Die Jäger aus dem fernen Westen, welche in den Schluchten der Oregongebirge auf den Biberfang aus-

gehen, betrachten keinen Theil ihrer langen Reise von der Grenze bis in diese wilden Jagdgegenden, wo die pelzliefernden Thiere stets in größter Menge angetroffen werden, mit mehr Widerwillen, als den durch die große Wüste, wo die Seitenarme des Padouka-, Kanzas- und Arkansawflusses in dem lockern Sande zur Hälfte verschluckt werden. — Die Indianer, welche diesen ausgedehnten Landstrich bewohnen, bestehen aus mehreren umherziehenden Stämmen, leben aber gleich den andern Indianern von der Jagd. — Auch hier betrügt die täuschende Luftspiegelung der Wüste den von Durst gequälten Reisenden und oft erzählen die Wanderer in jenen Oeden von den ungeheuren Gestalten und unnatürlichen Formen, die, wie ein Brockengespenst, von dem heißen und zitternden Dunst zurückgeworfen, im Auge des erschrockenen und mit Furcht erfüllten Reisenden vergrößert und verdreht erscheinen. *)

Auch sollen wunderbare Feuer sich auf der ausgedörrten und aufgesprungenen Erde hin- und herbewegen, wobei die Heerden wilder Pferde, die man in der Ferne weiden sieht, manchmal von riesenartigen und überirdischen Reitern, deren Pfade in Flammenkreise gehüllt sind, gespornt zu werden scheinen. **)

---

*) Wenn der Tag etwas vorrückte und man die Sonnenhitze zu fühlen anfing, so sah man allenthalben aus der Ebene ganze Massen solcher Dünste aufsteigen, wodurch alle Gegenstände in geringer Entfernung vergrößert und mannigfach verdreht erschienen. Drei Elenthiere, die wir zuerst erblickten, liefen in einiger Entfernung von uns über den Weg. Die Wirkung der Luftspiegelung und unsere unbestimmte Idee von der Entfernung machten, daß uns diese Thiere in wunderbarer Größe erschienen. Einen Augenblick glaubten wir den Mastodon von Amerika in diesen unermeßlichen Ebenen, die zu seinem Aufenthalt geschaffen scheinen, umherwandern zu sehen. (Major Long's Reise in die Felsengebirge.)

**) Leuchtende Erscheinungen, wie die oben erwähnten, sollen auch in den Bergwerksgegenden, westlich vom Missisippi, gewöhnlich seyn. Der Armenarzt, Dr. Erwin James, der ausgezeichnete Naturfor-

Die Nomadenstämme, welche ihren Wohnsitz in der Wüste aufschlagen, oder die ungebildeten Abenteurer, welche aus einer freundlichen Gegend hieherziehen, werden auf verschiedene Weise berührt. Die ungeheuren Gestalten und überirdischen Erscheinungen flößen ihnen große Furcht ein. Den Indianern, Creolen und nomadischen Jägern zufolge sind diese geheimnißvollen Einöden mit wirklichen Wesen bevölkert, wobei die grotesken Gestalten, nachdem sie sich dem Auge häufig gezeigt haben, endlich Individualität und Namen erhalten; auch sagt man, die indianischen und creolischen Wanderer würden mit den ihnen erschienenen Bildern so vertraut, daß sie die Gesichtszüge zu erkennen behaupten und selbst die Identität von Gestalten beschwören könnten, wenn sie ihnen wieder vorkämen. — Unter den am häufigsten erwähnten Erscheinungen sind die der gespenstischen Reiter (Ghost Riders) diejenigen, deren Dasein mit mehr Zuversicht behauptet und deren Namen mit mehr als gewöhnlicher Scheu ausgesprochen wird. Diejenigen, welche dieselben gesehen zu haben behaupten, beschreiben sie als zwei riesenhafte Gestalten, die

---

scher und Reisende, erhielt von den in jener Gegend Ansäßigen mehrere Berichte darüber. Ein Bewohner jener Gegend erzählte ihm von zwei wandernden Predigern, die etwa 9 Meilen östlich von Contre-Licka einer unbeschreiblichen Erscheinung begegneten. Während sie zur späten Abendzeit neben einander herritten, machte der eine von ihnen den andern auf eine Feuerkugel aufmerksam, die an seiner Peitschenspitze hänge. Kaum hatte er seine Aufmerksamkeit darauf gewendet, so fing schon eine ähnliche sich am andern Ende der Peitsche zu zeigen an und einen Augenblick darauf waren ihre Pferde und alle Gegenstände um sie her in einen Flammenkreis gehüllt. Die Sinne der wandernden Priester waren inzwischen so verwirrt geworden, daß sie keiner weitern Beobachtung mehr fähig waren und deßhalb auch nichts weiter von dem Vorgefallenen berichten konnten. — Ferner erzählte er eine Thatsache, die durch die glaubwürdigsten Zeugen beurkundet wurde, daß man nämlich aus einer bedeutenden Strecke Landes große Rauchsäulen habe aufsteigen sehen, welche sich aus dem leichten und porösen Boden, wie aus der Decke der Kohlenmeiler erheben.

einen Mann und ein Weib vorstellen, die sich mit ihren Armen umfaßt halten und beide auf einem Pferde sitzen, das ein eben so überirdisches Aussehen wie diese selbst hat. Einige geben an, sie seyen so nahe an denselben gewesen, daß sie die Gesichtszüge erkennen konnten und versichern, daß das Gesicht des Mannes, obgleich mager und todtenblaß, und durch den Ausdruck von Schrecken und Schauder furchtbar verzerrt, dennoch deutlich als das eines weißen Mannes zu erkennen sey, während die — obwohl zusammengehaltenen und leichenartigen Züge des Weibes offenbar die einer Indianerin seyen. — Andere dagegen behaupten bestimmt, daß noch Niemand nahe genug zu den Erscheinungen habe gelangen können, um diese Einzelnheiten zu bemerken, indem ihrer Behauptung nach die gespenstigen Reiter fortwährend in Bewegung sind und mit solch' unnatürlicher Schnelligkeit durch die Wüste streifen, daß sie der Untersuchung der menschlichen Blicke gleichsam spotten. Sie scheinen stets von einer unsichtbaren Hand angetrieben zu werden, während das Geisterroß, das sie trägt, jedes Hinderniß überspringt, wenn es auf seiner geheimnißvollen und scheinbar zwecklosen Bahn hineilt.

Es geht unter den Indianern eine Sage über den Ursprung dieser furchtbaren Erscheinung, welcher allgemeiner Glaube geschenkt wird. Es ist eine Geschichte von Liebe und Rache, von edlen Gefühlen, erzeugt durch schöne Handlungen und Paradiesesglück, zerstört durch unheilige Leidenschaft, von schwarzer Verrätherei und unbarmherziger Gewaltthätigkeit, welche auf diese Art der Strafe heimgefallen ist.

2.

Noch etwas aus Amerika.

(Aus „The Asiatic. Observer. Vol. I. Calcoutta 1823.)

Die äußere Ansicht der Gegend um die „Grüne Bay" herum, besonders in der Nähe der Flüsse, die derselbe aus der Bergkette, in welcher der Ontanagonfluß entspringt, auf-

nimmt, trägt ganz unverkennbare Kennzeichen, daß reiche Kupferminen in der Ecke zwischen dem Obern- und dem Michigansee sich befinden müssen. Ein glänzendes Muster von inländischem Kupfer, zehn oder zwölf Pfund im Gewicht, wurde vor einiger Zeit (im J. 1822) dem Hrn. Schoolcraft von einem Indianer gebracht, der — gefragt, wo er es her habe — auf die unbefangenste, naive Art folgende Erzählung zum Besten gab:

An dem Nachmittag eines schönen Sommertages sey er einmal in seinem Kahne über den Winnebagosee gefahren. Als nun die Sonne kaum noch über den Wipfeln der Bäume sichtbar und eine herrliche Stille über die ganze Oberfläche des Wassers verbreitet gewesen sey, habe er in einer guten Entfernung in dem See vor ihm eine sehr schöne im Wasser stehende Gestalt erspäht. Ihre Augen strahlten mit einem unerträglichen Glanz und in ihrer Hand hielt sie einen Klumpen schimmernden Goldes empor. Sogleich sey er dem anziehenden Gegenstand zugerudert, aber je näher er der Gestalt gekommen sey, desto deutlicher habe er bemerkt, wie sie nach und nach ihre Form und ihr Aussehen veränderte; ihre Augen erschienen nicht mehr glänzend, ihr Angesicht verlor die Lebensröthe, ihre Arme verschwanden unmerkbar; und als er zur Stelle gekommen, wo sie stand, habe er sie für ein steinernes Monument angesehen, das zwar ein menschliches Antlitz hatte, aber zugleich auch die Flossen und den Schwanz eines Fisches. Eine ziemliche Weile habe er, in Erstaunen versunken, dagesessen, ohne es zu wagen, den übermenschlichen Gegenstand entweder zu berühren, oder denselben wieder zu verlassen. Endlich habe er demselben das Opfer eines Tabakrauches dargebracht und die Gestalt als den Schutzengel seines Landes angeredet, darauf es gewagt, seine Hand an die vermeintliche Bildsäule zu legen und zuletzt sie in seinen Kahn gehoben. — Hierauf habe er sich an dem andern Ende des Kahns — mit seinem Rücken gegen die wunderbare Statue gekehrt — gesetzt und sey langsam dem Ufer zugerudert; aber, als er sich hernach umgewandt, habe er zu seinem Erstaunen nichts

gefunden, als einen großen Klumpen Kupfer, „den ich," fügte er hinzu, „Ihnen nun anbiete."

3.

Merkwürdige Gebetserhörung einer Mutter für ihr besessenes Kind.

(Aus den Sammlungen für Liebhaber christlicher Wahrheit und Gottseligkeit v. J. 1834.)

Daß der Herr das anhaltende Gebet erhört, und daß Er sich an seinen Kindern öfters gerade ebenso verherrlicht, wie an jenem kananäischen Weibe, wenn sie im Gefühl ihrer Unwürdigkeit sich nicht von Ihm abweisen lassen, mag nachstehende wahre Geschichte beweisen.

Eine unglücklich verheirathete Frau eines ehemaligen Wasserbaumeisters in K., Namens Karoline Z., geborne W., mußte, da der Mann sie verlassen hatte, aus Noth im Jahr 1829 nach Berlin in Dienst gehen und ihre einzige zehnjährige Tochter andern Leuten in K. anvertrauen. In der großen Kälte des Januars 1830 wurde diese Tochter von sehr bösen Krämpfen heimgesucht. Hände und Füße erfroren ihr, weil sie, von Krämpfen überfallen, oft vor der Thür im Freien liegen blieb. Das Uebel wurde nach und nach immer heftiger; kein Tag verging, an dem sie nicht schreckliche Anfälle hatte und Niemand mochte sie um sich dulden. Um Pfingsten 1830 nahm die Mutter sie nach Berlin und brachte sie in Pflege zu einer Frau Namens K. — Die Krämpfe waren indeß so schrecklich, daß diese Frau die Mutter fast täglich bat, ihr das Kind wieder abzunehmen, weil sie das Elend nicht ansehen noch ertragen könne. Die Krämpfe hatten jetzt solche Gewalt, daß wer sie sah, nicht anders glauben konnte, als daß der böse Geist das Mädchen besäße. Gewaltsam wurde der Hals öfters so zugezogen, daß das Gesicht braun gefärbt und das Blut zum Munde hinausgedrängt wurde. Jeden Tag war die Mutter der Nachricht

gewärtig, daß ihr Kind den Krämpfen erlegen sey. Was sollte die Mutter in solcher Noth anfangen! Aerztliche Mittel wollten nicht helfen. Wohl ihr, daß sie Den kannte, der helfen kann, wo Menschenhülfe kein Nütze ist. Kummer und Gram in ihrem Ehestande hatten sie Jesum kennen gelehrt und der war jetzt der Stab, an dem sie sich immer wieder aufrichtete.

Eines Morgens — es war zwischen Johannis und Michaelis 1831 — erklärte die Frau, bei der das Kind in Pflege war, der Mutter, daß sie dasselbe nun nicht länger behalten könne, sondern es ihr morgen bestimmt bringen würde; sie möge nun selber sehen, wie sie fertig würde. Die Herrschaft, bei der die Mutter Kinderfrau war und die das Elend des Mädchens schon öfters gesehen hatte, wurde entrüstet, weil sie solches Kind nicht um sich dulden könne und wollte der Mutter sogleich den Dienst aufkündigen, sobald es nur in's Haus gebracht würde. Diese nun, halb todt vor Jammer, wußte nicht, was sie beginnen sollte. Nachdem sie die Frau überredet hatte, nur noch einige Tage Geduld zu haben, stürzte sie in den Garten und warf sich in der Angst, was nun in dieser Bedrängniß anfangen, vor dem allmächtigen Helfer nieder und tiefe Seufzer drangen aus dem gepreßten Herzen. „Herr Jesu," rief sie endlich, „Du bist ja der allmächtige Arzt, komm doch zu dieser Kranken! Du bist der allmächtige Gott, treib' doch den bösen Geist aus ihrem Körper!" Lebhaft vor ihre Seele trat jetzt die Geschichte des kananäischen Weibes. „Herr," schrie sie, „erbarme Dich doch, meine Tochter wird vom Teufel übel geplaget! — O Gott, mache doch mein Kind gesund, hilf uns doch aus unserm Elende. Würdig bin ich dessen nicht, aber Du kannst und mußt mich würdig machen. Ich lasse Dich nicht, Du erhörest mich denn. O Herr, thue es doch! Du kannst, Du mußt, Du willst helfen und hast Deine Hülfe allen Elenden theuer zugesagt u. s. w."

Also rang diese Christin gleich jener Heidin vor demselben Herrn und Meister, der unser Leid nicht ohne Mitleid sehen kann. Auf einmal, noch während des Gebets war es

ihr, als höre sie aus der Höhe die Worte: O Weib, dein Glaube ist groß, dir geschehe, wie du willst.

Gestärkt, wie von Neuem geboren, stand sie freudig auf und konnte dem Herrn für seine Gnade danken. In ihrem Herzen war jetzt die Gewißheit, deinem Kinde ist geholfen. Freudig erklärte sie ihrer Hausfrau: „Mit mir ist etwas vorgegangen; meine Tochter bekommt die Krämpfe nicht wieder!"

Den andern Tag kam die Frau mit dem Kinde nicht, ja, einige Tage vergingen, ohne Nachricht zu erhalten. Aus dem Mutterherzen strömten indeß nur Lob- und Dankgebete; der Kummer war fort. Am nächsten Sonntage (eher war es ihr als Kinderfrau nicht gestattet) konnte sie erst ausgehen. Am Nachmittage, ehe sie noch zu ihrem Kinde ging, mußte sie, innerlich gedrungen, erst die Predigt des Prediger Goßner hören und dann noch eine Erbauungsstunde besuchen. O wie war ihrem Herzen, als sie hier sagen hörte: „Wie Mancher mag weit hergekommen seyn, um dem Herrn seinen Dank zu bringen." — Ihr Herz wurde in der Kirche sowohl, wie auch in der Erbauungsstunde nur noch mehr zum Lobe Gottes gestimmt und nun erst eilte sie zu der Tochter.

O welche Freude! Seit jener Stunde harrte man vergeblich auf die Wiedererscheinung der Krankheit. Sie wird nicht ausbleiben, meinten Alle. „Nein, nein, rief die Mutter voll Glaubensmuthes, deine Krankheit, meine Tochter, wird nicht wiederkehren." Da die Leute weltlich waren, lachten sie — und wirklich, bis heute im März 1834 ist sie nicht wiedergekehrt; der Name des Herrn, der heute noch große Wunder thut, sey gelobet! — Das Mädchen wurde bald darauf in die Nähschule geschickt und dann in Kondition gegeben. Mitleidige Herzen nahmen sich desselben an, sie konnte 1833 von dem Prediger Goßner konfirmirt werden und man sorgte für ihr ferneres Fortkommen. Gegenwärtig dient sie, ist gesund, nur etwas langsam.

Noch heute weiß die Mutter zum Lob und Dank keine Worte zu finden und wünscht, daß diese Geschichte, zu deren

Bekanntmachung sie ausdrücklich aufgefordert worden, zur Verherrlichung seines Namens etwas beitragen und hauptsächlich auch die Behauptung der glaubenslosen Seelen, als ob der Herr heutzutage keine Wunder mehr thue, zu nichte machen möge.

Geschrieben den 4. März 1834.

4.

Ein anderer Fall von Besessenheit in Frankreich.

Nachstehender Fall einer Besessenheit, dessen verschiedene öffentliche Blätter im J. 1838 erwähnten, bietet in so fern einen traurigen Gegensatz zur vorstehenden Erzählung, als man die Unkenntniß und die unglaubigen Vorurtheile bedauern muß, welche dem unglücklichen Individuum, das den Gegenstand der Erzählung bildet, bei seinen schweren Leiden nicht diejenige Hülfe zukommen ließ, die in solchen Fällen allein, wo nicht völlig hilft, mindestens das Leiden lindert und erträglich macht.

Der Unglaube rühme sich nur nicht seiner „Humanität,“ sonst erscheint die folgende Geschichte als „Satyre“ auf dieselbe.

Im Sommer 1838 wurde ein gewisser Dominique Balas von Orbessan zu Auch unter Gewahrsam gehalten. Dieser Mann, damals 27 Jahre alt, diente bei einem Gutsherrn, der sehr mit ihm zufrieden war, bis ihn eine auszehrende Krankheit befiel und ihn zwang, zu seinem Vater zurückzukehren. Sein Uebel verringerte sich dort aber nicht allein nicht, sondern wurde noch ärger und dabei wurde er Jedermann aufsätzig und schlug zuweilen um sich. In Folge eines allgemeinen Spasmus verlor er die Sprache und seine Finger zogen sich krampfhaft zusammen, daß deren Spitzen sich fest in die innere Hand einkniffen. Trotz dieses Zustandes, der ihn hinderte, sich seiner Finger im Geringsten zu bedienen, erklomm Balas die höchsten Bäume und die Strohmeiler

wie eine Katze und brach dort zu bestimmten Stunden jedes Tages in ein furchtbares Geheul aus. Seine Nahrung bestand aus einer Kartoffel und sieben Bohnen täglich. Diese Sonderbarkeiten erfüllten bald die ganze Gemeinde mit Schrecken und ließ sie an den Einfluß des Bösen glauben. Dieß schien auch um so unbezweifelter zu seyn, als Balas bei jedem Zeichen der Religion in Wuth gerieth. Einige einfältige Gemüther gingen selbst so weit, zu glauben, daß das schlechte Wetter, das wir im letzten Monate gehabt, diesem Besessenen zuzuschreiben sey. Unter so bewandten Umständen wurde es denn nöthig, daß die Behörde einschritt und so wurde er in einer Irrenanstalt untergebracht. Dort angekommen, verweigerte er jegliche Nahrung und gab durch Zeichen zu verstehen, er könne nichts genießen, als in seinem väterlichen Hause. Balas hielt Wort und er aß und trank während 69 Tagen nicht. Von dem Zustande des Unglücklichen gerührt, ließ die Behörde ihn zu seinem Vater zurückführen, welchen Weg, zwei Lieues, er zu Fuß zurücklegte und dann mit dem größten Heißhunger über das ihm vorgesetzte Essen herfiel. Jetzt verhielt Balas sich mehrere Tage ruhig, dann verfiel er aber in seinen früheren Zustand und zwar in einem noch stärkeren Grade. Zu dem Despotismus, den er im Hause ausübte, zu dem Geheul, das er ausstieß, fügte er noch die Drohung hinzu, seinen Vater zu tödten. Im letztverwichenen Februar holte er mitten aus einer im Felde weidenden Heerde ein Schaf und trug es trotz der Bemühung des Hirten, ihn daran zu verhindern, in vollem Rennen nach Hause. Dort angekommen, erfaßte er den Hammel mit den Zähnen und trug ihn so durch ein Loch kriechend auf den Boden unter das Dach, wo er seine stete Wohnung genommen hatte. Hiernach ist er abermals, am 25. März, in das Irrenhaus gebracht worden, wo er sich noch jetzt (im Juli 1838) befindet, ebenfalls, wie das erste Mal, unter Verweigerung jeglicher Nahrung. Er geht umher, magert absichtlich ab und beantwortet jede Anrede durch das Zeichen, man solle

ihm den Kopf abschneiden. Dieser ist in einer steten Bewegung. Bei dem Zeichen des Kreuzes schneidet er furchtbare Grimassen, wenn man aber den Teufel nennt, so lacht er in einer gräulichen Weise und sagt durch Zeichen, er trüge ihn im Innern und er sey es auch, der ihn nähre und erhalte.

Soweit der Bericht von 1838. Was nachher aus diesem Unglücklichen geworden, das habe ich nicht in Erfahrung bringen können. Aber wer kann von solchen Leiden lesen, ohne, tief ergriffen, zu wünschen, daß doch ein Mittel seyn möchte, auch daraus zu retten. — Nun, die vorangegangene Geschichte zeigt uns das einzig wahre und erfolgreiche Mittel, aber — der Glaube ist nicht Jedermanns Ding!

5.

Einige Fälle von Nachtwandlern.

a) Der nachtwandelnde Jäger.

Die in Philadelphia (Nordamerika) erscheinenden Journale erzählten im J. 1844 folgenden sonderbaren Fall des Somnambulismus. — George Williamson, der ein Landhaus in der Nähe der Stadt bewohnt, stand am 18. Februar früh gegen 4 Uhr in einer Anwandlung von Somnambulismus auf, nahm sein Gewehr, lud einen Lauf und ging querfeld ein. Auf der Brücke des Southwark-Canals blieb er plötzlich stehen, legte an, schoß und fiel rücklings zu Boden. Der Nachtwandler war natürlich durch den Knall erwacht und dergestalt erschrocken, daß er eine Zeitlang besinnungslos am Boden lag. So fand ihn ein Bauer, der mit seinem Karren zur Stadt fahren wollte, und brachte ihn in seine Wohnung. Endlich vermochte er sich soweit zu sammeln, daß er sich an Alles erinnerte, was während der sonderbaren Jagd in ihm vorgegangen war. Als er schoß, hatte er einen großen Raubvogel zu sehen geglaubt.

b) Wunderbare Erhaltung einer Nachtwandlerin.

Ein zu Nancy erscheinendes Blatt erzählte im Juli 1845 folgende wunderbare Erhaltung einer Nachtwandlerin: In der Nacht vom 6. auf den 7. Juli stand ein Mädchen von 17 Jahren in Charmes (Dept. Meurthe) in einem Anfalle von Somnambulismus aus dem Bette auf, öffnete das Kammerfenster und sprang 40 Fuß hoch auf das Straßenpflaster herab. Durch den Sturz der Magd geweckt, sprang der Hausherr hinzu, und da er das Mädchen, wenn nicht todt, so doch mindestens schwer verwundet glaubte, so schickte er in Eile zum Arzte. Als dieser auf der Stelle erschien, fand er die Somnambule auf den Füßen stehend, wie sie sich einige Blutstropfen an der Nase abwischte. Zugleich hatte sie eine kleine Schramme am Ohre; dieß war aber auch Alles. Da sie nicht begreifen konnte, wie sie hieher auf die Straße in Nachtkleidern gekommen, und durch des Hausherrn und des Arztes Gegenwart sich erschreckt fühlte, so ging sie eilends in's Haus, stieg die Treppe hinauf, legte sich in's Bett und schlief ohne Weiteres wieder ein.

6.

Ein erfüllter Traum mit großem Unglück im Gefolge (1845).

In der Nähe von O. in D.... träumten (zu Anfang des Jahres 1845) der Pflegetochter des dortigen Richters Nummern, und sie bat ihn, dieselben in irgend einer Graner Collectur zu setzen. Der Richter that es, und das Mädchen gewann 1080 Gulden, worauf sie sich den Lotteriezettel vom Richter geben ließ und nach G. ging, um ihr Geld zu holen. Der Collectant rieth ihr, sich von einem Trabanten das Geleite geben zu lassen, es könnte ihr ein Unglück widerfahren. Nach langem Zureden befolgte sie den Rath und trat mit dem Heiducken ihren Rückweg an. Als sie zur D...Brücke kamen,

bezahlte das Mädchen ihren Begleiter für seine Mühe, da sie seiner nicht mehr bedürfe, indem sie nur ein Paar Büchsenschüsse weit von hier wohne. Der Heiduck kehrte um, war aber kaum einige hundert Schritte weit gegangen, als er von der Brücke her Weherufe hörte. Er eilte sofort zurück und fand das Mädchen bereits als Leiche unter der Brücke, neben ihr ein blutiges Messer. Der Unglücklichen war die Kehle durchschnitten und das Geld war fort. Der Trabant steckte das große Messer zu sich und eilte in das Haus des D... Richters, dessen Frau ihn ganz unbefangen aufnahm und ihm sagte, ihr Mann sei nicht zu Hause, könne aber nicht mehr lange ausbleiben; sie setzte dem Heiducken Brod und Wein vor, und suchte nach dem großen Messer, welches sie jedoch nicht fand. „Ich habe ein Messer bei mir," sagte voll Argwohn der Trabant und zog das gefundene hervor. Die Richterin erkannte es sofort als das ihrige, und der inzwischen heimgekehrte Richter vermochte den Mord nicht zu läugnen.

7.

Geisterspuk an mehreren Orten.

Oeffentliche Blätter erzählten in den jüngstverflossenen Jahren mehrere Fälle von Geisterspuk an verschiedenen Orten, worüber allerdings nähere und bestimmtere Auskunft zu wünschen wäre. Indessen bis etwa früher oder später wohlauthentisirte und bestimmte Nachrichten von einem oder dem andern Fall zu erhalten sein möchten, mag das Folgende als kurze Notiz von solchen Fällen einstweilen dienen, ohne für die Genauigkeit gewisse Bürgschaft leisten zu können.

So wurde zu Anfang des Jahres 1844 aus Rom geschrieben, daß es im Palast des verstorbenen Cardinals Fesch in Rom spuke. Jede Nacht ließe sich eine schwarze Gestalt sehen, die einmal den aufpassenden Castellan so kräftig geschüttelt habe, daß ihm acht Tage lang alle Glieder weh

thaten, und doch behauptet er steif und fest, daß er selbst jedes Mal in die Luft gegriffen habe, wenn er das Gespenst habe halten wollen. — Es sollen (wird hinzugefügt) noch werthvolle Sachen im Palaste stehen.

Am Schluß des Jahrs 1845 wurde aus dem Kanton Thurgau in der Schweiz Folgendes berichtet:

„Seit einigen Jahren sind die Behörden des Kantons Thurgau, sowie alle Einwohner, besonders diejenigen des Zuchthauses, mit der Untersuchung einer unerklärlichen Erscheinung beschäftigt. An jedem hohen Feste nämlich läßt sich zur Mitternachtstunde in der ehemaligen Johanniter-Kommenthurei Tobel, jetzt zur Strafanstalt umgewandelt, ein solch entsetzlicher Lärm, durch Poltern, Kettengerassel, Kugelschieben 2c. hervorgebracht, vernehmen, daß Niemand seines Lebens sicher zu seyn glaubt. Alle Nachforschungen haben bisher zu keinem Ergebnisse geführt. Auf nächsten Christtag sind nun neuerdings alle möglichen Anstalten zur Entdeckung der Ursache dieser Erscheinung getroffen, wahrscheinlich abermals vergeblich. Eine Verlegung der Strafanstalt wird unvermeidlich sein, wenn die Thurgauer Behörden nicht schlauer sind, als der sie zum Besten haltende Geist."

Nach späteren Nachrichten (im Schw. Merkur v. 9. Jan. 1846) sind die Anstalten auf den Christtag 2c. ohne allen Erfolg gewesen. Es ließ sich nichts sehen noch hören.

Aus Paris ward von Anfang Januars 1846 geschrieben: „Seit einigen Tagen spukt es in der Umgebung des Justizpalastes, der Conciergerie und der St. Chapelle. Jeden Abend hört man, von 6—7 Uhr an, mehrere Stunden lang ein dumpfes Geräusch, als würde unterirdisch gearbeitet. Vergeblich bemühte man sich bis jetzt, die Ursache zu entdecken. Man untersuchte, ob nicht etwa ein Gefangener durchzubrechen suche; es war Nichts. Vielleicht filtrirt sich von der Seine

her Wasser ein. Uebrigens ist die Sache so sonderbar, wie das Potsdamer Gespenst."

Wenn diese letztere Anspielung sich auf die mysteriöse Eröffnung beziehen sollte, die im Dezember 1845 dem König von Preußen von einem Unbekannten vermittelst eines gemeinen Soldaten zu Potsdam zugekommen, so läßt sich dieses mit der Pariser Spukgeschichte wenigstens nicht in eine Parallele setzen. Daß dieser Soldat von einem sehr geheimnißvollen Individuum den Auftrag bekommen habe, dem König wichtige Eröffnungen zu machen (die man allgemein glaubte, daß sie sich auf die nachher ausgebrochene polnische Verschwörung in Posen, Krakau u. s. w. bezogen haben), und daß der Soldat wirklich auch eine geheime Audienz bei Sr. Majestät dem Könige von Preußen gehabt habe, wird zwar mit aller Bestimmtheit versichert; doch waltet über dem Ganzen bis jetzt noch ein zu dichter Schleier des Geheimnisses, als daß es möglich wäre, über den unbekannten Eröffner dieser Botschaft Näheres zu muthmaßen oder erlaubt, etwas zu bestimmen als das: daß er kein Gespenst war.

Dagegen erzählte das „Elberfelder Kreisblatt" um die Mitte des jüngstverflossenen Jahres (1846) folgende nicht uninteressante Erscheinungsgeschichte.

„Vor einiger Zeit kam Einsender nach Valbert, einem evangelischen Kirchdorfe am Fuße des Ebbegebirges im Kreise Altena. Die ganze Gemeinde war in Aufregung wegen einer angeblich dort vorgekommenen Begebenheit, die ich, als zu den Seltenheiten unserer Zeit gehörig, hier so mittheile, wie sie mir von mehreren übereinstimmend erzählt wurde. Eine Magd des Pfarrers W. daselbst ist eines Tages in einem zur Pfarre gehörigen Busche in Arbeit. Sie bekommt Durst und trinkt aus einer nahe liegenden Quelle. In demselben Augenblicke steht vor ihr eine nackte (?) Frauengestalt, sie unter Darrei-

chung einer eiskalten Hand bittend, ihr zur Gnade zu verhelfen, indem sie wegen grober Sünden seit ihrem Absterben nun schon zwölf Jahre auf der Erde umherwandle, und zwei Kinder suche, die sie auf den rechten Weg führen müsse, bevor sie zur ewigen Ruhe eingehen könne. — Seit sie gestorben, habe sie täglich aus dieser Quelle getrunken, und in dem Umstande, daß die Magd ebenfalls daraus getrunken, das Wahrzeichen gefunden, daß diese zur Helferin bestimmt sey. — Eines andern Tages erscheint diese Gestalt den beiden Mägden des Pfarrers auf derselben Stelle, und wird von ihnen als eine namhafte, vor zwölf Jahren verstorbene alte Frau erkannt. Sie, die Todte, verabredet sodann mit der einen — ersten — Magd die Ausführung ihres Erlösungswerkes, und bestimmt, daß sie in einer der folgenden Nächte, durch das offen zu lassende Fenster ins Pfarrhaus komme, sie, die Magd, abrufen und gemeinschaftlich mit ihr zum Gottesacker gehen wolle, woselbst sie das Nähere erfahren werde. — Dann verschwindet sie unter einem donnerähnlichen Knalle, und an ihrer Stelle steht eine Erscheinung, so fürchterlich, daß beide Mägde die Flucht ergreifen. Der Pfarrer, der Kenntniß von dieser Sache genommen hat, läßt sein Haus mit Wache umstellen. Nichts destoweniger holt die Todte die Magd in der Nacht ab, führt sie durch die Kirche, deren Thüren sich von selbst öffnen, zum Gottesacker, auf dem bei brennenden Kerzen eine in Trauer gehüllte Menschenmasse und das geöffnete Grab sich zeigt, in das sie nun mit den gefundenen Seelen der beiden Kinder unter gewissen Feierlichkeiten niedersteigt, sich in den dort befindlichen Sarg legt und ihn über sich zumachen läßt. Nächstdem geht die beherzte Magd nach erhaltener Anweisung durch die Kirche wieder zurück in's Pfarrhaus und ins Bett. Die das Haus umgebende Wache aber hat von dem ganzen Auftritt nichts vernommen, als ein wenig Geräusch und Fenstergeklirr. — So weit die Erzählung. — Was soll man dazu sagen? (fragt der obige Berichterstatter) — die Sache ist zur Volkssache.

geworden, und von allen Seiten erwartet man Aufschluß durch den Pf. W., den die Geschichte so nahe berührt, und der dem Spuke schon nachspüren wird." —

Auch uns würde ein gewissenhafter und genauer Aufschluß über diese Begebenheit, die natürlich im Munde des Volks mancherlei Verunstaltung angenommen haben möchte, willkommen sein, wiewohl diese ganze Geschichte schon zum voraus sehr mährchenhaft klingt.

8.

Sonderbare Muttermäler.

Aus dem Jahre 1828 findet sich in der Zeitschrift „Hesperus" Folgendes: — Das Mädchen mit dem „Napoleon Empereur" im Auge, wird in unsern Tagen angestaunt. Zu Amsterdam im Jahr 1699 im Monat März, war ein gleiches Wunder zu sehen. Ein Knabe von fünf Jahren, von Leuwarden, ließ in seinem rechten Auge die Worte: „Deus meus" und im Linken „אלהים" (Elohim) im Cirkel um den Augapfel sehen. Seine Mutter soll wegen der Schmerzen bei der Geburt dieses Kindes jene Worte oft gerufen haben. Viele tausend Menschen überzeugten sich, daß hier kein Betrug habe obwalten können. —
(S. Relationes curiosæ oder Denkwürdigkeiten der Welt. 1708. S. 204.)

Noch will ich hier aus einem eben erhaltenen Schreiben eines Freundes aus R. einen jüngst vorgekommenen merkwürdigen Traum einer erst kürzlich verschiedenen und begrabenen Jungfrau erzählen, wobei ich übrigens noch nicht ermächtigt bin, Namen der Personen und des Ortes zu erwähnen.

Eine Tochter eines ansehnlichen Geistlichen in einer bedeutenden Stadt Württembergs wurde vor Kurzem auf eine sehr eindrückliche und rührende Art begraben. Einige Wochen, ehe sie erkrankte, waren einige von ihren Freundinnen

bei ihr und erzählten einander im Gespräch auch von ihren Träumen. Als diese ihre Träume erzählt hätten, so sagte Obige, es habe ihr auch geträumt, aber sie erzähle ihren Traum nicht. — Als die Freundinnen fort waren, sagte ihre Mutter, nun S—, so erzählst du doch mir deinen Traum. — Ja, sagte sie, dir will ich ihn erzählen, und erzählte: es habe ihr vor einigen Tagen geträumt, sie befinde sich in ein[illegible]felde; nun wurde dasselbe abgemäht; statt der [illegible] waren es auf einmal Menschen, und unter diesen sei auch sie gewesen. Diese wurden nun in Garben gebunden, als bald eine Gestalt sich ihr mit aufgehobenem Finger näherte und zu ihr sagte: „S....., bedenke das Heil deiner Seele!" worauf sie erwachte. Bald nach diesem Traum ging sie am ersten Advent (1846) zu Gottes Tisch, wo sie unter Thränen noch lange in der Kirche verweilte; als sie nach Hause kam, spielte sie auf dem Klavier einen Choral; jedoch nach wenigen Tagen wurde sie etwas leidend, und mußte auch bald das Bett hüten; endlich erklärten die Aerzte, es sei das Schleimfieber. Als man es ihr sagte, erwiederte sie: „an dieser Krankheit sterbe ich;" und ob sie gleichwohl nicht gefährlich schien, sagte sie dennoch zu ihrem Bruder, er möchte sie auch auf den Gottesacker begleiten; ebenso zu ihrer Magd. — Nun wurde es aber immer schlimmer, indem sich noch eine Unterleibsentzündung einstellte, wo sie noch einige schmerzvolle Tage hatte, und woran sie dann auch — nach dreiwöchentlichem Kranksein, im fünfundzwanzigsten Jahre ihres Lebensalters, verschied. Sie war allgemein geachtet und geliebt. — Als sie ihrer Mutter auf Weihnachten einen Lichtschirm stickte, so traf es sich, daß das Bild auf demselben, wie ihre Mutter sagte, ihrer S— so ähnlich sehe, als sie noch ein Kind von vier Jahren gewesen sei, daß ihr dabei der Gedanke aufgestiegen sei, als sie erkrankte, dieß werde wohl ihre letzte Arbeit sein. —

Mohamedanischer Aberglaube.

Die menschliche Vernunft wandelt von Natur wie in einem Nebel, hinter welchem die Heere der Finsterniß theils von fern und unsichtbar auf das empfängliche Gemüth einzuwirken suchen, und ihm gern allerlei Wahngebilde vorgaukeln, theils daraus hervortreten, sich und ihre Macht näher bekunden durch wesentliche Aeußerungen, Erscheinungen, Besitzungen, Bündnisse u. dgl., und am liebsten Wahrheit und Lüge, Wesentliches und Unwesentliches, durcheinandermischen, um dem Menschen zu berücken, oder zu verwirren und zu ängstigen. Lüge und Betrug ist der Hauptcharakter ihrer Thätigkeit; aber es ist nicht Alles Unwahrheit und selbstgeschaffener Wahn, was man Aberglauben nennt. Jene Werke des Teufels zu zerstören, ist Christus erschienen, und sie finden sich daher am häufigsten, wo entweder der christliche Glaube eine falsche, unpraktische Richtung nimmt, oder in nichtchristlichen Ländern, wie die Missionsberichte zeigen. Hier wüthet das Reich des Bösen auf eine oder die andere Art mit fast ungebundener Gewalt. Nachstehend ein Bruchstück über die Mohamedaner in Africa.

Der evangelische Missionär Ferd. Christ. Ewald schreibt aus Tunis unterm 27. Juni 1834: „Die Unwissenheit des gemeinen Volks ist bedauernswürdig — — deßhalb sind sie auch in den lächerlichsten und schrecklichsten Aberglauben eingehüllt. Es wimmelt von Wahrsagern, Schwarzkünstlern, Geisterbannern und Amuletenschreibern. Die erstern sind größtentheils Frauen, die in den Straßen herumgehen und rufen: Dagasi! Dagasi! = Wahrsagerin! Die Leichtglaubigen lassen diese ins Haus kommen und vernehmen dann ihr Glück. Fast in jedem Hause ist ein Poltergeist; oft kann dieser nicht gebannt werden, und in diesem Falle verlassen die Bewohner insgesammt das Haus, und Niemand würde in dasselbe ziehen,

wenn man ihm ein Kaiserreich geben möchte. Das Haus bleibt also leer und fällt in Ruinen, und ich übertreibe nicht, wenn ich sage, daß auf diese Weise der sechste Theil von Tunis zur Ruine geworden ist. Ich sah ganze Straßen, in welchen die Häuser eingefallen sind, und nie wieder aufgebaut werden, weil böse Geister daselbst hausen. Es ist ein sonderbarer Widerspruch unter dem geblendeten Volke. Alle glauben an die Kraft der Amulete, nageln sie deßhalb an die Thüren, tragen eine Menge derselben am Leibe, behaupten, wo solche seyen, da können keine böse Geister sich aufhalten, und dennoch werden sie von ihnen geplagt. — Die Wahnsinnigen werden auch hier für heilige Personen gehalten, und deren gibt es eine Menge hier, theils wirkliche, theils verstellte. Es gibt männliche und weibliche Heilige. In dem sonderbarsten Anzuge durchziehen sie die Stadt, oft halb, oft ganz nackt. Jeder gibt ihnen Geld und Speise, jeder rechnet es sich für ein Glück, von solchen berührt zu werden. Nach ihrem Tode errichtet man über ihrem Grab Kapellen, und diese sind dann Zufluchtsörter für Verbrecher; einmal in diesem eingebildeten Heiligthume, ist jeder, auch der größte Verbrecher, sicher, und nicht einmal der Bey kann einen solchen herausnehmen. Der Verbrecher wird in diesen Kapellen ernährt, bis er entweder begnadigt wird oder stirbt. Doch wenn ein Mörder sich dahin flüchtet, so hat der Bey das Recht, ihn in der Kapelle einmauern zu lassen. In Tunis gibt es eine große Anzahl solcher Zufluchtsörter. Eine Straße ist völlig damit angefüllt, und wird deßhalb die heilige Straße genannt. Doch der berühmteste Zufluchtsort dieser Art ist 12 englische Meilen von hier, Sidi Buset genannt, erbaut auf einem der drei Hügel, auf welchem ehemals zum Theil Karthago erbaut war. Wer dahin fliehen kann, ist aller Verfolgung überhoben. Zuweilen ziehen diese vermeintlichen Heiligen mit Fahnen, Trommeln und Pfeifen durch die Stadt, und dieses ist ein gräßlicher, schaudererregender Anblick. Während die einen trommeln, tanzen die andern, wobei sie die Augen und

Glieder verdrehen, und die scheußlichsten Geberden machen; mir kamen die Bacchusfeste der Alten in Sinn. — Weder Juden noch Christen dürfen ihnen in den Weg kommen, und bei ihrer Ankunft verbergen sich die Juden, und die Christen gehen aus dem Wege. Ich stand einmal grade an dem Laden eines Mauren im obern Theil der Stadt, als ein solcher Zug sich näherte. Die Juden flohen, die Mauren sagten auch zu mir, ich sollte mich verbergen, und in der That war mir nicht recht wohl bei dieser Sache; da ergriff mich der Maure, nahm mich in seinen Laden und sagte: „Setze Dich hieher zu mir; ich that es und der Zug ging vorüber. Auf meine Frage, warum diese Leute sich so seltsam geberden? erhielt ich zur Antwort: Es sind Heilige. Ich hatte dann eine lange Unterredung mit diesem Mauren über den Unsinn dieser Menschen und über vernünftigen Gottesdienst." —

Ohne Zweifel sind nicht alle Poltergeister von Tunis leere Phantasie; es mögen unter andern der unruhigen Seelen dort genug umgehen, und daß die Amulete der Mohamedaner, wenn sie auch kein Betrug sind, sie nur selten entfernen oder beruhigen können, ist begreiflich. Ebenso scheinen sich unter den wahnsinnigen „Heiligen," bei deren Verehrung die himmlische Begeisterung mit der Verrücktheit (Furor divinus mit insania) verwechselt wird, wirkliche Besessene zu befinden. Nur das Christenthum kann da aufräumen; aber nicht das rationalistische. Denn die Rationalisten wissen weder von Poltergeistern und Gespenstern, noch von Besessenen, wenn gleich beides und noch mehr hinter ihrem Rücken sich die Freiheit nimmt, vorhanden zu seyn.

— y —

Ein schöner Traum.

Von Rosengeil.

In einer bekannten Stadt Thüringens lebte vor geraumer Zeit ein erfahrener, frommer Arzt, dessen ausgebreiteter Ruf ihm große Ehre und reichliches Einkommen erwarb, aber auch zugleich so viel Arbeit und Gemüthsbewegung zuzog, daß er zuweilen fast darunter erliegen zu müssen fürchtete. Väterlich und brüderlich theilte er die Leiden seiner Kranken und redete ihnen dabei in Stunden der Gefahr so erbaulich und eindringlich an's Herz, daß sie in diesem leiblichen Arzte auch zugleich den geistlichen fanden.

Traten Zeiten ein, wo ansteckende Krankheiten herrschten, und wo gleichsam der Tod mit aller Macht an dem großen Lebensbaume schüttelte, so, daß die Menschen in Menge, gleich reifen Früchten und gelbem Herbstlaub, in's Grab herabrieselten: dann war die Mühe des Arztes eben so groß, als seine Gefahr, und sein Testament lag daher immer bereit.

Sehr oft wurde er dann mitten in der Nacht herausgerufen, und mußte sich den süßen Schlaf aus den müden Augen wischen, um vielleicht durch Regenstürme und Schneegestöber zu Neuerkrankten hinzueilen. So mühvoll und lange nicht genug gewürdigt ist das Amt eines guten, pflichtgetreuen Arztes.

Einst als sich der Doktor von seinen vielen Besuchen ganz ermattet zur Ruhe begeben hatte, sank er augenblicklich in einen tiefen Schlaf, der ihm ein wunderbares Bild vor die Seele stellte, als sollte Körper und Geist zugleich erquickt — für die kommende Arbeit gestärkt, und für die vergangene belohnt werden.

Sein Traum führte ihn in einen Lustgarten, dessen Pracht Alles übertraf, was er bis jetzt von anmuthigen Gartenanlagen

jemals gesehen. Das Schönste aus dem Pflanzenreiche, wie sich's in allen Erdtheilen zerstreut findet, war hier vereinigt; der Doktor, ein geübter Kenner, kam fast außer sich vor Entzücken, als er große Prachtblüthen und edle Baumarten, wie sie nur unter Indien's Himmel gedeihen, und wie er sie bis jetzt blos aus Bildern und Beschreibungen kannte, lebendig in allerhöchster Vollkommenheit erblickte. Wie ein Kind, dem der heilige Christ beschert hat, eilte er von einem Gegenstande des Erstaunens zum andern fort. Ein erquickender Wohlgeruch duftete aus den schattenkühlen Büschen; der Rasen glich einem großen Kunstgewebe, in welches auf goldgrünem Grunde hellgelbe und violenfarbige Blümlein in den zierlichsten Gestalten gestickt waren. Hier und da murmelten Kühlung hauchende Quellen, erhoben sich krystallhelle Wasserstrahlen, und fielen mehr klingend, als plätschernd, in große dunkelblaue Becken herab. Ueber denselben schwebten Vögel mit buntschimmerndem Gefieder, wie sie nur durch Afrika's Wälder ziehen, und schauten aus ihrer klaren Höhe mit den schillernden Pfauenhälsen hernieder, als bewunderten sie selbst ihre große Schönheit, die sich tief unter ihnen im Wasserspiegel mit zitternden, zerfließenden Farbenflammen malte.

Anfangs merkte der Doktor in seinem Entzücken nicht, daß er ganz allein war; dann aber, als er eine Weile hierhin und dorthin seinen Lauf durch die hohen Laubengänge richtete, und ein neues Naturwunder immer das vorige überbot, fiel es ihm auf, daß dieser herrliche Garten leer von Bewohnern sey, und sein Herz sehnte sich nach einer mitfühlenden Brust, an die er zärtlich fallen und rufen könnte: Ach, Bruder! Wie schön ist es hier! Und wie groß ist der Schöpfer!

Indem er dieses bei sich dachte, sah er einen Mann aus der Ferne heranschreiten; je mehr er sich näherte, desto mehr wuchs des Doktors Freude; denn immer deutlicher erkannte er seinen geliebten Vater.

Mit dem lauten Freudenruf des Wiedersehens wollte er ihm um den Hals fallen; doch jener machte eine abwehrende

Bewegung, ob er ihm gleich mit einer ganz verklärten Freundlichkeit und Liebe zulächelte.

O, mein Vater, rief der Betrübte, warum wehrest du es denn, mich, deinen getreuen Sohn, an's Herz zu schließen, wo ich doch so lange nicht geruht habe? Da hob jener mit sanfter Stimme zu sprechen an: Ich liebe dich, wie immer; und seit ich von der Erde geschieden bin, habe ich dich wohl öfter im Geiste gesehen, als du mich.

Da stand der Sohn, in Gedanken vertieft; denn er konnte sich durchaus nicht darauf besinnen, daß sein Vater jemals durch den Tod von ihm getrennt worden sey.

Nun ich deiner Liebe gewiß bin, erwiederte er endlich, so bin ich auch wieder zufrieden, und es fehlet mir gar nichts mehr zu meinem Glück, da ich in diesem unvergleichlichen Lusthain gerade den Freund gefunden habe, nach welchem meine Seele am meisten Verlangen trug.

Darauf sprach sein Vater: Dir ist ein großes Heil widerfahren, welches selten einem Sterblichen zu Theil wird. Denn wisse! Du bist an einem Orte, welchem du noch nicht angehörst. Verlangst du den Beweis, so brich nur eine jener Rosen, die hier neben dir blühen.

Der Sohn langte hin, eine der königlichen Blumen dankbar zu pflücken, doch kaum berührte er sie, als das zarte Gebilde wie ein Nebelduft zerrann. Blick' her! sprach der Vater, knickte eine der schönsten, rothen Kronen ab und steckte sie an seine Brust, und es war, als ob sie dort noch höher glühe und würziger dufte.

Da fragte der Sohn mit Trauer: Was muß ich denn thun, mein Vater, daß ich würdig werde, hier zu wohnen, und daß die Blumen dieses Gartens nicht vor mir Armen erschrecken und zerfallen?

Arbeiten, beten, dienen, vergeben und geben in der Furcht des Herrn, wie du es bisher gethan; antwortete der Vater. Der Sohn fragte noch Vieles, worauf er Bescheid erhielt. Vieles hingegen blieb ihm verborgen. An Manches auch wußte

er wachend sich niemals mehr deutlich zu erinnern. Eines hatte er behalten: daß die Erde mit ihrer Schönheit nur ein schwaches Vorbild sey von der Herrlichkeit ihrer Sonne, und diese nur der Schatten größerer Wunder jener großen Sonnen, um die sich ganze Weltgebäude drehen.

Indem sie so mit einander sprachen, ging erst in großer Ferne, dann immer näher und durchdringender ein Ton durch den Garten, den der Doktor nachher nur mit dem Accorde einer großen Orgel vergleichen konnte, der stark und herzergreifend strömte, und doch dabei so sanft blieb, wie das Säuseln der Harfensaiten, wenn der leise West sie anhaucht.

Dieß ist das Zeichen, sprach der Vater, daß die Bewohner dieser Gegend sich zur Anbetung des ewigen Vaters versammeln. Darum, so lebe nun wohl auf kurze Zeit, bis wir uns wiedersehen!

Noch ein einzig Wörtlein! flehte der Sohn; o, sage mir, ehe du scheidest, was bedeutet das unaussprechlich schöne Rosenlicht, das dort am Horizont heraufflammt, als wollte eine neue Sonne aufgehen, noch schöner, als das klare Licht, welches jetzt durch die zitternden Palmzweige niederglänzt? Niemals habe ich noch eine Aurora mitten im Tage gesehen!

Die Werke des Allmächtigen sind unendlich und unergründlich, war des Vaters Antwort; wir alle, die wir hier wohnen, wissen uns jenes entzückende Licht nicht zu deuten, sondern wir sehnen uns dorthin, so wie ihr auf Erden euch nach dem Himmel sehnt. Denn ohne Sehnsucht lebet keine Seele, weder auf Erden noch im Himmel.

Dann breitete der Vater segnend seine Hände aus zum Scheidegruß. In diesem schmerzlichen Augenblick kam eine andre Gestalt den Sprechenden näher, und der Doktor erkannte in ihr seine geliebte Schwester, die Gattin eines werthen Freundes, in dessen Hause er seine frohesten Stunden genoß.

Vater und Tochter sanken sich mit unaussprechlicher Wonne in die Arme. Dann erst wendete sie sich erstaunt zum Bruder hin.

O, darum, rief sie, ihm entgegenfliegend, darum mußte ich dort vergebens auf dich warten!

Doch ehe er noch mit seinen Armen sie umschlingen konnte, war es ihm plötzlich, als sinke er durch unermeßliche Räume nieder. Der erste Laut, dessen er sich bewußt wurde, war ein lauter Ruf seines Namens.

O, lieber Herr! erscholl es vor der verschlossenen Thür; so öffnet mir und ermuntert euch doch aus eurem tiefen Schlafe, denn gewiß es hat große Gefahr!

Nun ward es ihm klar, daß er bisher im Paradies des Traumes gewandelt hatte, und daß jetzt wieder die wirkliche Welt ihre Ansprüche an ihn erneure. Er kleidete sich hastig an.

Wer ist's denn, der nach mir verlangt? rief er dem harrenden Boten vor der Thüre zu.

Es ist eure liebe Schwester! erscholl's zur Antwort; sie ist plötzlich erkrankt, und schon eine gute Weile habe ich euch umsonst zu erwecken gesucht.

Der Arzt eilt erschrocken hinab, er durchläuft mit immer steigender Angst die Straßen bis zum befreundeten Haus und tritt hastig ein; da fällt ihm der Gatte schluchzend um den Hals.

Zu spät! seufzte er, kaum des Wortes mächtig; unsre Freundin ist schon bei Gott! Ein Nervenschlag hat plötzlich mit ihr geendet.

Da faltete der Doktor seine Hände hoch empor, und konnte nicht weinen; auch nicht sprechen. Es währte lange, ehe er seinem Freunde den wunderbaren Traum erzählen, und ehe dieser recht darauf achten konnte.

Amputation eines Fußes im magnetischen Schlafe.

Am 22. November 1842 verlas ein Herr Topham, der den Kranken magnetisirt hatte, in der Londoner medicinisch-chirurgischen Gesellschaft folgenden Bericht.

Jakob Wombell, ein Arbeitsmann, 42 Jahre alt, von ruhiger Gemüthsbeschaffenheit, hatte seit etwa 5 Jahren an einem sehr schmerzhaften Knieschaden gelitten. Am zweiten Junius wurde er in das Bezirksspital zu Wellow bei Ollerton in der Grafschaft Nottingham gebracht. Er war nicht länger im Stande zu arbeiten, und litt außerordentlich. Bald stellte sich heraus, daß man ihm das Bein über dem Kniegelenke werde abnehmen müssen, und die Aerzte kamen überein, daß dieses wo möglich geschehen sollte, während der Kranke im magnetischen Schlafe lag.

Ich sah Wombell zum ersten Mal am 9. September. Er saß auf seinem Bette, liegen oder gar stehen war ihm unerträglich. Er klagte über peinigenden Schmerz, war aufgeregt und reizbar, und weil ihm der Schlaf fehlte, sehr von Kräften gekommen. Während der letzten drei Wochen hatte er in je 70 Stunden immer nur 2 Stunden geschlafen. Ich versuchte jetzt ihn in magnetischen Schlaf zu versetzen und gebrauchte dazu 35 Minuten; doch schloß er nun die Augenlider unter jenem Zittern und Zucken, welches dem magnetischen Schlafe eigenthümlich ist. Obwohl er wach war und sprach, konnte er sie doch erst nach Verlauf von anderthalb Minuten wieder öffnen.

Am folgenden Tag gelang mein Versuch schon besser, und schon nach zwanzig Minuten war er in Schlaf versunken. Nun magnetisirte ich ihn Tag für Tag, mit alleiniger Ausnahme des 18., bis zum 24. Sept., und seine Empfänglichkeit stieg allmälig, so daß am 23. der Schlaf schon nach 4½ Minuten eintrat. Die Dauer desselben war verschieden, und betrug zuweilen eine Stunde, manchmal auch eine halbe mehr. Er erwachte jedesmal durch den Schmerz am Knie, der in unbestimmten Zwischenräumen sich heftig einstellte.

Als ich ihn das dritte Mal sah, fühlte er sich sehr schwach, und war so bekümmert und betrübt, daß er weinte. Ich strich ihm der Länge nach über das Knie, und nach etwa 5 Minuten fühlte er sich erleichtert, und als ich fortfuhr mit

meinem Magnetisiren, schlief er wie ein Kind. Nun wurden seine Arme und sein Knie gekniffen, ohne daß er Empfindung davon hatte, und doch war das kranke Glied, wenn er wachte, dermaßen empfindlich, daß er auch nicht die leichteste Bedeckung auf demselben vertragen konnte. In jener Nacht schlief er sieben Stunden ohne Unterbrechung. Nachdem ich ihn nun 12 Tage hinter einander magnetisirt, ging in seinem Aeußern eine sichtbare Veränderung vor. Er bekam wieder eine gesunde Farbe, seine Heiterkeit kehrte zurück, er fühlte sich kräftiger, schlief gut und hatte Eßlust. Am 22. Sept. wurde ihm gesagt, daß in nächster Zeit das Bein abgenommen werden solle. Diese Mittheilung schien ihm unerwartet zu kommen und griff ihn sehr an. Ich versuchte an demselben Tage, ihn gegen seinen Willen zu magnetisiren. Während ich es that, sah er von Zeit zu Zeit die Umstehenden an; nach 12 Minuten schlief er. An den drei vorhergehenden Tagen war die Sache in sechs Minuten gethan. Später sagte er mir, er habe sich wiederholt daran erinnert, daß man ihm sein Bein abnehmen wolle, und an den Schmerz gedacht, den er werde aushalten müssen; aber der magnetische Einfluß war überwiegend und er verlor bald das Bewußtseyn. Die Furcht vor dem Verlust des Beins aber verhinderte in jener Nacht seinen natürlichen Schlaf. Am andern Morgen fand ich ihn reizbar und geschwächt; nach $4\frac{1}{2}$ Minuten aber brachte ich ihn in Schlaf.

Topham erzählt nun, daß er den Kranken noch mehrmals versuchsweise magnetisirte, um sich zu überzeugen, daß die Operation verrichtet werden könnte, während Wombell schlief. Dann fährt er fort: Als der festgesetzte Tag da war, gingen wir in sein Zimmer, um die nöthigen Vorbereitungen zu treffen. Da der Kranke bei jeder Berührung von entsetzlichen Schmerzen gequält wurde, so mußten wir davon abstehen, ihn auf einen Tisch zu legen. Sein niedriges Bett wurde daher auf ein Gerüst gehoben. Nachdem ich ihn zehn Minuten lang magnetisirt, zogen wir ihn auf seinem Betttuche nach unten hin. Die Bewegung aber, welche dabei unvermeidlich war, verur=

sachte ihm dieselben Schmerzen, die ihn so oftmals gepeinigt hatten. Das Knie war außerordentlich empfindlich; wenn er im magnetischen Schlaf lag, hatte ich ihn an den vorhergehenden Tagen oberhalb und unterhalb desselben stark geprickelt, ohne daß er das Mindeste gespürt hätte. Wir legten ihn nun in die geeignete Lage, und bald nachher bemerkte er uns, sein Schmerz habe aufgehört. Binnen 4 Minuten schlief er, und nach Verlauf einer Viertelstunde sagte ich dem Wundarzt, Herrn Ward, er könne nun seine Operation beginnen. Jetzt brachte ich zwei Finger jeder Hand in sanfte Berührung mit Wombells geschlossenen Augenlidern und ließ sie längere Zeit dort, um den Schlaf noch tiefer zu machen. Der Wundarzt warf einen ernsten, bedächtigen Blick auf den Mann, schnitt langsam mit seinem Messer in die Mitte der äußern Seite des Schenkels bis auf den Knochen und machte dann einen zweiten Schnitt rings um den Schenkel. Wir alle standen athemlos da und nur das Athmen des Kranken war hörbar. Als der Wundarzt den zweiten Schnitt machte, ergab sich, daß die Lage des Beines unbequemer war, als wir angenommen hatten und Hr. Ward fühlte sich dadurch etwas behindert. Nach dem zweiten Schnitte winselte der Kranke und das Winseln kehrte bis zur Vollendung der Operation in Zwischenräumen wieder. Ich meine, Wombell hat geträumt, denn sein Schlaf war fest wie zuvor. Der ruhige Ausdruck seines Gesichtes veränderte sich nicht im Mindesten, sein ganzer Körper blieb liegen, wo er lag, kein Muskel, kein Nerv zuckte. Bis zum Ende der Operation, auch während der Knochen abgesägt wurde, Hr. Ward die Pulsadern unterband und die Bandagen anlegte, also während einer Zeit von etwa zwanzig Minuten, lag er da wie eine Bildsäule. Bald nach der Abnahme des Gliedes schlugen seine Pulse in Folge des Blutverlustes schwächer; man goß ihm etwas Branntwein mit Wasser vermischt in den Mund, das er unwillkürlich hinunterschluckte. Als der letzte Verband angelegt wurde, machte ich einen der Wundärzte und einen andern anwesenden

Herrn auf das eigenthümliche, schon erwähnte Zucken der Augenlider aufmerksam. Da nun alles fertig war und Wombell weggenommen werden sollte, brachte Hr. Ward ihn durch ein Salz zum Wachen.

Er war ganz ruhig. Anfangs sagte er kein Wort, er schien erstaunt oder verwirrt; dann sah er um sich und rief: Gott im Himmel sey gelobt, es ist alles vorüber! Darauf schaffte man ihn in ein anderes Zimmer, wo ich ihn sogleich, in Gegenwart Aller, welche bei der Operation zugegen gewesen, aufforderte, zu sagen, was mit ihm vorgegangen sey, nachdem der magnetische Schlaf eingetreten. Er antwortete: „Ich wußte von nichts mehr und Schmerzen habe ich nicht gefühlt; einmal war es mir, als hörte ich ein Krachen oder Knacken." Auf die Frage, ob das schmerzhaft gewesen sey, entgegnete er: „Nicht im Geringsten; Schmerzen habe ich nicht gespürt und wußte von nichts, als bis ich durch das starke Zeug (er meinte das Salz) aufgeweckt wurde." Das „Knacken" hörte er wohl, als ihm der Knochen durchsägt wurde.

Wir verließen ihn mit der besten Hoffnung; Abends 9 Uhr fand ich ihn in sehr befriedigendem Zustande und magnetisirte ihn; nach kaum 2 Minuten schlummerte er und schlief anderthalb Stunden. — Als der erste Verband abgenommen wurde, hatte ich ihn eingeschläfert; von dieser gewöhnlich so schmerzhaften Abnahme merkte er gar nichts; er hatte auch nicht gewußt, daß sie vorgenommen werden sollte und hatte auch später keine Ahnung von dem, was geschehen war.

Der genannte Wundarzt hat alle diese Aussagen bestätigt und weiter bezeugt, daß gerade 3 Wochen nach der Operation Wombell aufstand, um mit gesundem Appetite sein Mittagsmahl einzunehmen. Er war längst außer aller Gefahr; Nervenzufälle, wie sie in Folge schmerzhafter Operationen so häufig vorkommen, hat er gar nicht gehabt.

Ueber die Wirkungen in Distanz beim Phänomen im Gefängnisse zu Weinsberg im Jahr 1836.

Schon im Anfange dieses Heftes kam ich auf die Phänomene im hiesigen Oberamtsgerichtsgefängnisse zurück, die sich im Jahre 1836 während der Inhaftirung eines Weibes zeigten und die in der bekannten Schrift verzeichnet sind.

Ich übergehe all die vielen Zeugnisse, die für dieß besondere Phänomen im Gefängnisse selbst sprechen und will nur diejenigen wieder den Lesern ins Gedächtniß zurückrufen, die davon zeugen, daß sich dieses Phänomen auch in Distanz äußerte, und daß, wenn diesem Weibe auch möglich gewesen wäre, im Gefängnißraum derlei durch Betrug, dem sie allerdings sehr unterworfen ist, hervorzubringen, es ihr doch nicht möglich gewesen wäre, durch Betrug in solche Distanzen hinzuwirken. S. 159 jener Schrift findet man das Zeugniß vom Oberamtsgerichtsbeisitzer Theurer. S. 161 das Zeugniß des Lehrers Neuffer. S. 132 von Referendär Bürger. S. 166. vom hiesigen Bürger Kümmel und seinem Sohne. S. 171 von Herrn Maler Dörr. S. 175 von Herrn Professor Kapf. Nach allen diesen nüchternen und bewährten Zeugen erschien dieses Phänomen mehr oder weniger auf die gleiche Weise in der Nacht (bei den Herren Kapf, Dörr und Duttenhofer sogar zu Heilbronn, eine Stunde von Weinsberg entfernt). Es stellte sich mit Tönen ein wie vom Gehen auf Socken, Werfen wie mit Sand, selbst Tönen wie von einem Schusse, besonders aber in Tönen, wie wenn man kleine dürre Reiser zerbricht, oder in Tönen wie beim Herausziehen elektrischer Funken aus Flaschen. Herr Neuffer bezeichnet es als einen langen, knisternden, knallenden Ton, als reibe man ein sich entzündendes chemisches Schwefelhölzchen.

Dem Gesichtssinn erschien es nach diesen Zeugnissen oft wie eine schwefelgelbe Beleuchtung. Herr Bürger sagte: Diese Beleuchtung dauerte einige Minuten, worauf es gerade

war, als rollte man eine Tapete die Wand entlang und als führe diese mit der Beleuchtung zum Fenster hinaus.

Dem Geruchssinne wurde es nach diesen Zeugnissen oft als wie ein Leichengeruch offenbar, dem Gefühlssinn aber durch kaltes Anblasen u. s. w.

Wer all diese Zeugnisse mit Unpartheilichkeit liest und vergleicht, der muß finden, daß wenn auch jenes Weib sonst betrogen und gelogen haben mag, in diesen Anregungen in Distanz von ihr kein Betrug gespielt werden konnte und daß solchen, wenn auch nichts Gespenstiges, doch Geistiges unterlag. Mir aber kommen solche Einwirkungen wie dämonische vor, welchen dieses Weib allerdings nahe steht und wie solche auch schon öfters in andern und frühern Geschichten Idiosomnambüler, hauptsächlich aber Kakodämonischmagnetischer, beobachtet wurden.

Ein Zeugniß kann ich nicht umhin noch wörtlich ins Gedächtniß zurückzurufen, es ist das von Herrn Professor Kupferstecher Duttenhofer, einem durch Ernst und klaren Verstand bekannt gewesenen Manne, wie er dasselbe in den Blättern aus Prevorst 9te Sammlung S. 86. in Form eines Schreibens an mich abdrucken ließ.

„Zuerst muß ich Ihnen bezeugen, daß ich bei Durchlesung des Buches (Eine Erscheinung aus dem Nachtgebiete der Natur 2c.) sehr befriedigt wurde, sowohl wegen der treuen und unverfälschten Darstellung aller der verschiedenen Thatsachen und Nebenumstände, so viel sie mir theils aus eigener Erfahrung, theils von andern glaubwürdigen Leuten bekannt geworden sind und dann überhaupt über die Anordnung des ganzen Inhalts. Auch mir war eine Veroffenbarung, oder wie Sie das nennen wollen, in meiner Wohnung in der Nacht vom 29. bis zum 30. Dezember v. J. geworden. (Es war also dieß die gleiche Nacht, wo das Phantom auch zu Herrn Maler Dörr nach Heilbronn kam. S. S. 172 der Schrift.) Da ich aber Morgens früh nach Oehringen reiste, so hatte ich Niemand etwas davon erzählt.

Nach meiner Zurückkunft am 2. Januar erfuhr ich nun sogleich, mit welchem gewaltigen Geschrei über die Phänomene, die Herr Dörr beobachtet hatte, die Stadt erfüllt war, wie Vergrößerungen und boshafte Mißdeutungen stattfanden, und wie überhaupt über dem Geschrei der Menge zu keinem vernünftigen Worte zu kommen war, daher ich das mir Begegnete nur einigen Freunden mittheilte, indem ich glaubte, jetzt schweigen zu müssen, da solche Beobachtungen zu wichtig sind und auf einem andern Gebiete besprochen werden müssen, als hier der Fall ist.

Es kam dazumal jenes Phänomen, als ich ganz wach im Bette lag, zu mir, nicht nur mit jenen Tönen, von denen ich früher und auch Herr Dörr und Andere zeugten, sondern es lief in meinem Zimmer, in dem sich außer mir kein Mensch befand, wie mit Schlurgen (an den Füßen los angelegten Schuhen) auf und ab, und als ich ihm zurief: „Laß dich noch besser hören!" that es zu meinem Erstaunen vor mir (im Zimmer) einen völligen Schuß. Nach diesem Schusse aber schwieg es auf einmal stille, es war als wie verschwunden. Fürs Auge, oder sonst für ein Schauen stellte sich mir nichts dar.

Es ist sehr natürlich, daß solche Behauptungen und erlebte Thatsachen, gibt man sie der Menge preis, sogleich alle Stände und Alter beschäftigen, und da einerseits diejenigen, die seit fünfzig Jahren das eingetrichtert haben, was wir alle wissen, nicht gestört seyn wollen, und andererseits diejenigen, welchen eingetrichtert worden ist, das erworbene liebe Gut der Erkenntniß sich auch nicht rauben lassen wollen, so ist mir recht gut erklärlich, woher diese leidenschaftliche Wuth gegen solche Beobachtungen kommt.

Mich u. s. w.

Heilbronn, den 27. Sept. 1836.

Duttenhofer.

Magikon.

Archiv für Beobachtungen

aus dem

Gebiete der Geisterkunde

und des

magnetischen und magischen Lebens,

nebst andern Zugaben

für Freunde des Innern.

Herausgegeben von

Dr. Justinus Kerner.

Vierter Band. Drittes Heft.

Stuttgart.

Verlag von Ebner und Seubert.

1849.

Inhalt.

Der politische Veitstanz im Jahre 1848

als

Vorwort zu diesem Hefte.

Die Chronik der Seuchen lehrt uns, daß nicht nur leibliche Krankheiten, wie z. E. der schwarze Tod, die Cholera rc., sondern auch geistige Krankheiten, Tollheiten, aus der Ferne hergekommen, sich über Deutschland epidemisch verbreiteten.

So kam von England im Jahre 1375 über Brabant und Lüttich die epidemische Tollheit des sogenannten Veitstanzes nach Deutschland und verbreitete sich durch Ansteckung rasch über einen großen Theil seiner Gauen. Die Zufälle werden verschieden erzählt. Nach einigen (Chronic. Sponh.) wären die von dem Uebel befallenen Männer und Weiber, Jünglinge und Mädchen, zuerst schäumend und bewußtlos, zu Boden gestürzt, und wenn sie sich wieder bewegen konnten, hätten sie bis zur Ohnmacht tanzen müssen. Es scheint aber nicht bei einzelnen Anfällen sein Bewenden gehabt zu haben, sondern solche einmal ergriffene hatten eine wahre Manie, zu tanzen, sie liefen den Ihrigen davon, und gesellten sich zu Ihresgleichen, liefen fast nackend und mit Blumen bekränzt und einen Gürtel um den Leib, einander an den Händen haltend, durch die Straßen, und tanzten besonders in der Nähe von Kirchen und Wallfahrts-Orten, bis sie niedersanken und ihnen der Leib auflief, so daß man denselben binden mußte (Mezeray). Wer denselben aufmerksam zusah, der lief

Gefahr, von demselben Drang zu tanzen befallen zu werden, häufig scheint es aber dazu gekommen zu sein, daß solche Verrückte von Hinzugekommenen durch Tritte und Schläge aufgerüttelt wurden.

Zu Basel war eine solche Kranke, mit welcher die Obrigkeit so lange eigens bezahlte und roth gekleidete Leute tanzen ließ, bis sie endlich vor Entkräftung vom Tanzen ablassen mußte, welches jedoch erst nach einem Monat endlich erreicht wurde.

Durch die Erscheinungen im März vorigen Jahres an den Menschen, konnte man in der That in Versuchung gerathen, anzunehmen, es habe sich damals von Frankreich aus auch eine geistige epidemische Krankheit, ein politischer Veitstanz über Deutschland verbreitet, wenigstens war die Aufregung, die damals unter die Menschen kam, fast krankhaft und ansteckend zu nennen. Hätte ein Chronikschreiber früherer Jahrhunderte diese Zustände zu beschreiben gehabt, würde seine Beschreibung, allerdings unklar und abentheuerlich, ohngefähr also gelautet haben:

„Im Jahr des Herrn 1848 verbreitete sich im Monat März, von Frankreich herkommend, über Deutschland eine eigenthümliche, ansteckende Tollheit, die sie den politischen Veitstanz, auch das Märzfieber nannten. Diese ansteckende Seuche verschonte kein Alter und Geschlecht, Männer, Frauen, Jünglinge und Mädchen wurden davon befallen, besonders herrschte solche Seuche in den Städten, wo vorher Wohlleben und Aufwand unter den Gewerbsleuten geherrscht, da sie viele Gelegenheit zum Verdienst hatten in so vielen Jahren der Ruhe und des Friedens. Weniger herrschte sie unter den Landbewohnern, den Weingärtnern und Bauern, die emsig bei aller Entbehrung ihrem Geschäfte nachgingen und der Natur treu blieben.

Der Anfall war so, daß man glauben mußte: die Menschen hätten alle aus dem Taumelkelch, von dem Jesaias schreibt, getrunken. Sie zogen in solchem Taumel haufenweis

in Schenken und auch in das Freie, wo sie sich in großer Anzahl versammelten, sprangen auf Tische, Bänke und Fässer, und ergoßen sich in exaltirten Reden mit Worten, von denen die nachstehenden sich am meisten in damaliger Zeit in Rede und Schrift wiederholten, als: „Märzerrungenschaften,“ „breiteste Unterlage,“ „Volkssouveränetät,“ „Hecker hoch!“ „der Zeit Rechnung tragen,“ „Gut und Blut,“ „Neuzeit,“ „wie Ein Mann,“ „Gesinnungstüchtigkeit,“ „Zeitbewußtsein,“ „Volksverräther,“ „Sondergelüste,“ „Interpellationen,“ „Reaction u. s. w.“

Besonders auffallend war, daß die Gesichtszüge der von dieser geistigen Seuche Befallenen in kurzer Zeit eine merkliche Veränderung erlitten.

Manche, die früher ganz mager waren, bekamen auf einmal dicke, aufgeblasene Backen, rothe Nasen, und funkelnde, oft auch triefende Augen. Sehr Vieler Gesicht bedeckte sich auch schnell ganz mit Haaren, die vom Kinn in einen langen oft rothen Bart ausliefen, und so kam es, daß oft der Vater den Sohn, der Freund den Freund nicht mehr erkannte; denn bei Vielen veränderte sich dadurch ganz ihr Menschenantlitz und nahm das Ansehen eines Waldteufels an.

Je länger und struppiger Bart und Haare einem solchen stunden, je stärker war er von dieser Seuche ergriffen; ließ er sich Bart und Haar stutzen, war dieß schon ein Zeichen anfangender Reconvalescenz, nahm er sich aber den Bart gänzlich ab, so durfte man zuverläßig darauf rechnen, daß ihn das Uebel dauernd verlassen.

Diese Bemerkung wurde auch nach der Bestätigung mehrerer Irrenärzte an gewöhnlichen Irren gemacht, namentlich daß das erste Zeichen ihrer Besserung darin besteht, daß sie sich ihre Bärte abnehmen lassen.

Wunderbare Gelüste zeigten sich in dieser Krankheit, sogar bei Knaben, nach Federn von Hahnen, die sie auf die Hüte steckten, und war die Verfolgung dieser Thiere damals sehr groß. Denjenigen, die von dieser Seuche aufs äußerste

ergriffen waren, wuchsen rothe Kämme wie den Hahnen,*) und besonders war ihnen die rothe Farbe ein heftiges Begehren, weßwegen sie auch oftmals rothe Fahnen vor sich hertragen ließen, doch steigerte diese Farbe, wie bei den welschen Hahnen geschieht, ihren Taumel, und sie verfielen dadurch in Raublust und Blutgier, sprachen irre von Kopfmaschinen und Beraubung des Adels und der Reichen. Andere schrieen sehr gewaltig nach Gewehren und Säbeln, sogar nach Kanonen, und marschirten in allerlei Anzügen unter Trommelschlag und Kriegsgesang in den Gassen der Stadt, und auf den Viehwaiden umher mit dem Geschrei: „Gut und Blut!“ und: „wie Ein Mann!“ Zu dieser Zeit gab es mit dem Schießen viel Unglück, weil die Bäcker und Schneider die Führung der Waffen noch nicht kannten, wodurch sie sich oder die Nahestehenden oft ohne Willen verletzten. Ein immerwährendes Trommeln verscheuchte alle Singvögel.

Andere von dieser Seuche ergriffene verließen ihre Geschäfte und stunden in den Straßen umher, als warteten sie auf Dinge, die da kommen sollten und doch nicht kamen. Alle Geschäfte ruhten, und so auch Handel und Wandel, während die so Befallenen auf den Straßen und in den Schenken sich aufhaltend, über Gewerblosigkeit (selbst nichts mehr schaffend) rasten. Oft auch geschah es, daß solche in großer Gemeinschaft anderer auch so Befallener bei Nacht in den Straßen mit Gießkannen, Kochhäfen, Feuerzangen, Kühglocken und Kübeln herumzogen, und diese im furchtbarsten Geschmetter und unter Miauen (Katzengeschrei) vor den Häusern derer ertönen ließen, die in Reden oder in Zeitschriften Mittel zur Unterdrückung dieser heillosen Seuche angegeben hatten, und nannte man damals diese nächtlichen wahnsinnigen Aufzüge „Katzenmusiken.“

Aber nicht blos Handwerksleute und gewöhnliche Bürger ergriff diese Seuche, sie wüthete auch unter andern Ständen

*) Die medicinische Bedeutung des Wortes: crista galli ist bekannt und dieses Symptom zeigte sich dazumal auch mehr als sonst.

und namentlich besonders unter dem Stande der Advocaten, hauptsächlich wenn dieselben jüdischen Stammes waren. Die Redekunst und die Geschwätzhaftigkeit solcher wurde durch diese Seuche auf das fürchterlichste gesteigert, und es waren diese der Ansteckung wegen, die am häufigsten von ihnen ausging, hauptsächlich gefährlich. Da in den vorangegangenen Jahren auch eine sonst nie gesehene auffallende Seuche unter die Kartoffeln gekommen war, so nannte man jene die Menschen befallene Seuche, auch hie und da die politische Kartoffel-Krankheit, von der die Köpfe der Menschen, auch wie die Kartoffelknollen krank und ungenießbar gemacht wurden. In dem Ventrikel des Gehirns der an dieser Seuche gestorbenen Menschen fand man bei den angestellten Sectionen schwarz, roth, guldengelbe Streifen, auch hatten die sogenannten corpora striata im Gehirne derlei Färbung, die aber beim Zutritt von Luft und Licht sogleich zu Wasser wurden. Durch die Dauer der Zeit nahm diese Seuche nach und nach in manchen Gegenden von selbst ab, oder nahm einen gutartigen Character an, so wie jene ältere Seuche des Veitstanzes auch nach und nach sich verlor, als sie zur Langenweile geworden war. Vieles mag auch zu ihrer Beendigung beigetragen haben, daß man an verschiedenen Orten, wo sie sehr heftig wüthete, namentlich in der Stadt Wien, sie, wie ehemals jene Epidemie des Veitstanzes, durch Schläge, sowie durch Schießen und Tritte auffallend schnell zu beendigen wußte. —"

Das wäre nun allerdings ein sehr unklares und einseitiges Bild einiger in neuester Zeit vorgekommener Scenen, doch kann nicht geläugnet werden, daß seit dem Monat März allerdings ein wahres politisches Fieber in Deutschland epidemisch geworden, das die Menschen alle aus dem Innern in die Außenwelt trieb, und Erscheinungen hervorbrachte, wie sie, kraß genug, im Geiste eines alten Chronikenschreibers, oben aufgeführt sind. Religion, Kunst und Wissenschaft flohen vor dem Interesse der fieberhaft die Sinne der Menschen ergriffenen Politik in den Hintergrund, und diese

verhinderte auch die Fortsetzung dieser Blätter. Möchten sie aber nun gleich der Taube mit dem Oelblatte als Zeichen erscheinen, daß sich die Wasser zu verlaufen anfangen und auch wieder anderes als politisches Treiben Boden und Theilnahme gewinnt. Gewiß ist man auch hie und da dieses Treibens und Rennens nach Außen hin sehr müde, und sehnt sich wieder, wenigstens auf Augenblicke, in die Gebiete des Innern zu kehren. —

Möchten diese Blätter nun Manchem durch diese Zeit müd Gewordenen zu einer innern Aufrichtung und Wiedergeburt dienen!

Ein Lied von Rückert.

Den politischen Vereinen jetziger Zeit zum Gesang anempfohlen von

Justinus Kerner.

Dein König kommt in niedern Hüllen
Sanftmüthig auf der Eſ'lin Füllen,
Empfang ihn froh Jerusalem!
Trag ihm entgegen Friedenszweige,
Bestreu mit Maien seine Steige;
So ist's dem Herren angenehm.

O mächtger Herrscher ohne Heere,
Gewaltger Kämpfer ohne Speere,
O Friedensfürst von großer Macht!
Oft wollten dir der Erde Herren
Den Weg zu deinem Throne sperren,
Doch du gewannst ihn ohne Schlacht.

Dein Reich ist nicht von dieser Erden,
Doch aller Erde Reiche werden
Dem, das du gründest, unterthan.

Bewaffnet mit des Glaubens Worten,
Zieht deine Schaar nach den vier Orten
Der Welt hinaus und macht die Bahn.

Und wo du kommest hergezogen,
Da ebnen sich des Meeres Wogen,
Es schweigt der Sturm, von dir bedroht.
Du kommst aus den empörten Triften
Des Lebens neuen Bund zu stiften,
Und schlägst in Fesseln Sünd und Tod.

O Herr von großer Huld und Treue,
O komme du auch jetzt aufs neue,
Zu uns, die wir sind schwer verstört!
Noth ist es, daß du selbst hienieden
Kommst, zu erneuen deinen Frieden,
Dagegen sich die Welt empört.

O laß dein Licht auf Erden siegen
Die Macht der Finsterniß erliegen
Und lösch der Zwietracht Glimmen aus;
Daß wir, die Völker und die Thronen,
Vereint als Brüder wieder wohnen
In deines großen Vaters Haus.

Friedrich von Meyer.

12.9.1772 – 28.1.1849

Die Leser dieser Blätter haben mit ihrem Herausgeber einen unersetzlichen Verlust erlitten: Friedrich von Meyer, der vortreffliche Dichter geistlicher Lieder, der tiefe Schriftgelehrte und Theosoph, bekannt auch durch seine gediegene Uebersetzung der Bibel, dem diese Blätter, wie besonders auch die frühern Blätter von Prevorst, so viele reichhaltige Beiträge verdanken, hat diese Welt, die irdische, die seinem Geiste immer fremder wurde, verlassen und ging in die ihm schon längst bestimmte Verklärung gottgeweihter Geister ein. Er hat für das Leben des Innern, für die Erkenntniß des Geistigen und den reinen Glauben ein schönes langes Leben durch gewirkt und gelebt.

Seine Erscheinung war für alle, die ihn zum erstenmal sahen, die eines Johannes. Ihn innigst verehrend als Meister, kniete ich im Geiste oft als ein treuer Jünger zu seinen Füßen und empfing Worte der Belehrung und des Trostes von ihm. Nun aber hebe ich aus dieser Wüste, aus diesem Unfrieden der jetzigen Zeit oft meine Hände zu seinem Geiste nach seiner Verklärung auf, und bitte ich nun um ein Fünklein seines himmlischen Friedens, hält er mich dessen noch für werth. Doch seine Milde, seine Nachsicht auch gegen diejenigen, die nicht auf der Höhe seines Glaubens, seiner Heiligkeit stunden, war groß. Er suchte sie mit freundlicher, zum Herzen sprechender Rede zu überzeugen und die Irren unter liebendem Händedruck den rechten Weg zu führen. Sein Auge war voll einnehmenden Zaubers, es strahlte aus ihm der Friede eines festen Glaubens und Gott-

vertrauens, und seine Stimme tönte Anmuth und Liebe. Sein Wissen war, wie sein Fleiß, erstaunlich, besonders war seine Sprachkenntniß groß. Die Schrift seiner Hand blieb in allem, was er schrieb, bis in sein hohes Alter fest und von ausgezeichneter Deutlichkeit. Ein noch näheres Bild von ihm hatte sein ältester Sohn Guido von Meyer auf mein Ansuchen für mich und diese Blätter bald nach dem Hinscheiden des Verehrten in kindlicher Liebe in nachstehenden Blättern gegeben, und gewiß werden die Leser ihm dafür mit mir den herzlichsten Dank zollen.

Einiges Biographische über den verewigten J. Friedr. v. Meyer zu Frankfurt am Main *).

Es ging meinem Vater im Volke da und dort noch, wie den Theosophen und Naturkundigen des Alterthums und Mittelalters; man schrieb ihm Zauberkräfte zu. Mit Scheu sprachen Dienstboten und Ungebildete von einer nie geöffneten Küche, seinem Niemanden zugänglichen chemischen Laboratorium, das an seine Zimmer stieß; es war oft drollig, wie solche Menschen scheu darnach fragten, scheu davon urtheilten, ängstlich hinschauten, nach Tönen oder Geknurre horchten, ja sich wohl einmal Hals über Kopf aus dem Staube machten, wenn sie irgend ein geheimnißvolles Geräusch von dort vernommen zu haben glaubten. Wir Kinder und die Mutter, auch die nächsten Freunde und Verwandten hatten nie von ihm Andeutungen, daß er von Geistern je belästigt oder gar besucht worden sei. Von merkwürdigen Träumen seines stets gesunden Schlafs hörten wir wohl, auch das Publikum zuweilen,

---

*) Die herzliche Aufforderung Kerner's macht mich so kühn, hier Einiges gleichsam zu extemporiren, damit das im Druck begriffene Heft des Magikons, dem mein Vater mit Namensunterschrift und als — y — so wohlwollend beisteuerte, von seinem Leben und Tode noch einige Kunde gebe. Guido v. Meyer.



aber diese waren ganz unschuldiger Art und glichen durchaus nicht Einflüsterungen von Dämonen oder himmlischen Gesichten, sondern schienen, wie bei allen Gesunden, mehr das Ergebniß aufgeregter und für Vorschau gerade empfänglich gewordener Nerven zu sein. Manchmal lobte mein Vater das edle kleine Johanniskraut (Hypericum perforatum), als erprobt gegen dämonische Einwirkungen (fuga Daemonum wurde es deßhalb im Mittelalter genannt). Da ich als Botaniker es gut kannte und er einst noch gegen den Herbst darnach fragte, ob es wohl noch zu finden sei, brachte ich ihm, von einem Spaziergang, eine Stunde Wegs weit nach Wiesen und Waldstellen zurückkehrend, ein großes Büschel von ungefähr dreißig dieser noch blühenden Pflänzchen mit, was ihn ungemein freute. Ob ihn wer darum gebeten, ob er dieses Zauberkraut irgendwo an verdächtige Stellen gelegt oder aufgehängt, ob er ein Decoct davon gemacht oder zu machen anempfohlen? — ich erfuhr es nicht, auch entdeckte ich dazumal, wie auch sonst nicht Spuren von ängstlicher Scheu vor Geistern bei ihm. Daß er persönlichen Umgang mit Geistern habe, fiel uns nie entfernt ein, die wir wußten, was jene Küche zu bedeuten habe mit ihren zum Theil von uns hergeschafften Töpfen, Gläsern, Retorten und Tiegeln. Sahen wir einmal auf dem großen Tisch seines Studierzimmers, oder um dessen Ofen, oder im Sonnenschein am Fenster irgend etwas in gläsernen Gefässen stehen, was sich crystallinisch gestalten oder digerirend entbinden sollte, so kannten wir genügend die Wirkungen der Chemie, um solches Gestalten und Entbinden ganz in der Natur der Dinge zu finden. Wenn man uns sagte, unser Vater könne Gold machen, so lachten wir, denn wir wußten, daß ihn der Vorzug der Studien vor seinen dem Kaufmannsstand angehörenden Geschwistern stets mehr geistig, als pecuniär gefördert, und er, während diese die Goldmacherkunst zu erklecklicher Höhe brachten, sein Erbe, womit er sehr gut haushielt, in unruhigen und Kriegszeiten nicht wie sie zu vermehren verstand. Er war stets einfach, mäßig, gottvertrauend,

und gab uns auch nie Argwohn, Summen wie Andere zum Schornstein hinausgejagt zu haben, so wenig durch Selbst- und Fremdbetrug der Alchemie, als durch Schwelgerei, wie die bedeutendsten und auch kleinere Goldmacher der Vaterstadt pflegen. Taucht nun plötzlich wieder das Gerücht auf, der berühmte Mann sei von Jugend auf ein Adept gewesen, schaut man wieder nach der nun sogar obsignirten, aber gewiß leeren Küche hin, so können wir ohne nähere Kenntniß schon jetzt versichern, daß der als fromm bekannte Mann dieses gewiß auch in Geheimlehren, die er behandelte, war, und daß er in Wünschen und Strebungen stets der guten Magie gehuldigt.

Nach einem Leben voll rastloser Thätigkeit und vielseitigem segensreichen Wirken hat diesen treuen Arbeiter der Herr endlich abgerufen, hat ihm zuerst die edle fleißige Hand, die so Vieles und Tiefes schrieb, erlahmen lassen und so allmählich absterben den müden Leib, nach einer Wallfahrt von 76 Jahren, 4 Monaten und 16 Tagen; sein Weib, in Angst um ihn und sich, weil ebenfalls schon bedenklich kränkelnd, verzehrt, ging ihm, ganz wie er, ohne Todeskampf, im 68 Jahre nur um 13 Stunden voraus. Wie die Sterbenden Wandnachbarn waren, sind sie es nach langer, von Kindern und Enkeln gesegneter Ehe nun auch im Grabe. Es war ein schönes, wenn auch durch die Plötzlichkeit des Vorangehens erschütterndes Heimgehen. Der Segen, den Beide, jedes in seinen Kreisen, auf Erden verbreitete, erhellt unsern Blick zu ihnen; sie werden selig sein, wie schon hienieden oft durch Wohlthun und die Kraft des Glaubens. — Nun vom Vater insbesondere:

So innige glühende Liebe zum Heilande mag selten gefunden werden, wie sie in unserem Vater lebte. Als er durch ernste Schicksale und immer tieferes Bedürfniß seines Herzens und Geistes von Weltstudien und Weltpoesieen zum Heiligen und in's Heiligthum gezogen wurde, da waren die sichtbaren Spuren auch an uns, seinen Kindern (die Mutter durch die

katholische Confession etwas entfernter) offenbar und blieben es zeitlebens. Mit Rührung gedenken wir, wenn auch das frühe Kirchengehen uns nicht recht zusagte und förderte, der Sonntagsstunden nach der Kirche beim Vater. Hier war es nicht selten, daß, in seinen geistreichen Belehrungen und edlen Ermahnungen, bei dem Bilde des Heilandes und der ihm folgenden Blutzeugen, auch schon bei einem schönen Gellert'schen oder Gerhard'schen Liede ihm die Thränen in die Augen drangen und die Stimme vor Rührung versagte. Der Beruf, ein heiliger Lehrer der Menschheit, der erhabenen Sendung Christi und der Apostel entsprechend, zu sein, war in diesen uns unvergeßlichen Stunden schön und herrlich bei ihm ausgeprägt, in mündlicher Mittheilung noch kindlicher, wenn auch nicht inniger, als in seinen edlen und großartigen Schriften oder Poesieen. Es waren oft Weihestunden der jungen Herzen, und da ich das Glück hatte, von diesem merkwürdigen Lehrer im Hebräischen durch alle Tiefen des göttlichen Worts im alten Testamente geführt zu werden, und auch als Kenner des neuen Testamentes, welches er zugleich im griechischen Originale las, während er uns dasselbe nach deutschem Text erklärte, so glaube ich, damals ein wirklich seltenes frühes Verständniß der h. Bücher erreicht zu haben, wie es nur den tüchtigsten Theologen orthodoxer Lehre bilden mußte. Bei der Weltlaufbahn, die ich zu verfolgen hatte, ging davon freilich Viel wieder verloren, nur nicht die tiefe Verehrung vor diesen Typen des Göttlichen, denen nur das heilige Buch der Natur zu vergleichen ist; auch hat es mich nachmals zu religiösen Gedichten in mir stets rührendem Nachhall, bei augenblicklichem Bedürfniß, in ernsten und sonst anregenden Lebensmomenten, begeistert. Uns fünf Kindern blieb von jenen schönen Stunden wenigstens der ernstere Trieb zurück, dahin, zu Erinnerung und heiligem Buch, und zu seinen Schriften, statt des Mündlichem viel zurückzukehren und Anderen gern von dem früh erworbenen Schatz zu spenden. Dem Geist und Sinn der Natur sehr verwandt, hatte ich großen Hang zur Legende,

dem dann der Vater, so weit er dem Sinnbildlichen folgte, Anerkennung zollte (m. s. die Anm. vor den beiden Legenden der Gedichte: in den Hesperiden; Kempten bei Dannheimer, 1836). Wenn er mich wegen anderer Katholicität einiger dieser, zum Theil jugendlicher Erzeugnisse tadelte, machte ich ihm im Scherz den Vorwurf, wie er selbst dafür verantwortlich sey, weil er ein katholisches Weib genommen und mir also das Katholische jedenfalls zur Hälfte im Blut sitzen dürfe. Er verstand unter jenem Tadel mehr einige poetische Ausartungen —, denn weltbekannt ist es ja, wie er den Kern der Lehren der Katholiken anerkannte und zu Vielem freiwillig und ganz biblisch zurückkehrte, was der immer plattere Protestantismus aus dem evangelischen Bekenntniß auszumerzen strebte. Seine Glaubenslehre (in 2 Auflagen) zeigt diese merkwürdigen Zugeständnisse plan und auch unwiderleglich: so die Lehre von dem Hades, dem Mittelreich der Reinigung der ausgeschiedenen Seelen, die Lehre von den Schutzgeistern und Engeln, von den Plagegeistern und Teufeln, von der Macht des Gebets und der Bannung böser Geister, von der Fürbitte für die Verstorbenen, die Lehre von der Tiefe und Bedeutung der eigentlichen Sacramente, von der Ehe, vom Abendmahl als hohen Geheimnissen. —

Joh. Friedr. v. Meyer zählte darum viel Freunde unter den Katholiken, minder daß er sich dieser jetzigen Kirche näherte, als daß man ihm mit Freude über seine biblischen Annahmen entgegen kam. Ja, mit Stolz sagten manche katholische Theologen: wenn die erleuchtetsten Protestanten solche Zugeständnisse machen, wird der Sieg bald unser sein. Sie verbargen sich aber die große Kluft zwischen Beiden, die aus dem apostolischen und dem abgeirrten und verweltlichten Katholicismus sich auseinander hebt, während dieser sich nie der Einfalt, Demuth und Milde der alten Zeit erinnern will. — Wie aus v. Meyers geistlichen Gedichten hervorgeht, sehnte er sich oft aus der Welt in die stille Beschaulichkeit einer Klosterzelle und eines Klostergartens; dann waren ihm die

Benedictiner, die sich auch neuerdings wieder schön erheben, mit ihrem wissenschaftlichen Eifer gegenwärtig, wogegen er vor den Dominicanern als blutigen Verfolgern eine Art Schauder empfand. Eigen war es, daß je innerlicher sein Bedürfniß nach geistiger und geistlicher Stille wurde, die Welt mit ihrem Glanz und ihren Versuchungen ihn, besonders in den letzten Decennien, immer lohnender und verlockender herausforderte. Nach einem Motto vor Göthe's Leben hatte er wirklich im Alter die Fülle dessen, was er in der Jugend sich gewünscht: den Schimmer der Repräsentation, hohe Staatsämter und Würden, sorgenlose Existenz und Glücksgüter; aber, wurden in dem Hinnehmen dieser Dinge und in dem Behagen daran vielleicht Manche an ihm dann und wann ein wenig irre, er selbst machte öfter recht schöne niedliche Bemerkungen darüber: es sei ein unschuldig Spiel von Eitelkeiten, das ihm Gott gönne, wie sich der junge Mensch von Weihnachtsbäumchen zum Himmel lenken lasse, ja, um von der Leere, die so Vieles davon nachlasse, sich nur um so inniger nach dem Unvergänglichen zu sehnen.

Sein langes Leben war ein sehr bewegtes, besonders in der Jugend gewesen. Von ziemlich unabhängiger Geburt unter den Ersten der Handelsstadt, konnte er durch Aemter und Heirath in der Vaterstadt zum höchsten Ansehen gar bald gelangen. Er zog die unbekannte Ferne schon als poetisches Gemüth, aber auch in merklichem Verlangen nach größerer Auszeichnung vor. Die französischen Eroberungen und Ländertausche zertrümmerten die Kartenhäuser des Glücks, die er sich erbaut hatte; er kehrte zur Vaterstadt nur reich an Täuschungen zurück, und auch hier noch kostete es viel Kampf, dem Idealen in der weltlichen Sphäre zu entsagen. Die Frucht seiner Rückkehr zum Patriarchalischen aus der erträumten Götterwelt war im Jahr 1800 sein liebliches biblisches Epos Tobias. Die classischen Studien und der geläuterte Geschmack des Dichters wirken beim Lesen neben den andern Versuchen in solchen Idyllen so wahrhaft wohlthuend, daß

neben Göthe's Hermann und Dorothea, einem aus Vossens Louise geständlich hervorgegangenen Epos, Tobias als ganz eigenthümliche, dritte, wahrhaft classische Schöpfung bezeichnet werden kann. Auf bedeutender Höhe zeigte sich der Schüler Heyne's als geistreicher Philolog und Uebersetzer in der alten Profanliteratur; Cicero's philosophische Bücher und Xenophons Cyropädie neigen schon zu dem Buche, das ihm bald die Quelle aller Weisheit werden sollte. Er hat davon in dem interessanten Sendschreiben an Marheineke vom Jahr 1820 nähere Kunde gegeben; ein künftiger Biograph findet hier den Schlüssel zu seinen wichtigsten Bestrebungen, die ihm die Unsterblichkeit sichern. Das Studium der Bibel in den Ursprachen wurde ihm jetzt Bedürfniß, und was kein Weiser der Erde ihm sagen konnte, nachdem er die Weisen des Alterthums und die Philosophen der Neuzeit durchgeprüft, eröffnete ihm auf kindliche Bitten der Geist aus der Höhe als unmittelbares Verständniß. Nicht als ob er sich vermessen hätte, was er sah und wie er's deutete, Alles für unfehlbar zu halten, flehte er immer brünstiger zu dem Geiste, der jenen Fischern, Teppichwebern und Andern aus dem Volke die Tiefe der Weisheit und Heiligung eröffnet, und vergegenwärtigte sich immer lebhafter und feuriger Ihn, der alles höheren Ringens Anfang und Beschluß ist. Es sind viele Momente in seinem Leben und die Besieglung davon liegt in seinen Schriften, wie er heiß mit Gott gerungen, wie er mit heißen Thränen — vielleicht hat sie kein Franziskus heißer geweint — immer wieder neu um die Gnade gefleht, daß jenes einzige unerreichbare Bild, das hochheilige Bild des Erlösers, in ihm Gestalt gewinne. Er gestand auch wohl seinen Kindern, daß man in seiner äußeren Erscheinung, an seinem Haupt und Antlitz Züge von dem muthmaßlichen Bilde des Heilandes entdeckt und ihn darum noch lieber gewonnen habe; dieses erkannte und bekannte er mit kindlicher Liebenswürdigkeit als eine ihn nur zu desto innerlicherer Verähnlichung anspornende Auszeichnung, wenn dem wirklich so sei. — Schon früh zeichnete er sich

durch Reinheit, liebende und vergebende Milde, großes Billigkeitsgefühl und stete Gerechtigkeitsliebe aus. Er war das jüngste Kind einer zahlreichen Familie und der Liebling des Hauses wie der Freunde; das reizte ihn, sich auszuzeichnen, sich diese Liebe zu verdienen. Er lernte eifrig und war dabei heitrer Gemüthsart; dem Großen und Erhabenen war seine Seele stets zugewandt. Er hatte früh auch Talent zur Malerei, wie zur Musik, was sein Harfenspielen in der Jugend zeigt. Aber Poesie ging ihm über Alles; sie war das Erbtheil begabter Familienglieder; ein Oheim, dem der Magnetismus aus Mesmers Zeit Bedeutendes verdankt,*) war Poet, sein ältester Bruder machte schöne geistliche Verse, dessen ältester Sohn, sowie der Aelteste des älteren Bruders besitzen auch diese Gabe, wie ebenfalls Schreiber dieses. Obgleich nicht frivoler Richtung folgend und stets vom Geheimniß reicher angezogen, war seine poetische Richtung doch lange Zeit mehr dem Streben Wielands verwandt, den er an Geist für das Classische nichts nachgab und in freier romantischer Dichtungsweise neben Göthe sich glücklich zum Muster nahm; einiges Wenige im Humoristischen hatte mit Hippel und Jean Paul Verwandtschaft. Ein Pröbchen, wie ihn das Geheimniß der heiligen Traditionen des Volks Gottes ziemlich früh, doch noch vergeblich anzog, mögen aus dem Jahr 1797 unter vielen erotischen Jung-Rosen von „Anakreons Laube" betitelt, folgende merkwürdige Verse sein: „Die Kabbala" überschrieben (Phantasiestücke in Poesie und Versen, ein Taschenb. f. d. J. 1799; Osnabr. 1798, S. 181.)

An einem blauen Morgen
Durchwandelt' ich den Weinberg,
Zu sehn, ob meine Trauben
Zur Kelter zeitig wären.
Und als ich itzt mich umsah,

*) Die Wahrnehmungen einer Seherin sind nach seinen Mittheilungen von jener berühmten Straßburger Somnambülen niedergeschrieben.

Stand hinter mir ein Alter,
In schwarzes Tuch gekleidet,
Mit hohem schwarzem Turban
Und weißem seidnen Barte,
Mit hoher Adlernase,
Und langem Wanderstabe;
Der bot mir Gruß und Segen,
Und bat um eine Traube,
Den Gaumen zu erfrischen.
Ich führt' ihn in die Hütte,
Und gab ihm Stuhl und Polster,
Und bracht' ihm eine Schüssel
Voll zartbereifter Trauben,
Die sonnenroth, die dunkel,
Die meerfarb, die gesprenkelt,
Die Beeren, wie ein Daumen,
Und alle süß wie Honig.
Drauf sprach der Fremdling dankend:
Auf daß mein Wirth auch wisse,
Weß Gaumen er erquickt hat,
So will ich Stand und Namen
Nicht länger ihm verhehlen.
Drauf ließ er einen Namen
Von langem Maaß erklingen.
Gemischt mit Ben und Rabbi
Und andern fremden Tönen,
Und sagte, daß sein Volk ihm
Noch schön're beigegeben.
Da sagt' ich: Weiser Fremdling,
Daß dich mein Dach beherbergt,
Darum geschieht ihm Ehre.
Da gab er mir zur Antwort:
Fürwahr! es sollten Herrscher
Und Herrn der Herrscher kommen
Und deine Trauben kosten,
Und fröhlich werden. Sind sie
Doch fast so süß und würzig,
Wie jene großen waren
Im Lande meiner Väter.
Drauf ließ' er mich vernehmen,
Es hätten seine Väter
Ein schönes Land besessen,

Wo Honigseim in Strömen
Und Milch geflossen wäre!
Und seine Trauben hätten
Im Herbste je zwei Männer
An einem Stock getragen,
Und ihre Beeren seien
Wie Eier groß gewesen,
Und sei der Wein geworden
Wie ein lebendig Feuer.
Ei! sprach ich, weiser Rabbi,
In diesem edlen Lande
Möcht' ich ein Winzer werden.
Ach! gab er mir zur Antwort,
Fluch liegt nun auf dem Lande:
Denn seine Winzer wichen
Vom Glauben ihrer Väter,
Von ihrer Väter Sitten,
Von ihrer Väter Güte.
Doch nah am Thor des Morgens
Liegt, schöner noch und reiner,
Ein Land, in dem die Eltern
Der Erden Gattung wohnten;
Ein Garten voller Früchte,
Begabt mit starken Kräften,
Unsterblichkeit zu geben,
Dem, der sie würdig isset. —
Dann griff er in den Busen
Und holt ein schwarzes Büchlein
Hervor mit ernster Miene
Und reicht' es mir und sagte:
Zum Dank für deine Labung,
Mein Wirth, nimm dieses Büchlein;
Wer würdig ist zu finden
Und sich zu finden mühet,
Dem zeigt es Weg und Eingang
Zum seligen Gefilde,
Und sagt ihm seltne Dinge,
Und sagt ihm alle Zukunft.
Da blättert' ich im Büchlein,
Und sah, es war das Büchlein
Voll seltsamer Figuren,

Voll fremder Wort' und Zahlen
Voll Wolken, Kreis' und Rosen
Und Thier und Flügelköpfchen.
Komm, sagt' ich, weiser Rabbi,
Da er den Stab schon faßte,
Komm, guter Greis, dein Dank ist
Zu gut für meine Gabe.
Wann bald auf deinen Weg sich
Der heiße Mittag lagert,
So wird dich diese Flasche
Voll alten Weines stärken.
Da dankt er mir mit Rührung
Und gab mir seinen Segen.
Und als ich nun allein war
Mit meinem Wunderbuche,
Da warf ich's in das Feuer,
Wo meine Bohnen schmorten,
Und ging, als rasch die Lohe
Schon in den Blättern wühlte,
Zurück in meinen Weinberg,
Zu sehn, ob meine Trauben
Zur Kelter zeitig wären.

(Nach fast 50 Jahren könnte ein Zusatz lauten:)

Sein Knäblein fand die Blätter,
Halb angebrannt, verzettelt,
Wie sie die Lohe ausspie,
(Denn Quellgeist spukt im Büchlein);
Der Vater, stutzig, sammelts,
Setzt mühsam es zusammen,
Und hat in den Fragmenten
Mehr Weisheit, als durch Arbeit
Zeitlebens er gewonnen.

Auch wurde der gegen den Rabbi hier spielend ausgesprochene Wunsch im Geiste schön verwirklicht, und es ist keine Anmaßung des Sohnes, der ihn arbeiten sah im Weinberge des Herrn, wenn er dem hinzufügt:

Dann ging er und ward Winzer
In jenem edlen Lande,
Wie ahnend er begehrte.

Und der Eigner des Weinbergs, wo die alte Tenne stand des Jebusiters, machte ihn zu seiner Hüter einem, und da er alt und müde war, gab er ihm den Feiertag und den ihm aufgehobenen reichen Lohn. — Wir stehen an seinem Grabe und sehen ihm sehnsüchtig nach, dahin, wo man ohne guten Kampf nicht hinkommen kann, und wo er, nach noch schöneren, höheren Werken jenseits, einst die Krone der Auserwählten empfangen soll, so wird uns gelehrt und so ahnen wir.

Das Reich des Glaubens hat sein berühmter Name in deutschen und fremden Landen, das wissen seine Nächsten am besten, gefördert und erweitert; wenn Göthe von seiner Dichtkraft verkündete: „selbst der Chinese malt Lotten und Werther aufs Glas," so gereicht es dem jüngeren Landsmann und Mitpoet zu höherem Ruhm, daß man dort auch seine Bibel hat und seine geistlichen Lieder kennt. Ein katholischer Professor kam aus dem gelobten Land und fragte mich, ob er hier sein neues Testament, das er auf den heiligen Stätten überall mitgehabt, mit den beiden Theilen des alten ergänzen könne? Dieser Mann, der seit dem als Universitätslehrer manche geistreiche Blicke in den Orient und seine Geheimnisse gethan, war Schüler des meinem Vater gar nicht abholden Görres und sitzt nun in der Paulskirche in unserer Stadt. Nicht selten kamen Juden und vom Judenthum bekehrte Missionäre an, die des Vaters Geist in tiefer und allein wahrer Deutung ihrer Geheimlehren priesen, und wie Er sie mächtig mit Klarheit auf den rechten Weg geführt. Sogar Herr Amschel von Rothschild (er war damals noch nicht Baron) freute sich im J. 1820, meine Bekanntschaft als unser mecklenburgischer Banquier beim Bundestage auch in der Hinsicht zu machen, weil mein Vater ein so großer Schriftgelehrter sei (das wußte er von dem Rabbi, der täglich mit ihm, oder, wenn er verhindert ist, für ihn betet).

Wie mühselig lernte mein Vater sein Hebräisch als Autodidact in spätern Jahren, nachdem er alle Weisheit der Welt ins Feuer geworfen, wie damals das Büchlein mit den

kabbalistischen Zahlen und Zeichen. Wer diesen unermüdeten, nur von Gebet und Schlaf unterbrochenen Fleiß dieses Gerichtsmannes in seinen Freistunden kennen lernen will, er sehe sich in jenem im Jahr 1820 verfaßten Sendschreiben an Marheinecke, das damals mit den Ankündigungen des neuen Bibelwerks gedruckt versandt wurde, um. Die Basler Octav-Bibel, durchschossen in 4 Quartbände gebunden, ist noch vorhanden. Auch das Tintenfaß hat uns der edle Vater hinterlassen; es ist nur von schlechter Fayence und unförmlich; allein, so werth- und ehrenvoll auch das schöne silberne Tintenfaß ist, welches die freie Stadt Bremen für Führung ihrer Geschäfte am Bundestage dem Greis durch den würdigen Bürgermeister Schmidt überreichen ließ, jenes alte unscheinbare und abgestoßene Stück Hausrath wiegt schwerer, und zwar, was das beste ist, beim Volke mehr noch, als in der gelehrten Welt. Gelehrte haben sich, wieder wie damals, als das große Werk sich Bahn brach, bemüht, es zu verdrängen — orthodoxe Gottesgelehrte waren es dießmal, wer sollte es glauben; doch, wie Luthers Gabe unvergänglich, wird es auch des Erneuerers Arbeit sein, die eine redliche und wohlverstandene war, und der man wohl mit Beraubungen augenblicklich den Lohn schmälern, aber dauerndes Verdienst nicht nehmen kann. Der Herr, der ihm seiner Zeit die Kraft gab, das schöne Werk zu vollenden, die wichtige Aufgabe zu lösen, hat dann dem Greise zeitig, da er als Staatsmann und Richter zu viel in Anspruch genommen war und die Stärke schwand, einen treuen Hülfsarbeiter gesandt, der noch kurz vor seinem Tode ihm eine Erquickung in folgendem schönen Zeugniß bereitete, dessen Mittheilung uns der Briefsteller — Herr Dr. th. Rudolf Stier — nicht verübeln wolle, da so viel Trost für die Hinterbliebenen darin liegt:

„Ihr lieber freundlicher Brief, theurer und hochverehrter Freund und Meister meiner geistlichen Jugend, verpflichtet mich zum innigsten Danke, brachte mir eine besondere Freude. Namentlich auch das freut mich immer von neuem, daß meine

Schriften im Ganzen als gründlich und richtig vor Ihrem Tribunal erkannt werden — denn ich empfange darin mit Dank zu Gott das bestätigende Urtheil einer in Ihnen mir von Anfang repräsentirt gewesenen Zukunft. Ferner, bei allen Abweisungen im Einzelnen, welche zuweilen ausdrücklich und namentlich zu bezeugen mir gerade mein sonstiges Verhältniß zu Ihnen dem Publikum gegenüber auferlegt, weiß ich mich doch im Grunde so sehr und ganz als Ihren Schüler, daß ich gern, so lange Sie noch im Leibe wallen, alles mir an Frucht Gewachsene zunächst Ihnen zur schuldigen Gabe des Dankes darbringe . . . . . Die Waffnung wider alle Confusion des halbgläubigen Wesens der Schulgelehrten, den zur Wahrung ächter Selbstständigkeit und zu gedeihlich unbehindertem Fortschritt sogar nothwendigen Zorn und Eifer gegen jedes menschliche Handthieren am Worte Gottes, den klaren Standpunkt über allem Confessionellen — das alles verdanke ich, nächst der Gnade von oben, Ihrer Vermittelung."

Wenn der Vater im Scherz manchmal sein Haus „das Haus der Schreiber" in biblischem Ausdruck nach Luther nannte, weil drei darin Schreiber, ein juristisch-theologischer, ein publicistisch-belletristischer und ein cameralistisch-naturhistorischer, in ihm und beiden Söhnen sich darstellten — so nannte es die Welt gar oft ein Pietistenhaus. Und das war es wahrlich nicht. Zunächst gehörte die Mutter nicht zu unsern biblischen Auslegungsstunden, und sodann war gerade dieser Theologe ein so heitrer Weltmann und guter Gesellschafter, daß sich gar Manche wunderten, die ihn persönlich kennen lernten und ihn, weil seine Schriften und Gedichte so tiefen Ernst athmen, auch als einen strengen Mann der Gesellschaft, als einen, was man Kopfhänger nennt, erwarteten. Dieser heitre Geist, auch von der lebhaften Mutter auf die Kinder übergegangen, machte aus dem Hause der sogenannten Pietisten gar oft ein Haus der kunterbuntesten Wirthschaft, besonders wenn Enkel aus einer der vier Weltgegenden eingetroffen

waren; denn auch das ist eigenthümlich, daß die Vaterstadt diese Familie gern mit dem Rücken ansah, daß Neid und geflissentliche Mißachtung sie der besten Früchte einer Heimath beraubte; die Töchter fanden im Auslande passende Partieen, die Söhne auswärtige Dienste, und der einzige Enkel, der bis jetzt des berühmten Mannes Namen fortpflanzt, ist wiederum im Begriff, fremde Dienste oder fremde Heimath zu suchen. „Der Prophet gilt nichts in seinem Vaterland und in seinem eigenen Hause," diesen Spruch Christi hatte, bei aller nöthigen Selbsterkenntniß, auch dieser Gottesmann auf sich anzuwenden oft Gelegenheit. Es geschah ohne Bitterkeit, die seinem edlen Geiste, wie überhaupt jedes Nachtragen, fremd war — desto mehr lastet dieß Wort auf Denen, die ihn mißverstanden, mißverstehen wollten, und die seine wie jedes Menschen angeborne Schwächen, den Balken in ihrem Auge vor dem Splitter des Nächsten nicht sehend, spaßhaft oder gar boshaft vergrößerten. Doch Friede sei über seinem Grabe, und als die schönsten Zeugnisse mögen die von seinen ehemaligen Gegnern reden, die ihm so volle Genugthuung als verklärtem Mitbürger zollen, oder früher hingeschieden schon länger gaben.

Da diese Blätter (die Zeitschrift) auch dem Mittelreich geweiht sind und J. Fr. v. Meyer der großen keck geläugneten Wahrheit des Fegfeuers, das dieses Mittelreich bedeutet, als der vornehmste der Protestanten nächst Jung-Stilling wieder Achtung und Eingang verschaffte, so möchte es nicht ungeeignet sein, auch hierbei ein wenig im Magikon zu verweilen. Es war in der Zeit der schalsten und wohlfeilsten, ja der frivolsten und nichtswürdigsten Aufklärung, von Westen her angezündet, daß dieser Knecht Gottes (man verzeihe den pietistischen Ausdruck), wie Christophorus in dem noch kleinen Heiland, auf seinem starken Sachsenrücken (er stammt von Hildesheim) eine wachsende Last bekam, in sehr tiefe Strudel hinein, die er schier nicht zu ertragen vermeinte. Nicht nur das Schulpack der Theologen, Philologen, Philosophen ꝛc., nein, seine Gönner und Weltfreunde

vor Allen, fingen an, den schon Halb-Verrückten, zu bemitleiden und zu bespötteln. Es ging ihm wie Colon, der die ihm als so sicher gekündete neue Welt endlich fand: er irrte von Häusern und Palästen ab mit seiner erneuerten Kunde gleich ihm wie ein Wahnsinniger, die Jugend selbst deutete mit Fingern auf den neuen Theosophen, den zum theologischen Handwerk eines Jacob Böhm und Jung zurückgreifenden aberwitzigen Schwärmer. Von letzterem Mystiker existirt noch ein Brief, wo er den theuren Freund in diesen Bedrängnissen tröstet — und heute! verneigt man sich oder wagt einem Görres, Schubert, Schelling ꝛc. nicht zu widersprechen, wenn man seinen Namen als den Verfasser von Hades, ein Beitrag zur Theorie der Geisterkunde (Fr. a. M. 1810) als einer der so früh dafür kämpfte, offen, ehrlich und Gott die Ehre gebend hier wie überall,*) nennt und selbst preist.

War sein Leben ein klarer Spiegel der Gottesfurcht, der Liebe, der Durchgeistigung eines an sich edlen Charakters, so verklärte sich dieser Ausdruck besonders in den Tagen seiner letzten Leiden und in seinen Sterbestunden. Es war uns, ihn treu bis zum letzten Hauche pflegenden, ja als Knechte und Mägde ihn und die Mutter nach dem Tode noch besorgenden Kindern eine Freude und Erquickung, wie er, dankbar und anerkennend für unsre nur rückzahlende Treue, so geduldig war, und als ein herrlicher Mann, dem von Geistlichen allein es noch vergönnt war, zu ihm zu kommen und über ihm zu beten, ihn beim Erwachen aus ermattendem Schlummer sanft anredete: Vous vous sentez dans la main du Seigneur! und er es still und ergeben mit abgebrochnen Lauten bejahte, da schwebte die Weihe des vollendenden Dulders über dem edlen Haupt und unsre Augen füllten sich mit Thränen. Als dieser Mann ihn

*) Auf meine und Andrer Anfragen entschloß sich in neuerer Zeit bei Anerkennung dieses seines Verdienstes J. F. v. M. zu einer „neuen verbesserten und mit einem zweiten Theil vermehrten Ausgabe.“ Dieser zweite Theil soll, was darüber in den Bl. aus Prevorst 2. und 3. Samml. steht, enthalten.

zum zweitenmal, vor diesem Wachen, schlafend fand und segnete mit halblauter frommer Zurede, schwebte ein Lächeln um seinen Mund, als höre er das schon von drüben als ein Vollendeter; wie er aber wirklich vollendet hatte und die Frauen, die ihn verehrten, und die Kinder, die ihn liebten, den Sarg umstanden, da war; zu dem milden Ernst der Stirn noch ein schönerer Zug himmlischer Verklärung um den Mund, unvergeßlicher als jenes Lächeln des Sterbenden, hinzugekommen — es war ein Abglanz von dort, wo er schon still und selig weilte, um zu höheren Stufen abgerufen zu werden, es war das seinem schönen Greisenantlitz nun wahrhaft aufgeprägte Bildniß, das da bekannte: „Ich habe überwunden — warum weinet Ihr?" Ein edler Priester aus dem Süden Baierns schrieb der zu dem Sterbenden geeilten ältesten, in Baiern glücklich vermählten Tochter folgende Zeilen (er verzeihe ebenfalls die Mittheilung:)

„Die Nachricht von dem seligen Hinscheiden Ihrer ehrwürdigen Eltern hat mich auf eine so eigenthümliche Weise ergriffen, daß ich es mir nicht versagen kann, gegen Sie mit wenigen Worten mich hierüber als theilnehmender Freund — erlauben Sie mir hier diesen Ausdruck — auszusprechen. — Es war nicht das Gefühl der Betrübniß, das ich empfand, sondern frommer Rührung, ich möchte sagen, heiliger Freude. Denn indem meine Einbildungskraft Ihres Herrn Vaters ehrwürdiges Bild mit aller Treue mir vorführte und ich ihn nun als Leiche auf dem Bette liegen sah, empfand ich mit tiefer Bewegung den reichen Trost der Worte der Offenbarung 14, 13: „Selig sind die Todten, die in dem Herrn sterben von nun an. Ja der Geist spricht: daß sie ruhen von ihrer Arbeit und ihre Werke folgen ihnen nach." — Man ist so freigebig mit dem „selig," wenn von Verstorbenen die Rede ist, daß es gar oft bedeutungslos gesprochen wird. Hier aber sprech ich's mit der innigsten Ueberzeugung, mit froher Seelenstimmung. Es kam mir hiebei das nicht, was man sonst so natürlich findet, den Tod eines Menschen zu bedauern, zu beklagen. Nein!

Ich kann einen solchen Entschlafenen nur glücklich preisen, denn was können wir einem Menschen Besseres, Größeres wünschen, als was durch Gottes Gnade Ihrem Herrn Vater zu Theil geworden ist: — mit reichen Gaben des Geistes und des Gemüthes ausgerüstet, eine reiche, vielseitige, ehrenvolle Thätigkeit zu entwickeln; als Familienvater, Bürger und Christ von der Mitwelt hochgeehrt und in sich glücklich zu seyn, und — „ist des Lebens Wallfahrt aus" — wie Simeon in Frieden zu scheiden. — Ein solches Leben und ein solcher Tod liegen mit fast idealischer Schönheit vor uns. — Selbst gegen Sie kann ich, was man sonst „schmerzliches Bedauern" oder mit dem fremden Worte „Condolenz" nennt, nicht aussprechen. Ich fühle herzlich mit Ihnen die Rührung, die jedes Scheiden der Art uns verursacht; aber ich bin von Ihrer eigenen religiösen Gesinnung zu sehr überzeugt, um mir Sie in trostlosem Schmerz darüber versunken denken zu können. Sie werden vielmehr unter Thränen kindlicher Liebe den Herrn für den Reichthum seiner Barmherzigkeit preisen. — Möge der Segen Ihrer gottseligen Eltern als das köstlichste Erbgut bei Ihnen bleiben und sich auf die theuren Ihrigen vererben."

Nachdem nun die beiden Eltern, die Mutter in der Abendstunde, da es dunkelte, am Sonnabend, der Vater am Tage des Herrn, da der Hahn die erste Dämmerung verkündete, sanft verschieden waren, lief die seltene Trauerkunde von Mund zu Mund, und Erstaunen und Rührung bemächtigte sich der Einwohnerschaft. Manch Eltern- oder Gattenpaar sagte sich: so möchten wir auch scheiden, ungetrennt im Tode wie im Leben. Am Morgen des Mittwochs aber, des letzten Tags im Januar, bewegte sich ein langer Zug auf dem kleinen Platz der Straße, von dem fünffenstrigen, hochstockigen, mit einem weitschauenden Belvedere in Würfelform auf dem hohen Dach gezierten Hause (ein Söller, den nach dem Vater der Schreiber dieses zu Eingebungen der Muse benutzte) — er geleitete die beiden Särge des Greisenpaares, wie im Tode sich folgend, und geführt von zwei Geistlichen, von den Confessionen

der Verblichenen, und von den treuen Dienstboten, deren weiblicher Theil Blumen trug, die heute einer Schneelandschaft ausgestreut wurden. Den Zug der leidtragenden Verwandten eröffnete der Verfasser dieses Schreibens mit zwei von den 25 Enkeln; der eine hatte die Theuren als Arzt verpflegt, der andere, einer Enkelin verlobt, kam zufällig von seiner Seestation, wo er der Reichsmarine sich widmet, hier an, um den erst jüngst verlassenen Großeltern die letzten Ehren zu erweisen. Die Ersten der Stadt, die beiden regierenden Bürgermeister und der Vicepräsident der Gerichte traten mit vielen Senatoren, Beamten, ausgezeichneten Einwohnern und Fremden der großen Anzahl von Verwandten nach, alle zu Fuß, und viele Equipagen folgten. Der evangelische Pfarrer Wehner sprach in Verhinderung des Beichtvaters des Seligen, Pfarrer Steitz (beide dem Hingeschiedenen innig befreundet) Worte des Trostes und der Erhebung über dem Doppelgrabe: wie die Gattin, von Angst und Sorge aufgerieben, vorangeeilt, wie er so schnell und eben so friedlich gefolgt sei, dem der Herr den Lohn eines treuen Arbeiters gebe. Er berührte seine Verdienste um die Kirche wie um den Staat, nannte in Wahrheit die Umstehenden und die beiden Beichtiger selbst seine Söhne, die ihm Lehre, Förderung, Aufschwung und Ruhe verdankten, und hielt das Bild des so Vollendeten Allen mit edlem Feuer als das Beispielwürdigste vor Augen. — Die Schollen rollten in die Tiefe auf die Särge, vermischt mit den gestreuten Blumen; die Augen Aller waren feucht — es war eine erhebende Bestattung, eine wahre Gottesfeier. Der edle Sänger des Tobias und so vieler heiligen Hymnen hatte auch diese seine letzten Stunden hienieden in schönen, rührenden Versen voraus geschildert, als Meister der Dichtkunst: — —

1. **Endlich wird ja alle meine Noth**
Nebeln gleich vor deinem Licht versinken,
Und aus Engelshand mir Palmen winken,
Wo kein Feind mehr droht.

2. Endlich wird sich meiner Fesseln Haft
Von den wundgedrückten Gliedern lösen;
Salbe wirst du auf die Striemen flößen,
Und ich steh in Kraft.

3. Wann des Lebens letzte Stunde naht,
Wann die Freunde meinen Hügel kränzen,
Seh' ich selig schon den Mittler glänzen,
Der mein Heil erbat.

4. Und ersteht mein Leib aus seiner Nacht
Zu der Auserwählten Freudenleben,
Werd ich dankbar dir das Zeugniß geben:
Du hast's wohl gemacht.

Auch in seinem schönen Gedichte: „Unsterblichkeit" überschrieben, hat er, beginnend: „Mich Staub vom Staube führt mein Lauf — Zum dunklen Grabe nieder; — Doch die Verklärung hebt mich auf — Mit glänzendem Gefieder — rc." seiner Sehnsucht nach dieser Vollendung ein rührendes Denkmal gesetzt, und der Refrain: „O, daß ich schon unsterblich wär'!" ist besonders in dem einfachen Vers ergreifend:

Hier zähl' ich meiner Stunden Zahl
Und meiner Tage Sorgen
Dort öffnet sich mir ohne Qual
Ein wechselloser Morgen.
Die Ewigkeit ist still und hehr,
O, daß ich schon unsterblich wär!

Es wäre ungeeignet, diesem Schluß vom Sänger selbst noch etwas anfügen zu wollen, beträfe es nicht die Eigenschaft dieser Blätter als Verkünder der Magie — in ihrer weitesten Bedeutung.

An dem Seligen war magisch: Wort und Ton der Stimme, und der heilige Blick nach oben; sonst wandelte er unter den Gottesfürchtigen schlicht und still. Von seinem Tode haben wir weder Vorahnungen noch Anzeichen, aber drei schöne Tagbezeichnungen in den Loosungen der Brüdergemeine auf das

Jahr 1849. Bekanntlich schon hundert Jahre besteht diese Uebung der Vorbereitung solcher Loostexte und passender Liederverse dazu unter den Herrnhutern. Als J. F. v. Mayer bettlägerig wurde, wollte er sich an diesem Büchlein erbauen — er wollte die Loossprüche des nächsten Jahres, wo er neuer Kräftigung entgegen zu gehen hoffte, zu seiner Erquickung und Aufrichtung nachlesen. Von dem Tage des neuen Jahres aber, wo er schon im Sterben lag, und wo seine Frau verschied, heißen die verzeichneten Stellen:

„27. Januar (4. Woche, 1849.) „Der Herr kennet den Weg der Gerechten." — Psalm 1, 6. — „Und führt sie über Berg und Thal; und wenn's die rechte Zeit, so führt er sie in seinen Saal zur stillen Ewigkeit." 1554, 6.

Von dem Tage seines Sterbens, Sonntag:

„28. Januar. „Laß deine Augen offen stehen über dieß Haus Nacht und Tag, über die Stätte, davon du gesagt hast: mein Name soll da sein. — 1, Kön. 8, 29. — Dein Volk ergibt sich deinen treuen Händen; sieh, es liebt dich, wollst dich zu ihm wenden: wache unter seinem Dache." 966, 3.

Nun kam am 30. Januar noch schnell zur Beerdigung der Großeltern der neue Enkel, der seit seinem 10ten Jahre das Meer gesucht und, ein junger kräftiger Mann, im Seedienst sich ehrenhaft emporgeschwungen, zugleich empfohlen von Heinrich v. Gagern, seinem nahen Anverwandten, ein Lieutenant bei der deutschen Marine. Ich hatte die Losung dieses Tages zuvor schon gelesen und mich über deren Sonderbarkeit gewundert. Nun traf die Erfüllung auf unser Trauerhaus ebenfalls ganz eigen zu, in den Stellen:

30. Jan. „Die mit Schiffen auf dem Meere fuhren und des Herrn Werke erfahren haben und seine Wunder im Meer, die sollen dem Herrn danken um seine Güte und um seine Wunder, die er an den Menschenkindern thut." Ps. 107, 23 f. 31. — „Die mächtige Gnade behütet die Pfade der alten und neuen von seinen Ge-

treuen, durch stürmende Fluthen, in Klippen und Eise auf einerlei Weise." 1441, 2.

Friedrich v. Gagerns Voraussehung.

Fritz Gagern nahm in Hornau voriges Frühjahr von seiner verehrungswürdigen Mutter so Abschied: „Nun, in drei Wochen gedenke ich bei Euch zurück zu sein im lieben Hornau, und dann will ich bei Euch bleiben — ja, das will ich." Sie verwunderten sich Alle der Rede des Generals, und es entspannen sich Scherze, wie er von Hornau aus die Reichsarmee commandiren werde, wenn ihn das Vertrauen noch höher stellen sollte, auf gute Verrichtungen im Süden! Aber Friedrich v. Gagern blieb ernst und sagte: „In drei Wochen also, hoffe ich zu Gott; und dann hier heimlich und friedlich bei Euch —!" So ungefähr schloß er, rasch enteilend. — Und als ihn die mörderischen Kugeln bei Kandern trafen, eilte gerade die dritte Woche zu Ende, und sein letzter Gedanke war sicher bei den Seinen, wohin er nun, zwar nicht heimlich, aber im Friedensschein einer so rasch durchschnittnen edlen Laufbahn, von der neuen Reichsstadt in schönem ernsten Triumphzuge geleitet wurde. Unvergeßlich bleibt es, wie die drei edlen Brüder bleich hinter seiner Bahre in dem unermeßlichen glänzenden Gefolge, umweht von deutschen Fahnen der Häuser, dahin traten; unvergeßlich bleibt Hornau der überwältigende Schmerz des ehrwürdigen Paares, dem man den Friedenreichen (Fried-rich) brachte; und wer Sonntags nach dem Friedhofe von Hornau schaut, erblickt da oft einsam knieend die gebückte Gestalt des edlen Greises, der hier seine Andacht hält!

Das Leidensgesicht.

Die auffallendste Ahnung einer kurzen, mit immer größeren Leiden und Schrecken heimgesuchten Ehe, war einem sonst glücklichen Paare, das aber schon vor und bei der Hochzeit von Warnungszeichen fast verfolgt wurde, diese:

In dem großen Himmelbett des bräutlichen Lagers starrte der jungen Frau ein Schreckens-Antlitz entgegen, das sie starr ansehen mußte; es hatte Züge von dem blühenden Gatten, und doch wieder ganz andere, schrecklich gealtert und zerstört, und einen durchdringenden geisterartigen Blick auf die Starrende gerichtet. Ihr Mann verwies es ihr, sich solcher Phantasie oder Vision hinzugeben, begriff nicht, was es sei, und suchte in irgend einer Gedanken-Verkettung mit Warnungszeichen, die vorhergegangen, den Grund der phantastischen Erscheinung. Aber das Bild hing immer vor ihr in der Gardine wie der Abdruck des Antlitzes unseres Herren auf dem Schweißtuch der Veronika: ein tiefes Leiden darin ausgeprägt, wie des sterbenden, von Qualen und Foltern gealterten Gatten. Sie schwieg darüber, und nach und nach wurde das Bild blässer und verschwand endlich. Sie hatten ein liebes Kind und lebten sehr glücklich, das heißt innerlich, die Zeichen des Unglücks aber erfüllten sich immer mehr. Da wurde auch jener Trauerzug wahr, daß der Bräutigam, statt mit schnellen Rossen, ohne es zu wissen, mit Leichenpferden langsam zur Braut gezogen wurde.

Der junge Mann bestieg eines Tags in heitrer Laune als Turner einen Baum, und in schon ziemlicher Höhe brach ein Ast, auf den er sich geschwungen; er stürzte zur Erde und verletzte dabei den Rückgrat so, daß die Erschütterung ihn dem Grabe zuführte. Er war sogleich des Gebrauchs seiner Glieder beraubt, dann magerte er ab, zum Skelett, ohne Schlaf, mit den fürchterlichsten Schmerzen bei jeder Berüh-

rung und Wendung des Körpers — hatte stets zwei Wärter, die ihm aber nichts recht machen konnten; die arme Frau verzweifelte. Man beschloß noch einen Versuch mit Wildbad zu machen, und der sonst so rüstige Mann wurde wie eine lebendige Leiche langsam hintransportirt auf einem dazu eigens hergerichteten Wagen. Das Bad schlug fehl — schon auf der Reise nahm er die hippokratischen Züge jenes Schreckbildes an und nun erkannte die gute Gattin jenes Spukbild des entsetzlichen Leidensantlitzes der Gardine, das einst in ihrem Brautbett ihr entgegenstarrte. Er starb im Wildbad nach unsäglichen Schmerzen, und nun gingen vor der Zerknirschten, die ihr blühendes Kind in den geschlossenen Armen vor ihm umspannte, alle die wunderlichen Warnungen der ersten Zeit vorüber.

Ein Vorgesicht von einem gewaltsamen Tode Robert Blums.

Eine Frau aus Frankfurt, die in Folge besonderer Nervenbeschaffenheit oder einer ihr angeborenen Anlage schon öfters Vorgesichte und voraussagende Träume hatte, schrieb mir unter dem 19. Oktober 1848 unter Anderem Folgendes:

„Am Ende Augusts ging ich im Finstern in eines meiner Zimmer, hatte aber, wie ich Sie versichere, keinen Gedanken an irgend etwas Politisches und am wenigsten an jene Person. Da sah ich auf einmal das Brustbild eines wunderschönen jungen Mannes vor mir mit aschblonden Haaren, (céndre wie es die Franzosen nennen). Sein Gesicht, sogar die Lippen, waren leichenfarb, jedoch bewegte er einigemal den Kopf. Im Augenblick lag die Leiche eines unserer Landtagsabgeordneten quer vor ihm; der entblößte Hals hatte eine Wunde, jedoch vom Blute gesäubert. Die Wunde war gelblich fett und erregte mir Eckel. Dieses Gesicht hielt beinahe fünf Minuten an, dann war es plötzlich verschwunden.

Das Angesicht des jungen Mannes hatte keinen Bart, das Alter schätze ich auf 28—30 Jahre. Was überhaupt der junge Mann bedeuten soll, weiß ich nicht. War es eine Anklage von einem bereits Verstorbenen gegen den Deputirten, oder war derselbe durch dessen Angabe oder durch ihn selbst ermordet. Lichnowskys Bild, den ich wohl kannte, war es nicht, dieser hatte auch, meine ich, braune Haare, das weiß ich aber, daß sie auf einander Bezug haben mußten. Den Namen des getödteten Reichstagsgesandten habe ich, in ein Extrablättchen versiegelt, diesem Brief beigelegt, bitte Sie aber, es nicht zu entsiegeln, bis ich es Ihnen schreibe. —

Am 19. Oktober konnte nicht entfernt an eine Tödtung Robert Blums gedacht werden, die erst am 9. Nov. stattfand. Als diese später auch mir bekannt wurde, muß ich gestehen, daß ich gegen das Verbot jener Frau: ich solle das versiegelte Extrablättchen nicht eröffnen, bis sie es mir schreibe, dasselbe eröffnete und in ihm geschrieben fand: „Robert Blum." Dies ist nun eine wahre Thatsache. Man kann allerdings hier einwenden, daß Blum wohl keine Wunde am Halse erhalten, auch daß die Erscheinung jenes jungen Mannes mit dem aschblonden Haare ohne Erklärung bleibe, aber die Hauptsache, das Vorgesicht von einem gewaltsamen Tode Robert Blums, steht doch hier unumstößlich fest. — J. K.

Ueber Fernwirkungen, Somnambüle, Geistererscheinungen und dämonischen Zauber.

Die Leser des Magikons mögen im IV. Jahrgang, S. 125, die Worte: „zur Geschichte der Phänomene im Oberamtsgefängnisse in Weinsberg im Jahr 1836" nachlesen. Ich äußerte daselbst die Vermuthung: „ob jenes Weib nicht sich selbst bewußt oder unbewußt, vermittelst entbundenen Nerven-

geistes in Distanz gewirket, und so all diese Phänomene hervorgebracht haben könnte."

Gegen diese meine Vermuthung erhielt ich durch die Hand eines von mir sehr verehrten glaubigen Freundes nachstehende Zuschrift zur Mittheilung in diesen Blättern, die ich ohne weitere Bemerkung den Lesern derselben als Auffassung des Geisterlebens eines glaubigen Denkers übergebe.

Lieber!

Du scheinst zwischen den Fernwirkungen der Somnambülen vom dritten Grade, zwischen Geistererscheinungen und zwischen dämonischem Zauber nicht genug zu unterscheiden, was doch gewiß von Bedeutung ist.

Die Fernwirkungen der Somnambülen sind aus hundert Geschichten bekannt, aber Niemand hat uns so schöne Aufschlüsse darüber gegeben, als die Seherin von Prevorst. Sie sagt: Wenn die Seele und Geist freier von dem Bande des Leibes werden, was nur im höhern magnetischen Grade der Fall ist, so könne der Wille vermittelst des Nervengeistes entweder mit der Seele oder mit dem Geiste in die Ferne gehen und sich dort durch Zeichen vernehmen lassen. Bei dem Tode ihres Vaters sey es die von Kummer erfüllte Seele gewesen, welche der Wille bestimmt habe, nach dem kranken Vater zu sehen, und welche den von dem Arzte in Obristenfeld mehrmals und deutlich gehörten Seufzer „Ach Gott" von sich gegeben habe. Bei andern Fernwirkungen könne es auch der Geist seyn, welcher vermittelst des Nervengeistes hinausgehe, wie z. B. bei dem Anklopfen in deinem Schlafzimmer. Werden Somnambülen in über- oder unterirdische Sphären geführt, so geschieht es immer an der Hand eines Schutzgeistes, der solchen Personen nie fehlt. Der christliche Sinn, den ich bei allen höher gesteigerten magnetischen Personen gefunden habe, läßt keine dämonischen Wirkungen zu. Eine ächte Somnambüle ist das gerade Gegentheil von denen, die im Zauberbund stehen, wovon ich nachher reden werde.

Was die Geistererscheinungen betrifft, so ist wieder die

Seherin die reinste und sicherste Quelle, weil sich ihre Erscheinungen durch die auffallendsten Thatsachen, wohin ich die erste und vierte Thatsache ihrer Geschichte zähle, bestätigt sind. In der Theorie der Seherin über Geister liegen folgende Sätze: Im Sterben zieht die Seele den feineren plastischen Theil des Nervengeistes an sich und bildet ihn zu ihrer ätherischen Hülle aus. Dieser Nervengeist ahmt zwar die alte plastische Gestalt nach, die der Mensch im Leben hatte, ist aber so fein und durchsichtig, daß er dem gewöhnlichen Auge entflieht und an der Materie keinen Widerstand findet. Seine Durchsichtigkeit aber richtet sich nach der moralischen Beschaffenheit der Seele. Die, welche gottlos gelebt und viele Missethaten auf sich geladen haben, erscheinen schwarz; bei geringerer Schuld wird die Farbe grau und so geht es fort bis zur hellen und weißen Farbe, an welcher die guten und bekehrten Geister erkannt werden. Die im Lichtgewand Erscheinenden sind Engel und gehören nicht mehr der Erde an.

Das Gleiche ist es auch mit der Gestalt. Je thierischer und liederlicher ein Mensch gelebt hat, desto unförmlicher und dem Thiere ähnlicher ist seine Gestalt.

Zur Seherin kamen manche Geister, die anfangs wie unförmliche Klumpen aussahen, aber nachher, je öfter sie dem Gebet zuhörten, immer mehr menschliche Gestalt bekamen.

Das Wichtigere aber ist, daß die Gebete solcher Menschen, die mit Eifer den Geistern zu helfen suchen, wirklich Einfluß auf die Bekehrung und die Erlösung von ihrem Erdenbann haben können. Der Erlöser bleibt zwar immer der Herr, aber der Mensch kann Werkzeug dazu werden. Der Bellon, den die Seherin erlöste, ist ein herrliches Beispiel der Art. Bellon war ein Betrüger von zwei Waisen, war aber dazu mehr von dem damaligen Vogt verführt, als aus eigener Bosheit des Herzens. Dieß verminderte seine Schuld. Er erschien daher nur in grauer Gestalt, während der Vogt, der ihn immer von der Bekehrung mit Gewalt zurückhalten wollte, ganz schwarz und grimmig aussah. Bellon suchte Hülfe, fand sie im täglichen

Gebet der Seherin, das er wie in sich einzusaugen schien, wurde immer heller und weißer, und durfte am Ende, voll innigen Dankes für diese Führung, in eine Stufe der Seligkeit übergehen.

Die Geschichte der Somnambüle Kramer von Stuttgart ist bekannt; sie ist im Archiv beschrieben und es ließen mich zu ihr die Freunde Klein, Nick und Lebret täglich während meiner Ferien bitten. In dem Grade magnetischer Steigerung stand sie der Seherin sehr nahe, was schon die pünktlich eingetroffene Vorhersagung von dem Tode einer hochgestellten Person beweist, die damals so viel Aufsehen erregte.

Was nun hieher gehört, ist ihre letzte Crise, in welcher ihr Führer ihr versprochen hatte, die wichtigeren Perioden seines Lebens zu offenbaren, jedoch mit dem Verbot, daß nichts davon in ihre etwaige Geschichte aufgenommen werden dürfe, was auch nachher unterlassen wurde. Ich war Augen- und Ohrenzeuge dieser letzten Crise und nehme jetzt keinen Anstand, die Geschichte dieses Führers kurz zu erzählen, weil sie kein unwichtiger Beitrag sowohl von dem Erdenbanne als der Erlösung der Geister ist.

„Der Führer hieß Schäfer, war ein Württemberger, von Eltern bürgerlichen Standes (den Ort nannte er nicht, wahrscheinlich, um jede Nachfrage zu verhindern.)“ Er war ein gutgearteter Knabe und Jüngling, er lernte die Handlung und kam zuletzt nach verschiedenem Wechsel zu einer reichen Handlungs Wittwe in Warschau, die ihm bald ihr ganzes Handlungsgeschäft anvertraute. Viele Jahre leistete er ihr treue Dienste, fand aber nie Aussicht, ein eigenes Geschäft anzufangen. So reifte nach und nach der unglückselige Vorsatz in ihm, sich auf Kosten seiner Frau einen Fond zu einem eigenen Geschäft zu erwerben. Er entwendete von den ihm anvertrauten Geldern 7000 Thaler, machte sich flüchtig und nahm seinen Weg nach der Heimath in Württemberg. Nicht mehr ferne von seinem väterlichen Ort faßte er den Vorsatz, um wegen des vielen Geldes allen Verdacht zu vermeiden, dasselbe im

Walde unter einen gewissen Baum zu vergraben. Er übernachtete im nächsten Dorfe, bekam aber einen heftigen Blutsturz in der Nacht und war Morgens schon eine Leiche. Er war und blieb Allen unbekannt.

Die Folge davon war, daß er an den vergrabenen Schatz verbannt wurde; denn der Spruch: „Wo euer Schatz ist, da ist auch euer Herz;" gilt durch das ganze Geisterreich. Viele Jahre irrte er voll Reue über die begangene That umher und büßte sie in einem höchstunglückseligen Zustand in Leid und Qual. Es wurde ihm gesagt, daß ihn nur die Hand eines unschuldigen Kindes erlösen könne, was natürlich ein sehr entfernter Trost für ihn war.

Die Erlösung gieng auf folgende Weise.

Die Somnambüle wurde in dem Hause ihres Oheims, welcher Arzt war, erzogen. Häufig nahm sie der Oheim auf seinen Besuchen in den benachbarten Orten mit sich. Als eilfjähriges Mädchen geschah es nun, daß das Mädchen auf dem Heimweg im Walde bei Mondenschein etwas schimmern sah; sie gieng darauf zu und erblickte eine Menge der niedlichsten Schneckenhäuschen wie in Pyramiden aufgehäuft vor sich. Schnell nahm sie eine Hand voll davon und steckte sie, ohne etwas zu sagen, ihrem Oheim in die Manteltasche. Nach Hause gekommen bat sie ihn, ihr die Schneckenhäuschen aus seiner Manteltasche zu langen. Aber wie erstaunte dieser, als er lauter goldene ausländische Münzen hervorzog! Ein weiteres Nachsuchen gleich den andern Morgen an gleicher Stelle war vergeblich.

Von diesen Münzen bekam das Mädchen Einige, welche sie bis in ein späteres Alter aufhob, aber nach und nach, als es ihr an Geld gebrach, auswechselte.

Der Führer sagte: durch die Hand des unschuldigen Mädchens sey der Schatz an den Tag gekommen, und den andern Morgen frühe hätte eine vorbeiziehende Judenfamilie denselben entdeckt und mit genommen. Er sey nun nach langer Büßung und Reue von seinem Banne erlöst, seine Sünde sey ihm

vergeben und er begnadigt worden. Zum Dank für die Erlösung durch das Mädchen seye es ihm vergönnt worden, ihr Führer zu werden, und durch ihn habe sie in den letzten Jahren ihres Zustandes viele Mittheilungen empfangen.

Von dieser letzten Crise an kam sie in ihren natürlichen Zustand zurück und wurde, wie ich nachher öfters vernahm, eine gediegene Christin und warme Verehrerin des Herrn.

Diese Beispiele, an deren Wahrheit wir keinen Grund zu zweifeln haben, belehren uns, daß Geister, welche selbst Betrug auf der Erde ausgeübt, theils durch Gebete wieder erleuchtet, theils durch Reue und Büßung wieder erlöst und sogar Führer anderer Menschen werden können.

Nach diesen beiden Vorgängen, wozu noch viele Andere gezählt werden können, sehe ich nicht ein, warum du den Pater Anton verwerfen und dich in deiner Geschichte an ganz unstatthafte dämonische Fernwirkungen halten willst, wie ich gleich zeigen werde.

Nur beiläufig will ich bemerken, daß ich und Winckler einen ähnlichen Fall erlebten. Ein junger wackerer Bürger im Nürtinger Oberamt verfiel auf einmal in einen spontanen Somnambulismus, in welchem er nicht nur scharfe Bußpredigten hielt, sondern auch außerordentliche Visionen hatte. Da ein wichtiger Tag angekündigt war, an welchem nicht nur sein gewöhnlicher Führer, sondern noch drei Andere ihre Lebensgeschichten erzählen würden, so folgten wir schon der Neuheit wegen der Einladung. Diese vier Führer ließen sich nacheinander hören; sie stammten aus Schlesien, Anhalt Köthen und Schweden und lebten im 16. und 17. Jahrhundert, waren zwar von Jugend an erweckte Menschen, aber nicht ohne Fehltritte. Sie erzählten zum Theil merkwürdige Scenen, doch war das Ganze nichts Außergewöhnliches. Sie ließen in mir den Eindruck zurück, daß man die Führer der Somnambülen noch nicht in die Classe der Engel setzen dürfe, und daß ein großer Unterschied in ihren Fähigkeiten seyn möge. Vielleicht sollte gerade diese Meinung durch sie zu Tage gefördert werden,

weil in Vielen der Glaube ist, die Führer seyen über allen Irrthum erhaben. Wenn es in der Schrift heißt: „Die Lehrer werden leuchten, wie des Himmels Glanz;" so ist wenigstens so viel gewiß, daß solche Führer weit davon entfernt sind.

Was nun den dämonischen Zauberbund betrifft, so werde ich dich bloß an die dicken Folianten der Hexenprotocolle von Fürfeld und Schwaigern erinnern dürfen.

Die faktische Wahrheit, die sich aus jenen Thatsachen abstrahiren läßt, ist folgende.

Nach dem Erfund des Fürfelder-Protocolls, mit dem ich durch Auszüge näher bekannt wurde, ist ein altes Weib Namens Wagenmann die Hauptperson. Sie wurde durch Geständnisse einer Enkelin und eines andern jungen Mädchens, die sie theils auf unerklärliche Weise plagte, theils auch in die magischen Künste einweihen wollte, verrathen und ins Gefängniß gesetzt. Der damalige Syndikus des Kantons Kräichgau, ein wackerer, gerechter und christlicher Mann, Namens Müller, hatte, meisteus in Gegenwart des biedern Grundherrn Dieterich von Gemmingen und einiger Skabinen, die Untersuchung. Statt der sonst gewöhnlichen Zwangsmittel und Torturen setzte der Richter dem hartnäckigen Läugnen bloß Geduld, Vorhaltung der Widersprüche und ernstliche Mahnung entgegen. Vorzüglich durch seine christliche Zusprüche und die schönen Gebete, womit er jedes Verhör anfing und endigte, erweichte er dieses harte Herz nach und nach so sehr, daß sie sich, unerachtet der Qualen, die sie von dämonischen Einwirkungen auszustehen hatte, von dem Bunde mit dem Satan lossagte, alle ihre Missethaten offen bekannte, deren faktische Wahrheit noch von lebenden Zeugen bestätigt wurde, und zugleich ausführlich beschrieb, wie es mit dem Hexenwerk zugehe, so daß Jeder, der dieses Protokoll liest, sich ein getreues Bild des Ganzen davon machen kann.

Die Hauptsätze aus diesem Protokoll benütze ich jetzt, um dir zu zeigen, daß die Hypothese von dämonischen Fern-

wirkungen bei deiner Geistergeschichte ungegründet ist. Ich stelle diese Sätze in einer Reihe auf:

1) Jede Person, die in den Zauberbund eingeht, bekommt einen Dämon an die Seite, der nur für sie sichtbar ist und vermittelst dessen sie auf die geheimste Weise nicht nur Vieh und Menschen schäden, ja durch geheime Gifte tödten, sondern auch Dämonen in die Menschen zaubern und sie besessen machen kann.

2) Die Person vermag nichts ohne den Dämon, und der Dämon vermag nichts, ohne daß die Person den Willen dazu hergibt und mitwirkt. Beide müssen immer beisammen seyn. Von einer dämonischen Fernwirkung, wo die Person in einem andern Ort wäre, als die Wirkung, habe ich in keinem der Protokolle gelesen.

3) Ohne Zweifel hat der Dämon die Kraft, das Band der Seelen mit dem Leibe so aufzulockern, daß die Seele vermittelst des Nervengeistes sich einen Scheinkörper anbilden kann, mit welchem sie, geführt vom Dämon, sich an jeden Ort, der ihr nicht durch eine fromme Schutzwache verschlossen ist, hin versetzen kann. Die nothwendige Folge aber davon ist, daß, wie die Seele mit ihrem Scheinkörper sich auswärts bewegt, der wahre Fleischkörper wie ein unempfindlicher todter Klotz im Bette zurückbleibt, und nur dann wieder äußeres Leben zeigt, wenn die Seele von ihrer Fahrt wieder in ihn zurückkehrt.

4) Man ist gedrungen, in dem Nervengeist einen höhern sinnenhaften, dem Willen unterworfenen Bestandtheil, und einen niedern mehr materiellen, die innere Oekonomie des Leibes leitenden und der Naturkraft unterworfenen Bestandtheil zu unterscheiden. Nur jener bildet den sinnenhaften Scheinkörper, womit die Seele ausfährt, während dieser, äußerlich leblos scheinend, die innere thierische Oekonomie unterhält. Da aber diese beide Bestandtheile die innigste Verwandtschaft mit einander haben, so ist bei ihrer Wiedervereinigung sogleich das ganze Leben wieder hergestellt.

5) Mit solchen Scheinkörpern können viele Bundesgenossen

an bestimmten Orten zusammenkommen, um Feste und Schmäuse zu halten. Mit dem sinnenhaften Theil des Nervengeistes, der zugleich die plastische Kraft in sich hat, können sie sehen, hören, schmecken u. s. w. Auf den Hexenmahlzeiten werden die köstlichsten Gerichte aufgestellt, aber alles dieß ist pure Verblendung. Die Wagenmann sagte, sie sei immer hungrig nach Haus gekommen.

6) Bei den Somnambülen höhern Grades ist zwar auch ein Freierwerden der Seele von den leiblichen Banden, wie bei dem Scheinkörper jenes Bundesgenossen, und dieß darf uns nicht befremden, weil das theilweise Ablösen im Leben ja doch zur gänzlichen Ablösung im Sterben bei beiden werden muß; aber beide sind in ihrem innern Wesen völlig entgegengesetzt, wie Positives und Negatives, wie Licht und Finsterniß, wie Ideal und Scheusal, wie guter und böser Wille, wie Liebe und Haß und überhaupt wie christliches und satanisches Prinzip.

Die Seherin sagt: Je freier der Geist von Seele und Leib wird, desto tiefer dringt er in die Wahrheit ein und um so weniger kann die Somnambüle irren. Dieß ist bei jenen Bundesgenossen gerade umgekehrt. Ihr Geist ist völlig verdunkelt und von dem bösen Willen gefangen genommen, und ihre Seele lebt in lauter Irrthum und satanischer Verblendung.

7) Der Unterschied zwischen Freiheit und Gefangenschaft des Geistes drückt sich bei beiden in ihren Wirkungen aus.

Die höhere Somnambüle kann durch den Willen des freigewordenen Geistes die Seele mit dem sinnenhaften Nervengeist an solche Oerter versetzen, wohin sie einen Zug in sich fühlt, wodurch sie in der Ferne sehen, hören und sich vernehmen lassen kann, wie es bei der Seherin geschah, als sie nach ihrem todtkranken Vater schaute.

Dieß vermag keine im Zauberbunde stehende Person, weil der Geist gefangen liegt und die Seele ohne Hülfe des Dämons gar nichts vermag. Ihr eigener Wille vermag nicht in die Ferne zu wirken; vielmehr muß sie mit ihrem Scheinkörper durch den Dämon an die entfernten Oerter, wo sie

Schaden stiften will, geführt werden, wo dann allerdings der Dämon ihr eine große Kraft verleiht. Aus den Protokollen erhellt aber, daß alle Häuser, wo fromme christliche Sitte und Eintracht wohnt, diesen Teufeleien unzugänglich sind.

Ich komme nun zur Anwendung dieser Sätze auf deine Geistergeschichte.

Ist das Weib bloß ein gewöhnliches, obgleich listiges und verstelltes Weib, so ist dennoch bei so viel unerklärlichen Erscheinungen und Entblößung aller Mittel im Gefängniß nicht an Betrug zu denken.

Ist das Weib im Zauberbund, wozu übrigens im Buche kein Verdachtsgrund vorliegt, so konnte sie nur dann in der Ferne Wirkungen hervorbringen, wenn sie mit ihrem Scheinkörper durch dämonische Hülfe dahin geführt würde; aber alsdann hätte ihr wahrer Leib wie ein todter Kloß im Bette zurückbleiben müssen, was bei den vielen nächtlichen Beobachtungen der Neugierigen nicht unbemerkt hätte bleiben können.

Wo ist ein Beispiel, daß eine Hexe sich Tag und Nacht, ja bis zur Erschöpfung ihrer Kräfte hergegeben hat, Lieder, Bibelsprüche und Gebete aller Art herzusagen? dieß hätte alle Dämonen vertreiben müssen, da sie schon vor dem bloßen Namen Jesus davon fliehen. Bei der Annahme eines Geistes, der nach Erlösung seufzt, ist dieß Alles in der Ordnung, wozu die Vorgänge bei der Seherin das beste Zeugniß abgeben. Ob das Weib bekehrt oder unbekehrt damals war, thut nichts zur Sache. War der Geist einmal an dieses Weib gewiesen, so konnte er ihr keine Ruhe lassen, um seinem inneren Verlangen nach christlichen Gebeten und Liedern zu genügen, und dazu war das Gefängniß gerade der beste Ort, weil das Weib dadurch verhindert war, andern weltlichen Geschäften nachzugehen.

Die Gefängnißwärterin, welche ich außerdem, wo du mich in das Lokal des Gefängnisses führtest, später noch einmal sprach, erzählte mir so viele Scenen von ihrem Verkehr

mit dem Geist, daß eine Einwirkung der Art von dem Weib mir völlig unglaublich scheint.

Noch habe ich den Umstand, der aus den mir bekannten Schriften über Zauberei genommen ist, zu berühren, daß eine im Zauberbund stehende Person, so bald sie den Händen des Richters übergeben ist, ihre Macht zu schaden so lange verliert, bis sie wieder befreit ist. Es ist dieß ein wichtiger Punkt für die Justiz, welche, da keine juridischen Beweise für eine Zaubereisünde möglich sind, die bloß moralischen Gründe von sich abweist. Ein auffallendes Beispiel ist die Wagenmann. Wäre sie nicht auf die übrigens starken Verdachtsgründe hin dem Richter übergeben worden, so hätte sie ihr schädliches Werk fortgesetzt; sie wäre in der Gefangenschaft des Satans geblieben, und die verlorene Seele hätte sich durch Bekehrung und offenes Bekenntniß ihrer Sünden nicht mehr retten können.

Ist nun dieser Satz richtig, daß eine der Obrigkeit übergebene Person der Art ihre Macht verliert, so konnte auch das Weib im Gefängniß nicht mehr in die Ferne wirken. Bedenkt man dieß Alles, so ist die Hypothese der Fernwirkungen das Unwahrscheinlichste, die Geisterlösung aber das Wahrscheinlichste. Wären die tausend Störungen in der Prozedur gegen das Weib nicht vorgekommen, so hätte sich die Geisterlösung ebenso ruhig entwickeln können, wie es bei der Seherin der Fall war.

Der Vorhang, der uns dieses geheime Reich bedeckt, wird nie für uns ganz aufgezogen werden; aber doch dürfen die Glaubigen Blicke hinter die Coulissen thun. E.

Die Monomanie zu Rastadt.

Die neuesten Zeitungen schreiben. Eine Erscheinung und zwar aus der Geisterwelt, macht der Rastadter Garnison viel zu schaffen; es ist die weiße Frau, ein Böses Zeichen von Todesfällen, Krieg und schlimmen Zeiten, deren Spukgestalt

bald im Schlosse, bald in dieser, bald in jener Kaserne will gesehen worden seyn. Unbestritten ist, bei allen andern Deutungen, daß die Erscheinung des Alpdrückens, das sogenannte „Schräteli" sehr häufig in den Kasernen bemerkt wird. Selbst Offiziere, die in den Schlafsälen der Mannschaft übernachteten, wurden davon befallen. Bei dieser Gelegenheit erinnern wir uns einer, ein ganzes Bataillon Soldaten betreffenden Erscheinung, die wir schon in den Blättern von Prevorst abhandelten, hier aber wegen jener Rastadter Vorfälle wieder in's Andenken zurückrufen. Diese ältere Geschichte nannte man die epidemische Monomanie zu St. Touard (in Frankreich).

Mit diesem Ausdruck lassen sich freilich alle Erscheinungen, die Mehrere zugleich wahrgenommen, natürlich erklären. Es ist eine Ansteckung, von einer Phantasie der andern mitgetheilt. Wie aber diese Ansteckung geschieht, wie sie besonders in gegenwärtigem Beispiel möglich war, das möchte schwer zu erklären seyn. Und gibt es auch solche Ansteckungen, kann dem Hochschotten von seinem Landsmann das andere Gesicht mitgetheilt werden, schließt dieß alle objektive Einwirkung oder Wirklichkeit aus? macht die Contagion nicht blos für das Schauen empfänglich? Kann aber das eine Monomanie heißen, was 800 Menschen zugleich wahrnehmen, plötzlich, ohne Vorherwissen, als eine augenblickliche Erscheinung? Nämlich ein Bataillon französischer Soldaten hatte während des beschwerlichen Feldzugs, den der Erzähler mitmachte, an einem heißen schwülen Tage einen doppelten Marsch nach einem gewissen Orte zu machen. Es waren 800 Mann lauter kühne, abgehärtete, versuchte Leute, die, wie es heißt, selbst den Teufel nicht gefürchtet hätten und sich wenig um Gespenster und Geistererscheinungen kümmerten. In der Nacht war das Bataillon gezwungen, in einem engen, niedern, kaum für 300 Mann Raum bietenden Gebäude Quartier zu nehmen; dennoch aber schliefen sie. Um Mitternacht aber wurden Alle von einem aus allen Winkeln ertönenden gräßlichen Geschrei

aufgeweckt, und den erstaunten erschrockenen Soldaten erschien das Gesicht eines ungeheueren Hundes, der durch das Fenster herein sprang und mit schnellem und gewaltigem Tritte den Schläfern über die Brust lief. Die Soldaten verließen entsetzt das Gebäude. Am nächsten Abend nahmen sie auf dringende Bitten des Bataillonschefs und des Arztes, die sie begleiteten, ihr früheres Quartier wieder ein. Wir sahen, sagt der Erzähler, daß sie schliefen, vollkommen wach erwarteten wir die Stunde des Schreckens, und kaum hatte es zwölf geschlagen, so waren die alten Soldaten auch schon zum zweitenmal auf den Füßen. Abermals hatten sie die übernatürlichen Stimmen gehört, abermals hatte ihnen der Hund die Brust bis zum Ersticken beklemmt. Der Bataillonschef und ich sahen und hörten nicht das Geringste." Der Verfasser sucht nun die Sache aus physischen Ursachen, aus dem Luftdruck u. s. w. herzuleiten. Allein diese Ursachen erklären weder die erste, noch weniger die zweite, übereinstimmende Erscheinung. Der Schlaf scheint Bedingung des Wahrnehmens dabei gewesen zu seyn, es war aber darum ein gemeinschaftlicher Traum von 800 Mann ohne Wirklichkeit. Was es war, gedenken wir nicht näher anzugeben, denn wir wissen es nicht, aber daß es bloße Selbsteinbildung war, scheint uns unmöglich.

Weitere Beispiele von elektro-magnetischen Erscheinungen an Menschen.

Wir haben schon in diesen Blättern, 3. Band Seite 609, über: „Elektro-magnetische Erscheinungen an lebenden Menschen" gesprochen und mehrere Fälle angeführt, wo sich solche Erscheinungen an Menschen auf eine auffallende Weise zeigten.

Es ist dort unter anderm von zwei Mädchen in Frankreich die Rede, mit denen Arago Versuche anstellte, ihre Eigenschaft als eine auf Elektro-magnetismus gegründete Natur-

kraft erkannte und darauf antrug, daß die Akademie eine Commission ernannte, um mit ihnen noch ausgedehntere Untersuchungen anzustellen. Es war aber nun nicht zu verwundern, daß eine Akademie, die Jenners Entdeckung der Wirkung der Kuhpocken, Franklin's Blitzableiter und Meßner's Magnetismus für Träumerei erklärte, auch hinter dieser Erscheinung nur Betrügerei witterte. Die Art, wie diese Untersuchung von der Akademie angestellt wurde, geschah auch unter Verhältnissen, die durchaus dazu gemacht waren, kein Resultat zu liefern.

In jenen Blättern wurde auch, aber nur flüchtig, zweier Mädchen aus Smyrna erwähnt, bei welchen sich ganz gleiche erstaunliche elektro-magnetische Erscheinungen zeigten. Es sind die gleichen, von denen Herr Fürst Pückler-Muskau in seiner Schrift: Rückkehr aus Syrien und Kleinasien, 3. Th. S. 321, berichtet.

Wir setzen nun dessen ausführliche Beobachtung, wie er sie mit mehreren genannten Zeugen an diesen Mädchen machte, hieher.

Seine Beobachtung und sein Urtheil wird um so unbefangener seyn, da Herr Pückler-Muskau, wie bekannt, nicht unter die Uebergläubigen gehört und als Beobachter wohl auch nicht leicht zu hintergehen gewesen wäre.

Er rechnet diese Erscheinung unter die Naturerscheinungen, nicht unter die Wunder; wir allerdings auch, müssen aber auch mit ihm sagen, daß wir wohl bald inne werden, daß alles um uns her in das Reich der Wunder gehöre. — K.

Ich hatte mit dem Commodore v. Bandeira, Herrn van Lennep, Herrn von Chabert und einigen anderen Herren verabredet, uns heute zu zwei Wundermädchen zu begeben, welche seit einiger Zeit das hiesige Tagesgespräch abgeben. Es sollten die seltsamsten elektrisch-magnetischen Phänomene von ihnen ausgehen, und wir waren alle sehr neugierig, diese selbst zu prüfen. Leider war das Wetter hell und schneidend kalt geworden, was der geheimnißvollen Kraft der Mädchen, wie man sagte, nachtheilig sei, dagegen warmes Wetter und Regen

dieselbe sehr vermehre. Dessen ungeachtet war, was wir fanden, über unsere Erwartung.

Beide Mädchen, dem Anschein nach zwischen 18 und 20 Jahren, zeigten ein Benehmen, das zwar ihrem nur geringen Stande angemessen, aber keineswegs roh oder gemein war, so wie auch ihr Aeußeres, wenn nicht schön, doch angenehm erschien. Sie hatten sich kaum an einem hölzernen, mit einer Wachsleinwanddecke belegten und gegen die Wand gestellten Tische niedergesetzt und ihre Hände darauf gelegt, als man zuerst einen scharfen Luftzug unter der Tischplatte hinstreichen fühlte, und dann ein ganz eigenthümlich tönendes Knarren in verschiedenen längeren und kürzeren Absätzen in der dünnen Tischtafel sehr deutlich hörte, das bald dem Krabbeln einer Maus, bald einem Kratzen mit den Nägeln ähnlich war, doch nur ähnlich — nicht gleich, denn es war etwas charakteristisch Besonderes dabei, was nicht auszudrücken ist, und einem in der Nacht gespensterartig vorgekommen sein würde. Bald darauf aber ward die Sache noch wunderlicher. Der Tisch fing an sich seitwärts an der Wand langsam fortzuschieben, ungeachtet des hindernden Teppichs, auf dem er stand. Sobald die Mädchen ihre Hände aufhoben, hörte die Bewegung auf. Als sie sie wieder auflegten, begnügte sich der Tisch nicht mehr mit der früheren langsamen Bewegung, sondern rückte stoßweise heftig, fast springend fort, wie gewaltsam fortgestoßen. Diese abstoßende Kraft ruhte besonders in der Hand des jüngsten Mädchens und wirkte manchmal so stark, wenn sie sich ihrer Schwester gegenüber setzte, daß diese aufspringen und ihren Stuhl schnell zurückziehen mußte, um nicht vom Tisch umgestoßen zu werden.

Wir machten im Allgemeinen dabei folgende Bemerkungen.

Es fand keine Veränderung in den Resultaten statt, ob die Wachstuchdecke auf dem Tisch lag oder abgenommen wurde.

Brennendes Licht schwächte die Wirkungen, je näher es gebracht wurde; je dunkler die Stube durch die herabgelassenen

Vorhänge gemacht wurde, je stärker war die Bewegung des Tisches. Andrang von Menschen ganz in der Nähe schwächte ebenfalls den Effekt, und wenn ein Anderer die Hand auf den Tisch legte, oder auf die Mädchen selbst, oder auch diesen die Spitze eines Messers entgegenhielt, hörte meistens, aber nicht immer, Geräusch und Bewegung auf.

Wir überzeugten uns Alle verschiedene Male, während mehrerer Stunden, die wir hier verweilten, daß je unbefangener die Mädchen waren, je animirter sie sich mit einander oder mit einem der Zuschauer unterhielten, und heiterer sie dabei wurden, auch in derselben Progression die Experimente sich erfolgreicher zeigten. Auffallend war es auch, daß, als einmal die Jüngste und Kräftigste ein Glas Limonade verlangte, das sie, sehr durstig wie es schien, mit großem Wohlbehagen austrank, der Tisch, wie von gleicher Freude beseelt, einen förmlichen Satz machte, dann aber eine geraume Zeit lang, wie erschöpft, sich nicht mehr bewegte, was alles in Elektricität und Magnetismus überzugreifen scheint.

Während des ganzen Abends fanden wir immer, daß die Bewegungen des Tisches und das knarrende Geräusch in demselben, welches zuweilen sich bis zu dem Klang einer schwachen Explosion steigerte, nie zusammen eintraten, sondern das letzte immer dem ersteren vorausging, wie der Donner einer Eruption bei feuerspeienden Bergen oder bei einem Erdbeben.

Sowohl dem Anschein als ihrer eigenen Aussage nach wurden beide Mädchen durch die Uebung ihrer seltsamen Kraft nicht im geringsten angegriffen oder geschwächt; merkwürdig war aber der Umstand, daß bei der Jüngeren der Puls der rechten Hand äußerst heftig wie im Fieber schlug, während der an der linken, die nicht auf dem Tisch lag, nur äußerst schwach ging und zuweilen sogar intermittirte, was der Schiffsarzt des Commodore, der uns begleitete, mehrmal verificirte. Der Puls des anderen Mädchens ging vollkommen regelmäßig und an beiden Armen gleich.

Die mit uns gegenwärtige Mutter, eine sehr einfache

Frau, erzählte, daß gestern, als beide Kinder in Gesellschaft einiger Freundinnen ausgelassen lustig geworden, sie auf den Gedanken gekommen seyen, in einer ganz dunklen Stube gegen eine verschlossene Thür zu operiren. Dies habe einen so unerwarteten Erfolg gehabt, daß nach kurzer Zeit das Knarren im Holze in Explosionen, so laut wie Pistolenschüsse übergegangen, einige Minuten später aber die Füllung der Thür, auf der die Hände gelegen, mit Gekrach zerbrochen, und wie von einem gewaltsamen Fußtritt in die Nebenstube geschleudert worden sey. Sie zeigte uns in der That das diesen Morgen erst wieder frisch eingeleimte Stück in der Thüre. Wir baten sogleich die Mädchen, welche sich während der ganzen langen Sitzung immer gleich willig und gefällig gezeigt, dasselbe doch heute noch einmal zu versuchen. Sie erklärten sich bereit, und Herr Chabert ward gemeinschaftlich mit mir beauftragt, bei den Mädchen zu bleiben, während die Uebrigen in die andere Stube gingen. Die Nacht war schon eingebrochen, und wir verhüllten nun in der äußersten Ecke des Zimmers eine Lampe so, daß nur gerade noch so viel Schein übrig blieb, um uns überzeugen zu können, daß kein Betrug statt finde, obgleich schon längst die beharrlichsten Skeptiker unter uns, namentlich der Schiffsarzt, sich überzeugt hatten, daß es auch dem geschicktesten Taschenspieler unmöglich sein würde, das hervor zu bringen, was der unerklärlichen Naturkraft dieser unwissenden Mädchen so leicht wurde. Wir hatten alle Ursache, mit diesem letzten Versuch zufrieden zu seyn, denn schon nach wenigen Sekunden begann das eigenthümliche Knarren in der Thüre weit stärker als in der Tischplatte, und in ziemlich kurzen Zwischenräumen folgten ein paar Minuten darauf so heftige Schläge, als wenn Jemand mit geballter Faust aus allen Kräften gegen die Thür donnere. Dennoch war der Ton immer so fremdartig eigenthümlich, daß, als ich zum Scherz selbst so stark ich konnte, mit der Faust an die Thüre schlug, die Herrn im andern Zimmer gleich riefen: Was ist das? das war kein elektrischer Schlag! Die Mädchen baten

uns nun, das Licht ganz auszulöschen, worauf, als wir in vollkommener Dunkelheit verblieben waren, die verschiedenartigen Geräusche und Schläge sich in Menge und Stärke noch bedeutend vermehrten; indeß war es den Mädchen heute nicht möglich, die Thür wieder zu zertrümmern wie gestern, wiewohl an der geleimten Stelle ein wirklicher Fußstoß im Dunkeln dieß leicht bewerkstelligt haben würde, wenn sie zu einem Betrug ihre Zuflucht hätten nehmen wollen.

Dies sind die einfachen, aber streng wahren Beobachtungen einiger Ungelehrten über ein Phänomen, das die Heroen der Wissenschaften, wie Humboldt, Arago u. s. w., vielleicht bald in Europa besser zu würdigen Gelegenheit haben werden, da man von allen Seiten den beiden elektrischen Mädchen anräth, sich dort zu produciren, wogegen sie jedoch bis jetzt die größte Abneigung zeigen.

Mich erinnerte die heutige Darstellung an eine bemerkenswerthe, fast vergessene Erzählung aus alter Zeit. Eine etwas schon bejahrte Dame, die Gemahlin eines ehemals reichsunmittelbaren Großen, theilte uns nämlich, als von Ahnungen und Erscheinungen die Rede war, als selbsterlebtes Abenteuer mit, daß, als sie einst mit einer Freundin noch spät Abends sich sehr lebhaft und lustig unterhalten, diese sich mit der Hand auf einen am Pfeiler stehenden Tisch gestützt, und beide alsogleich einen wunderbaren knisternden und knarrenden Ton in der Nähe gehört. Im Moment darauf habe der Tisch sich ganz von selbst bis mitten in die Stube geschoben, als rücke ihn eine unsichtbare Hand. Sie sey bei diesem Anblick fast ohnmächtig vor Schreck geworden und habe es gleich als eine Unglück verheißende Ahnung angesehen, auch wäre bald darauf, fast um dieselbe Tageszeit, der Mann ihrer Freundin gestorben.

Ob nicht eine ähnliche unbewußte magnetische Kraft hier eben so eingewirkt hat, als bei den Smyrnaer elektrischen Notabilitäten? Immer mehr Wunder beginnen jetzt sich natürlich zu erklären, mais les extrêmes se touchent, und zuletzt

werden wir wohl inne werden, daß Alles um uns her in das Reich der Wunder gehört.

Cardanus magnetische Eigenschaften.

Es ist bekannt, daß manche Menschen den Glauben oder Aberglauben haben, wenn ihnen das linke Ohr klingle, so spreche Jemand Böses von ihnen, und umgekehrt, Gutes, klingle ihnen das rechte Ohr. Diese Behauptung stellte schon der gelehrte Cardanus auf, der schon im 16. Jahrhundert lebte, und spricht in seiner Lebensgeschichte also davon:

„Es war mir im Jahre 1526 zum erstenmal eine mir anhängende Eigenthümlichkeit entdeckt, die mir vierzig Jahre lang blieb. Ich empfinde, daß etwas außer mir in mein Ohr mit Geräusch eingeht, immer von der Seite aus, wo Menschen von mir reden. Reden sie Gutes, so kommt dieß Geräusche in das rechte Ohr, reden sie Böses, in das linke, und dieses dringt dann hindurch bis in's rechte und machet ein ordentliches Geräusch. Streiten die Personen, die über mich reden, sich, höre ich ein Geräusch von Stimmen, wenn es auf etwas Böses abzielet, auf der linken Seite, und es kommt dann genau von der Gegend her, wo diese Streitenden sind. Oft wenn die Sache abläuft übel, wird die Stimme auf der linken Seite, wenn sie aufhören sollte, lauter und die Stimmen werden vervielfältigt. Und nicht selten, wenn die Sache in derselben Stadt vorgeht und die Stimmen kaum vorüber sind, geschieht es, daß auch ein Bote kommt und mich zu ihnen berufet, und wenn es in einer andern Stadt geschieht und ein Bote kommt, so trifft es auf Ausrechnung der Zeit zwischen der Berathschlagung und dem Anfang der Reise gar genau ein. Ich finde dann, daß in dem Sinn, in dem ich es je nach der Seite, von der ich die Stimme vernahm, also gut oder bös, von mir gesprochen wurde."

Dieser Gelehrte hatte aber auch noch andere seltsame Zustände an sich. Er schreibt:

„Als ich in Pavia als Professor die Medizin lehrte, sah ich einmal ungefähr auf meine Hand, da erblickte ich an der Wurzel meines rechten Goldfingers die Gestalt eines blutigen Schwerdtes. Ich erschrack sehr. Des Abends kam ein Bote mit einem Briefe meines Schwiegersohns, worin er mir schrieb, daß mein Sohn in Verhaft genommen worden seie und daß ich nach Mailand kommen solle. Dieses Zeichen aber nahm immer zu von Tag zu Tag, und des letzten Tags naht es bis an die Spitze meines Fingers und sah so roth wie ein flammendes Schwert. Ich wußte nicht, was ich hierüber denken und sagen sollte. Um Mitternacht war mein Sohn enthauptet. Am Morgen war das Zeichen schon mehr vergangen und nach zwei Tagen plötzlich. —

Er erzählt: Als er dieses Gefühl durch's Gehör verloren habe, so seien bei ihm voraussagende Träume erschienen. In Träumen gegen Sonnenaufgang habe er immer alles vorausgesehen, was am andern Tage geschehe.

Nachdem ihn auch diese Eigenheit verlassen, stellte sich bei ihm ein Schein ein, der ihn immer begleitete. Dieser Schein stärkte ihn, da ihn die vorigen Eigenschaften im Gegentheile schwächten. Er hielt diesen Schein für eine besondere Naturkraft. Er habe ihn nie von seinen Studien oder der menschlichen Gesellschaft abgehalten, sondern ihn zu allen Dingen fertig gemacht. Er ist, schreibt er, vortrefflich, sich geistig zu entwickeln, und er scheint gleichsam die höchste Kraft der Natur zu sein; denn er repräsentirt auf einmal alle Dinge, die zur Sache, die man entwickeln will, gehören, und wenn er nicht etwas Göttliches ist, so ist er gewiß das vollkommenste unter allen vergänglichen Werken.

Die Seher in der Oberlausitz.

Seit ewigen Zeiten hat es Propheten gegeben unter allen Nationen. Erständen sie nicht selbst im Volke, die Hinneigung zum Wunderbaren im Menschen, das Bedürfniß, Unerklärliches, Geheimnißvolles auf sich einwirken zu lassen, würde sie alsbald schaffen. Was anders, als der unbesiegbare innere Drang, die Zukunft enthüllt zu sehen, führt selbst Gebildete zu Wahrsagern und Kartenschlägerinnen? Und wenn tausendmal die gesunde Vernunft das Thörichte solcher Prophezeiungen nachweist, es wird ihr doch niemals gelingen, sie gänzlich und für immer zu beseitigen.

Unter den civilisirten Nationen unserer Tage stehen vor allem die Hochschotten in dem Rufe, reich zu sein an Sehern und Propheten. Das „zweite Gesicht" dieses Volksstammes ist weltbekannt und wiederholt Gegenstand gründlicher Besprechung gewesen. In fast ganz ähnlicher Gestalt kommt die Gabe der Propheten bei den Westphalen vor, obwohl weniger häufig und weniger allgemein als in den hochschottischen Gebirgen. Auch das lausitzische Oberland kennt diese Erscheinung, doch nimmt sie hier eine wesentlich andere, von jenem zweiten Gesicht der Schotten und Westphalen sehr abweichende Form an. Merkwürdig aber und völlig unerklärlich bleibt es, daß die Gabe des Sehens, wo immer sie beobachtet wird, nur dem Ende des Lebens gilt; daß die verschiedenen Seher der genannten drei Volksstämme nie von etwas anderem in naher oder ferner Zukunft Vorgehendem Kunde haben, als entweder von ihrem eigenen Ende oder von dem Tode eines Andern.

Schotten und Westphalen, wenn ihnen die Gabe des Sehens verliehen ist, erscheint bekanntlich in plötzlich aufsteigendem Schattenbilde, gleichsam in einer geistigen Fata Morgana, das Ereigniß ganz so, wie es später sich zutragen wird. Nicht so bei den Sehern der Lausitz. Diese kennen kein Bild, ihnen erscheint weder die Person, deren baldiges Ende bevorsteht, noch die Art und Weise oder die Veranlassung, die es

herbeiführt. Sie erfahren durch eine ganz sonderbare Erscheinung, die eben so unerklärlich ist als die Gabe der Prophetie selbst, daß dieser oder jener binnen kürzerer oder längerer Frist sterben wird, ohne jedoch angeben zu können, ob ihm ein friedlicher oder gewaltsamer Tod bevorsteht. Man nennt diese Begabung „das Todsehen," weil derjenige, der sie besitzt, den Tod zu sehen vorgibt, nicht gerade in der Gestalt, wie ihn die christliche Mythologie abzubilden pflegt, sondern als weiß glänzendes Gebild, das bald menschliche Form annimmt, bald in ungewisser oder oft wechselnder Gestalt dem Seher sich zeigt.

Häufig kommt diese prophetische Begabung in der Lausitz nicht vor, auch dürfte sie sich kaum im eigentlichen Niederlande wieder finden. Im Gebirge waren mir vor zwanzig und mehr Jahren zwei solcher Seher bekannt, deren einer den Tod mehrerer Personen, und schließlich seinen eigenen, fast auf die Stunde voraussagte. Seltsamer Weise stand dieser Mann nicht im besten Rufe, während man sonst annehmen darf, daß große Seher, also Menschen, die Gott vor andern bevorzugt hat, die Achtung Aller in hohem Grade genießen. Er war arm, anerkannt ein harter Familienvater, hatte in früher Jugend ein ausschweifendes Leben geführt, und nach der Behauptung der ganzen Gemeinde lastete ein falscher Eid auf seinem Gewissen. Dem sei wie ihm wolle, der fragliche Seher nährte sich ehrlich und kümmerlich durch Tagarbeit, pflog wenig Umgang und war meistens still und in sich gekehrt. Nur wenn er seiner feierlichen Versicherung nach „den Tod sah," ward er gesprächig, wenigstens machte er gegen solche, denen er Vertrauen schenkte, sowie gegen seine eigene Familie kein Geheimniß daraus. Die Erscheinung selbst beschrieb er folgendermaßen: „Wenn einer sterben soll, den ich kenne, begegnet mir ein weißer „Schiem" (Schein), geht oder kriecht wie eine breite Schlange vor mir her und bleibt vor dem Hause des dem Tode Verfallenen stehen. Später geht der Schein in das Haus, und wenn ich ihm folge, kann ich sehen, wem sein Kommen gilt. Der Schein bleibt mehrere Schritte von der Person,

die abgerufen werden soll, stehen, oder nimmt, ist sie nicht gegenwärtig, deren gewöhnlichen Sitz im Zimmer ein. Legt sich der Schein vor die Füße des Bezeichneten, so steht sein Tod nahe bevor, und beugt er sich gar über ihm dergestalt, daß er ihn umarmt und gleichsam in ihm verschwindet, so lebt er keine 24 Stunden mehr.

Der Seher versichert hoch und theuer, daß er sich niemals irre, daß er jedesmal, wenn ein Bekannter sterbe, den Tod in angegebener Weise sehe, und daß die seltsame Erscheinung erst nach erfolgtem Ableben des Bezeichneten wieder verschwinde. Als sein eigenes Ende herannahte, gab er genau den Tag seines Todes an, ohne Scheu oder Angst davor zu äußern. Er behauptete, den weißen Schein anfangs am Fenster, später an der Zimmerthür gesehen zu haben, versicherte, daß er täglich einen Schritt näher trete, und in so und so viel Tagen ihn umarmen werde. Am bezeichneten Tage starb er still und schmerzlos. Bemerkenswerth ist noch, daß die unerklärliche Erscheinung nie am Tage, sondern erst mit einbrechender Dämmerung sich zeigt, nie also einem Schatten, sondern stets einem matt glänzenden weißen Lichtscheine ähnelt. Das Gefühl der Nähe des unheimlichen Boten will zwar der Seher auch am Tage haben, doch könnte dieß wohl auf Täuschung beruhen.

Auffallende Verehrung zollt man solchen Sehern im Volke eben so wenig, als man sich scheu vor ihnen zurückzieht. Man betrachtet sie weder als von der Hand des Herrn wunderbar Gesegnete noch als Gezeichnete. Wenn man ihnen dennoch nicht häufig im Gedränge des Lebens begegnet, sie meist still und in sich versenkt antrifft, so ist die Ursache davon einzig und allein in ihrer Gemüthsart zu suchen. Leichtsinnige, sanguinische, zu lautem, heitern Lebensgenusse hingeneigte Menschen besitzen die Gabe des Sehens niemals, es scheint ein gewisser Grad von Schwärmerei, ein Hang zu anhaltendem Grübeln zu ihrer Ausbildung erforderlich zu sein. — An die

Untrüglichkeit des Sehens glaubt das Volk eben so fest als der Seher selbst, doch möchte es kaum irgendwo vorkommen, daß Jemand aus Neugier einen als Seher bekannten Mann fragte, wer von seinen Bekannten wohl zunächst sterben werde. Die Scheu vor dem Tode, deren sich auch der Roheste nicht gänzlich erwehren kann, hält selbst Frivole ab, mit übermüthigem Finger an die dunkle Pforte zu klopfen, und so erfahren selbst diejenigen, welche derartigen Sehern näher stehen, nur zufällig, ob und wann sie von dem todtverkündenden Gesicht heimgesucht werden.

Einigermaßen verwandt mit dieser geheimnißvollen, ja unheimlichen Sehergabe ist die Kunst gewisser Personen, gestohlene oder verlorene Gegenstände wieder zu finden, den Dieb zu ermitteln oder sogleich zu bezeichnen; ferner alle Leibschäden durch gewisse, sehr geheim gehaltene Mittel zu heilen. Solche Personen nennt man in der Lausitz „kluge Männer.“ Sie finden sich ungleich häufiger als die Seher, stehen in außerordentlichem Ansehen bei den Landleuten und erwerben sich meistentheils, da sie sich ihre Kunst theuer bezahlen lassen, ein ansehnliches Vermögen. Daß bei dem Treiben dieser Leute die Leichtgläubigkeit der ungebildeten Menge einerseits, die plumpste Charlatanerie andererseits Hauptrollen spielen, bedarf keines Beweises. Auffallend freilich, bisweilen sogar an das Unbegreifliche grenzend sind die Aussprüche der „klugen Männer;“ sie würden aber sehr bald auf ihr natürliches Maaß zurückzuführen sein, wüßte man die klug versteckten Quellen zu entdecken, aus denen sie ihre Weisheit schöpfen. Bekannt mit Jedermann, verbunden mit zahllosen Mittelspersonen, die immer die Zuträger machen müssen, außerdem vorsichtig, stets wachen Geistes, mit Schlauheit und zuversichtlichem Wesen ausgestattet, und nie um Antworten wie um Ausflüchte verlegen, wenn es gilt, ihre Kunst, ihren Ruf zu retten, finden sie in Dreistigkeit und zweifellosem Glauben des hülfesuchenden Volkes ihre sichersten Bundesgenossen. Gewisse medizinische Kenntnisse kann man solchen Personen nicht absprechen,

anderer unschädlicher Hülfsmittel, deren sie sich bedienen, nicht zu gedenken. Von Haus aus sind sie weiter nichts als kecke und glückliche Taschenspieler, die mit wenig Kunst und vielem Glauben Wunderdinge verrichten und von allem Volk in hohen Ehren gehalten werden.

Fast alle „kluge Männer" wohnen im Gebirge, gewöhnlich dicht an den Grenzen Böhmens, manche auch in diesem Königreiche. Ein möglichst versteckter Wohnort scheint zur Betreibung ihres einträglichen Geschäftes nöthig, wenigstens sehr empfehlend zu sein. So häufig die Landleute ihre Kunst oder Weisheit in Anspruch nehmen, so wenig Verkehr im gewöhnlichen Leben pflegen sie mit „klugen Männern" zu haben. Man fürchtet sie, weil man ihnen Kräfte zuschreibt, die fast an Zauberei, wo nicht gar an Hexerei grenzen. Hülfesuchende müssen, soll der „kluge Mann" ihrer Sache sich annehmen, gewöhnlich ein paar Haare oder eine ungleiche Anzahl Tropfen von ihrem eigenen Blute, zu einer bestimmten Stunde dem Körper entnommen, bisweilen auch ein Stückchen ihrer Kleidung oder irgend etwas der Art dem Dorfweisen einhändigen, bevor er seine Operationen beginnt, Hülfe zusagt und schafft.

Die Todesanzeigen in Wales.

In Wales haben die Todeszeichen wieder andere Form angenommen; es sind nämlich die stillen Lichter, in der Landessprache Canhwillau Cyrth, Körperlichtlein genannt, die in diesem Lande, besonders in den Grafschaften Cardigan, Charmarthen und Pembrock als solche Todesboten beobachtet werden. Hört man beschreiben: wie sie einem brennenden Lampenlichte gleichen, mit dem Unterschiede, daß sie abwechselnd nun aufleuchten und dann wieder verschwinden, das letzte besonders, wenn jemand gegen sie kommt, worauf sie jedoch hinter ihm sogleich wieder erscheinen und ihres Weges weiter gehen; hört man, daß kaum in jenen Gegenden

ein irgend Bejahrter sei, der sie nicht einmal wenigstens gesehen; dann überzeugt man sich leicht, daß es Irrlichter sind, die zunächst den Grund dieser Art von Gesichten geben. Aber wie es scheint, hat, indem das Hellsehen der dortigen Einwohner des Naturgegenstandes sich bemeistert, dadurch das physische an ihnen in die physischen Gebiete sich hinübergeleitet und dort zu einer vollkommenen Semiotik ausgebildet. Denn, wie man aus der großen Zahl und Häufigkeit der in diesen Gegenden sichtbaren Lichter schließen muß, es kommen nicht blos die gröberen, auch gewöhnlichen Sinnen schon bemerkbaren Erscheinungen der Art zur Wahrnehmung; sondern auch die feinen, zarteren, die, wie die Nebelsterne des Himmels nur dem weiter geöffneten Fernrohr, so dem geschärfteren Auge sichtbar werden. Darum schweifen die dortigen Stilllichter nicht etwa bloß auf Feldern und Auen um, sondern sie dringen ins Innere der Häuser ein. So hören wir denn erzählen: wie, als in Cardigan einer der dortigen Einwohner zu Bette gelegen mit all seinen Hausgenossen, eines dieser Lichter, als er nach Mitternacht erwacht, in seine Stube gekommen, worauf dann, eines nach dem andern, zwölf an der Zahl, sich hinzugefunden, in der Gestalt von Männern, zwei oder drei aber auch Frauen gleich, mit kleinen Kindern in den Armen. Bald darauf habe es geschienen, als ob die Stube heller und weiter werde, denn sie zuvor gewesen, und die Lichter eine Art von Tanz begonnen. Alle hätten sich darauf um einen Teppich hergesetzt zum Gelage; sie hätten, gegen ihn lächelnd, ihm von ihrer Speise angeboten, doch habe er keine Stimme hören können. Er habe daher fort und fort zu Gott um seinen Schutz gerufen, bis endlich eine wispernde Stimme in wallischer Sprache ihm geboten: er solle ruhig sein. Als es so vier Stunden gewährt, habe er sich bemüht, sein Weib zu wecken; sie wollte aber nicht munter werden. Nachdem der Tanz noch eine Zeitlang in einer andern Stube fortgedauert, seien sie fortgegangen, worauf er dann aufgestanden; habe aber, wie klein die Stube gewesen, die Thüre nicht

finden können, bis sein Schreien die Hausgenossen aufgeweckt. John Ludwig, der Friedensrichter an Ort und Stelle, *gibt* dem Manne das Zeugniß, daß er ein ehrlicher, armer Hausvater sei, und im besten Leumund stehe. Da er nur 2 Meilen weit von ihm wohnte, ließ er ihn vor sich bringen, und machte ihm glauben, er wolle ihm einen Eid auf die Wahrheit abnehmen; er fand sich ganz willig, denselben abzulegen. Die Hausmeisterin bei Baronet Rudds zu Blangathen geht in die Kammer, worin die Mägde schlafen, und sieht in ihr 5 Lichter beisammen. Bald darauf wird die Kammer neu getüncht und zum schnelleren Austrocknen ein großes Becken mit Kohlenfeuer hineingestellt. Fünf der Mägde gehen dann nach ihrer Gewohnheit dort zu Bette; aber zu frühe, man findet sie frühmorgens alle erstickt. Selbst an der eigenen Person des Sehers kommen sie bisweilen zum Vorschein. Catharina Wyat in der Stadt Tenby sieht, als sie eines Abends in ihrer Schlafkammer sich befindet, zwei derselben recht auf ihrem Leibe; sie will sie mit der Hand wegschlagen, vermag es aber nicht; sie verschwinden dann nach einiger Zeit von selbst. Bald hernach kömmt sie mit 2 todtgebornen Kindern nieder. Davis selbst, ein Prediger, mußte einst bei einer Gerichtsversammlung eine feierliche Predigt abhalten, und reist nach Beendigung derselben wieder nach Haus zurück. Bei beginnender Abenddämmerung, da es noch so hell wie am Mittag war, schien es ihm zwei- oder dreimal, als fliege hinter ihm, rechts zwischen seinen Schultern und seiner Hand, etwas Weißes, etwa in der Größe einer welschen Nuß; und die Empfindung kehrte immer in Zwischenräumen von je 70 oder 80 Schritten zurück. Anfangs *macht er sich nichts* daraus und hält es für den Schein *seiner Halskrause*; aber es wurde immer röther und röther. Zum wenigsten war es kein Irrwisch, setzt er hinzu, sondern ein pures klares Feuer, sowohl dem Lichte wie der Farbe nach. Er kehrte deßwegen sein Pferd zwei- oder dreimal um, zu sehen, wo es herkäme und ob es ihm etwa ins Gesicht fahren werde; dann aber

konnte er niemals etwas erblicken; wenn er aber wieder sich nach vorwärts wendet, fliegt es wie vorher um ihn herum. Man könnte versucht sein, die Leuchtung für eine elektrische Erscheinung zu erklären, aber was folgt, ist mit dieser Voraussetzung nicht wohl vereinbar. Als der Prediger in's Dorf Clauridlid gekommen, wo er nicht Willens war, einzukehren, und nun am Eingange hart an einem Wirthshause vorüberritt, sprang sein Feuer, als er eben dem Thor gegenüber sich befand, vor ihm ab auf dieses hin, als ob es dort einkehren wollte. Er sah es nun nicht ferner mehr; ihm wurde aber unheimlich zu Muthe, und er blieb deßwegen fernab von jenem Hause in einem andern am Ende des Fleckens. Dort erzählte er dem Wirthe, was ihm begegnet; der theilte es am andern Tage einigen von der Gerichtsversammlung mit, die wieder Andern, und so wurde auf derselben von nichts als dem Gesichte des Predigers geredet. Es geschah aber noch in derselben Session, daß ein Edelmann, Wilhelm Lloyd genannt, erkrankte, und auf der Reise nach Hause von einem so heftigen Paroxysm überfallen wurde, daß er in dem Hause, wo der Prediger sein Feuer gelassen, einkehren mußte, wo er dann auch vier Tage später gestorben. Morris Griffith, ein sehr religiöser Prediger, als er in Pembrokeshire in Tre-Daveth sich aufhielt, sah vom Hügel hinunter in der Tiefe ein großes Licht, es war sehr roth, und stand etwa eine Viertelstunde still im Wege zur Canferchllawddog-Kirche. Der Prediger ging schnell auf die andere Seite des Hügels, um es besser zu sehen, und sah nun, wie es zum Kirchhof schwebte, dort eine Zeitlang wieder stille stand und dann in die Kirche einzog. Er wartete, und nach kurzer Zeit sah er es wieder aus der Kirche kommen, und an einer gewissen Stelle des Kirchhofs eine Zeitlang verweilen, worauf es dann verschwand. Einige Zeit nachher starb der Sohn eines Einwohners im Orte, Higgon genannt. Die Leiche hielt eine Viertelstunde am Orte, wo das Licht gestanden, weil ein Wasser dort den Leichenzug aufgehalten; und wurde

dann an der Stelle begraben, wo es zuvor verschwunden war.

Da die Erscheinung so oft und in so vielfacher Gestalt in jenen Gegenden wiedergekehrt, hat man die vorbedeutenden Zeichen mit den verschiedenen Arten der Erfüllung zu vergleichen angefangen, und auch hier wie im Norden gewisse Regeln zur Deutung des Gesichtes abgezogen. Ist das Licht klein, blaß oder bläulicht, so deutet man es in einer dieser Regeln auf unzeitige Geburt oder die Leiche eines Kindes; ist es stark und groß, dann ist der Angedeutete zu seinen Jahren gekommen. Sind zwei, drei, oder mehrere große, gemischt mit kleinen, zugegen, dann sind es eben so viele Todesfälle, in gleicher Mischung aus Erwachsenen und Kindern zusammengesetzt. Kommen zwei der Lichter von unterschiedenen Orten her und scheinen sich zu bewegen, so ist es mit den Leichen derselbe Fall; weicht eines zuweilen ein wenig aus dem Wege zur Kirche hin, dann pflegt in der Regel auch irgend ein Hinderniß den Zug zu hemmen. Uebrigens sind diese Todtenlichter nicht bloß auf Wales beschränkt, sie sind auch auf der Insel Man vorgekommen. Als der Befehlshaber zu Belfast Leathes 1690 auf der Reise durch einen Sturm 13 Mann verloren, sagte es ihm bei einer Landung dort sogleich ein alter Priester. Als der Hauptmann fragte, wie ihm das bekannt geworden? erwiederte er: durch 13 Lichter, die er auf dem Kirchhof habe kommen sehen. Wie aber in allen diesen Fällen das Licht die Todesbotschaft ausrichtet, so anderwärts wohl auch die Finsterniß; indem, wie Martin anführt, zu seiner Zeit in Bommel, in der Provinz Holland, ein Weib gewesen, die einen dunklen Rauch um das Angesicht derjenigen gesehen, denen der Tod nahe gewesen, was, da es vielfach sich bewährt, ihr zugleich große Verfolgung und große Zudringlichkeit herbeigeführt. Sonst ist die Gabe keineswegs allein auf jene Gebiete des Inselreichs beschränkt; sondern pflegt auch anderwärts im Volke häufiger, als man gewöhnlich glaubt, vorzukommen. Die Hochlande wie die Hebriden und Wales sind

von den Ueberresten des gälisch-bretonischen Stammes bewohnt; daß also die Gesichte vorzüglich bei ihnen so häufig vorkommen, deutet darauf hin, daß vorzüglich dieser Zweig des gälischen Volkes mit solcher Gabe bedacht gewesen, und berechtigt zu dem Schlusse, daß sie auch den andern Verzweigungen nicht fremd geblieben. Wirklich hat sie, noch am Anfange des vorigen Jahrhunderts, in der Dauphiné und den Cevennen häufig sich gezeigt, und der damalige Aufstand dieser Gegenden war auf sie gegründet. Auch die germanischen Stämme sind reichlich zu aller Zeit mit ihr bedacht gewesen, und das Alrunenwesen hat darauf geruht. Nicht leicht möchte irgend eine Provinz des Reiches sein, wo sie zu dieser Stunde gänzlich ausgegangen; häufig kommt sie noch jetzt unter dem westphälischen Landvolk, stellenweise in der Schweiz und in Schwaben, in der Gegend von Salzburg und anderwärts vor. Auch den slavischen Stämmen ist sie, wie es scheint, nicht fremd geblieben, wenigstens ist sie zur Zeit der Religionsunruhen in Böhmen in einem bedeutenden Grade hervorgetreten.

Vorzüglich sind es aber die finnischen Stämme in ihrer weiten Ausbreitung durch Europa und dem ganzen Norden Asiens, denen ein reichlicher Theil davon zugefallen, der diese Völker vor vielen andern in den Ruf der Zauberei gebracht. Man sieht: es sind die Nordischen, und im Süden hauptsächlich die Bergbewohner, die mit diesem Geisterblick am reichlichsten begabt erscheinen, weil sie mehr an die Grenze der innern und äußern Welt gestellt, auch in ihrer Stimmung zwischen innerem und äußerem Sinne hin- und hinüberschwingen; und somit also Gesichte zweier Welten leichter bei ihnen wechseln, als bei den Bewohnern der üppigen Erdniederungen, die mehr im Aeußern befestigt stehen.

Zerstören der Wasserhosen im Mittelmeer durch anscheinend magisches Einwirken.

Zu den merkwürdigsten Erscheinungen, welche im Mittelmeer bei Wetterveränderungen, namentlich um die Zeit der Tag- und Nachtgleiche stattfinden, gehören die bei den Seeleuten sogenannten „Trombe di mare“ oder „sifoni“, d. h. Wasserhosen. Ich habe sie oft von der Küste aus beobachtet, wie sie über die weite Wasserwüste hinstürzten, gleich riesenhaften nebeligen Schlössern, wie sie von einer unsichtbaren Macht fortgetrieben, gleichsam das Meer in ihrem Laufe aufrissen, und rings umher Schrecken und Verheerung verbreiteten. Namentlich an einem Punkte habe ich sie mit mehr als gewöhnlichem Staunen und Verwunderung betrachtet, wenn sie von einem starken Mezzogiorno-Wind getrieben, durch die schmale Straße zogen, welche Massa von der Insel Capri trennt. Hier sind hohe Landmarken, von denen aus ich mir einen Begriff von ihrer erstaunlichen Höhe und ihrem Umfang machen, und dann mich in Gedanken über ihre furchtbare Gewalt ergehen konnte. Groß ist die Furcht, mit der der Seemann in solcher Jahreszeit hinausfährt aufs offene Meer, und mit gutem Grunde, denn für kleine Schiffe sind solche „Trombe“ der sichere Untergang. Es ist darum nicht zu verwundern, daß unter einer so außerordentlich unwissenden und abergläubischen Bevölkerung Zauberkunst gegen einen so mächtigen Feind zu Hülfe gerufen wird. Von der Gewalt dieser „Trombe“ habe ich mehrmals, hauptsächlich aber diesen Winter Gelegenheit gehabt mich zu überzeugen, und ehe ich des durch diese Erscheinung erzeugten Aberglaubens erwähne, will ich einen Vorfall erzählen, der mir selbst zustieß. Ich stand mit einem meiner Bekannten, einem Italiener, auf einer hoch über das Meer aufragenden Klippe, die Luft war vergleichungsweise ruhig, und dennoch fühlte ich mich plötzlich wie von einer unsichtbaren, unwiderstehlichen Kraft umfaßt; ehe ich mich besinnen konnte, war ich trotz aller Anstrengungen mit

der Schnelligkeit eines Ballons in die Luft geschleudert. Alles, was ich weiß, ist, daß ich nach einer, nur einige Augenblicke dauernden Luftreise, mich halbwegs unterhalb an der Klippe mit einem furchtbaren Stoß inmitten eines trockenen Kalkofens nicht weit vom Meere wieder fand. Noch ein schwerer Fall, und mein Freund stand mir gegenüber. Der Ruck war so heftig, daß wir zwar, da eine auf allen Punkten gleiche Gewalt uns erfaßt hatte, auf die Füße niederfielen, aber sogleich zu Boden sanken, und einander anstarrten, unfähig uns zu rühren oder zu sprechen. Zum Glück war kein Glied gebrochen, aber die innere Erschütterung war so stark, daß wir uns einige Tage zu Bette legen mußten, und vielleicht werden die äußern Zeichen der erlittenen Verletzung uns stets an die gefährliche und unfreiwillige Luftreise erinnern.

Die Leute in der Nachbarschaft sagten: es seyen mal' ombre (böse Geister) in dem Kalkofen, die uns hineingezogen haben müßten, und sie schrieben unsere Erhaltung der Fürbitte der Seelen im Fegefeuer zu, welche uns für einige Handlungen der Mildthätigkeit belohnt hätten. Die Sache war aber, daß wir nicht von bösen Geistern, sondern von einer Windhose auf ihrem Weg zum Meer ergriffen worden waren. Es ist nicht zu verwundern, daß die Seeleute von Neapel diese furchtbaren Erscheinungen dem Einfluß des Teufels zuschreiben und Beschwörungen anwenden, um ihre Kraft zu brechen. Die Kunst, sie zu „schneiden", ist ein besonderer Zweig der hiesigen Zauberei, und wenige Barken wagen sich hinaus auf die Korallenfischerei oder dem Küstenhandel, ohne einen an Bord zu haben, „chi sa a bagliare trombe." Ich kenne mehrere, die sich mit dieser schwarzen Kunst abgeben. Es sind geheimnißvolle Leute, welche von ihren Gefährten mit einem aus Furcht und Achtung gemischten Gefühl betrachtet werden, als hätten sie einen Verkehr mit dem Bösen.

Wenn man eine Tromba in der Richtung des Boots sich nähern sieht, tritt der Zauberer vor und schickt die ganze Mannschaft rückwärts, damit keiner Zeuge ist von dem, was

er sagt und thut; er gebraucht dann gewisse Zeichen und Worte, und macht eine Bewegung mit dem Arme, als schneide er, der Feind spaltet und zerstreut sich; — so erzählten mir die Schiffsleute, die es oft gesehen zu haben behaupteten. Die Antwort auf meine sichtliche Ungläubigkeit war: „Ihr, Signor, glaubt weder an die Madonna, noch an die Heiligen, wie sollet Ihr daran glauben?" — „Habt Ihr es wirklich je gesehen?" — „Jesus Maria! oftmals!" riefen sogleich mehrere Stimmen. — „Gut," sagte ich, „ich wünschte zu erfahren, auf welche Art die Sache gemacht wird. Schickt Aurelio zu mir;" dieß war ein wohlbekannter Windhosen-Zauberer. „Ach, Signor, das sagt Euch niemand, sarebbe un gran peccato." Die, welche diese Kunst üben, oder sie andern mittheilen, sagte man mir, können von einem gewöhnlichen Beichtvater keine Absolution empfangen. Dieser Zweig der schwarzen Kunst wird unter dem allgemeinen Namen „Maleficia" begriffen, und ist eine von den vorbehaltenen Sünden, die sich in der gedruckten, an den Beichtstühlen in Italien angehängten Liste befinden.

Zufrieden, die Ansicht der einen Classe von Gläubigen so weit erprobt zu haben, beschloß ich, es mit einer andern zu versuchen. Der Zufall brachte mich in die Gesellschaft eines alten Offiziers von Murat, eines verständigen und ziemlich gebildeten Mannes, dem ich mit einigem Erstaunen von diesem herrschenden Aberglauben sprach. „Ich kann," erwiderte er, „den Angaben der Seeleute nicht widersprechen, obgleich ich, wie sich von selbst versteht, nicht an Zauberer glaube, ich kann nur annehmen, daß solche Dinge ausgeführt werden, in Gemäßheit gewisser physischer Gesetze, die wir nicht kennen Doch ich will Ihnen erzählen, was mir selbst passirte. Ich fuhr einst, als ich zu Ponza stationirt war, auf einem kleinen Boot von dieser Insel nach Ventotene, als eine „Burruska" losbrach, und alsbald sah ich eine der furchtbaren „Trombe" heranrücken. Ich war voll Schrecken, denn ich wußte, wir seyen verloren, wenn sie uns treffe, und das Ungethüm rückte

gerade gegen uns heran. Ein Mann, der neben mir saß und meinen Schrecken sah, sagte ganz ruhig: „fürchten Sie sich nicht, es ist keine Gefahr, wenn die Tromba nahe genug ist, will ich sie schneiden." Als sie sich näherte, das Meer aufwühlte und auf dem Punkte stand, uns zu verschlingen, stand er auf, schritt an den Bug vor und hieß alle zurückbleiben. Dann sprach er einige Worte, bewegte die Hand, in der er ein Messer hielt, als wolle er etwas durchschneiden und — die Tromba war in einem Augenblick zerstreut. Wie es geschah, will ich nicht erklären, aber die Sache fiel in meiner Gegenwart vor."

Hier wäre also das Zeugniß des Repräsentanten einer andern Classe über seinen Glauben, daß die Tromba durch unbekannte Mittel zerstreut werden könne, obgleich er erklärt, nicht an Zauberei zu glauben. Ich meine jedoch, daß mein Freund in dieser Beziehung nicht sehr capitelfest war; dem sey indeß, wie ihm wolle, der Aberglaube besteht und ist interessant genug.

Eine briefliche Mittheilung aus Rußland.

Erlauben Sie mir, aus weiter Ferne Ihre Bekanntschaft zu machen, oder vielmehr eine Bekanntschaft zu erneuern, die ich durch seit lange fortgesetztes und aufmerksames Lesen Ihrer Schriften schon lange — so zu sagen — gemacht habe. Mich beseelt ein gleiches Streben wie Sie, den dichten Schleier zu lüften, der unser Schauen in eine unsichtbare Welt hemmt, und mich vorurtheilsfrei von dem zu überzeugen, was täglich um uns vorgeht — wenn es auch unbegreiflich ist, und was die sogenannten „Aufgeklärten" mit ihrem ebenfalls sogenannten „gesunden Menschenverstande" nicht einsehen. Viele bittere Schicksale, in denen ich jedoch stets wieder die Lenkung einer gütigen Vaterhand nicht verkennen konnte, haben meinem Gemüthe seit längst eine religiöse Richtung, ein inniges Gefallen

an hinüberziehende Gegenstände und Gedanken gegeben, und das Beobachten solcher Vorgängnisse von denen Sie, Werner, Eschenmayer und viele Andere Kunde geben, gehört zu meinen liebsten Beschäftigungen; unwillkürlich sehe ich in dem Umgehen von Wesen uns unbekannten Naturells, das vermittelnde Glied in der großen Kette, die uns mit dem ewigen Jenseits verbindet, — Sie wissen ja wohl wie sehr der Mensch, mag er noch so sehr im Idealen leben, am Idealen sein Glück und seine Beruhigung findet und von der Verwirklichung des Idealen die ungemessenste Seligkeit hofft, — doch zu sehr Mensch ist um nicht am Realen auch noch haften zu müssen. So haben denn diese Erscheinungen aus der Geisterwelt, diese — ich möchte sagen Emanationen körperlicher Art aus dem geistigen Gotteslichte, etwas Erhebendes, ja etwas Rührendes für mich; mich haben schon unterweilen einzelne ganz einfache Gesichte jener Art der Maaßen afficirt, daß ich für meine Berufsgeschäfte untauglich ward; es umschwebte mich ein eigener Geist, ja eine eigene Seele die mir ungekannte Genüsse und Bilder vor den inneren Blick führte; meine ganze Brust war voll Chorgesang und Glockenklang, und im Klange habe ich mehr als Klang gehört. — Schon allein die Idee der Schutzgeister — wie ist sie lieblich, kindlich rührend! — Genug davon! Ich, der ich am Grabe meiner geistvollen jungen Gattin und zweier lieber Kinder geweint habe, ich weiß, was die hinüberziehenden Gedanken zu thun im Stande sind, und wie der Friede Gottes sich Stoß auf Stoß ins verzagte Herz senkt. Mir war die Einöde der Steppen im inneren Rußland nicht Einöde mehr, und jeder Grashalm ward mir zum Pfeiler einer mächtigen Domkirche. — Werden Sie mir, sehr verehrter und lieber Hr. College, wohl meine Herauslassungen verzeihen? Ich spreche mich selten aus, denn hier — selbst in Petersburg wo ich jetzt lebe — redet man nur vom Geldverdienste; es giebt hier weder Geist noch Geister! —

Gerne möchte ich Ihnen einige kleine Thatsachen mittheilen, die ich Theils selbst erlebt, für deren Richtigkeit ich

anderen Theils mich verbürgen kann. Vielleicht können Sie dieselben fürs Magikon benutzen, und mögen gerne alle darin genannten Namen vollständig abdrucken, denn reine Wahrheit braucht sich nicht zu verstecken. Leider habe ich nie genaue Nachrichten über die merkwürdigen Ereignisse erhalten können, die sich in einem alten, vom Brande 1812 verschonten Hause in Moskau begeben sollen; ich lebte in Moskau $2\frac{1}{2}$ Jahre, es gelang mir aber nicht, Genaues zu ermitteln; so viel weiß ich, daß das ganze ungeheure Gebäude stets leer steht. —

Was ich Ihnen jetzt mittheilen will, begab sich auf der Herrschaft des Fürsten Meschtschersky im Gouvernement Twer, wo ich einige Jahre als Arzt fungirte. —

Schon mehrfach hatten mir Bauern gesprächsweise mitgetheilt, daß es auf den Landwegen in der Umgebung des Gutes einige Stellen gäbe, an denen es „nicht geheuer" wäre, und an denen man Nachts nicht vorüber könne. Die Russen brauchen den Ausdruck „poganne" und „proklette" für solche Orte. Letzteres heißt einfach: „verflucht", ersteres soviel wie unrein, im Sinne wie die Juden es von gewissen Thieren nahmen. — Eines Abends im Februar-Monate, bei ungewöhnlich starker Kälte und hellem Mondenschein, kam ich von einer sehr großen Ausfahrt nach Hause und erreichte — noch etwa 2—3 Werste vom Gute entfernt, ein Kronsdorf, welches mir sehr bekannt war. Von dort geht der Weg über ein ganz ebenes Feld; der Weg ist breit, und in den Schnee gesteckte Tannenreiser zu beiden Seiten bezeichnen Nachts seine Richtung; ich saß im offenen Schlitten, zog mir den Pelz dicht über den Kopf und bemerkte nur noch rechts in einiger Entfernung ein mir sehr bekanntes Wäldchen, links, etwa 2 Werst entfernt, den herrschaftlichen Park. Ich hatte 3 muntere Pferde vor dem Schlitten und sie hätten mich in 20 Minuten müssen zu Hause bringen. Nachdem ich aber wenigstens eine halbe Stunde gesessen und über verschiedene Geschäfte nachgedacht hatte, bemerkte ich beim Aufheben des Kopfes zu meinem größten Erstaunen, daß wir noch an derselben Stelle wie zu-

vor waren; hinter uns das Dorf, rechts und links die genannten Gehölze. In der Meinung jedoch, mich getäuscht zu haben in der Zeit, hüllte ich mich wieder fest in den Pelz, indem ich nur noch bemerkte, daß die Pferde ungewöhnlich munter und muthig zu sein schienen. Nachdem ich sicherlich wieder eine halbe Stunde so gesessen hatte, bemerkte ich beim Aufblicken, daß wir immer noch auf demselben Wege waren. Nun wurde mir die Geschichte denn doch wunderlich und erst jetzt besann ich mich, daß wir an dem „unrichtigen" Orte seien. Auf meine Frage bejahte mein Kutscher und fügte hinzu, daß er die Pferde, die über und über im Schaum seien, kaum zügeln könne, obwohl sie heute doch ohne Futter an 40 Werst gelaufen seien. Wir hielten an, der Kutscher stieg ab, sprach ein russisches Gebet, dessen Inhalt ich nicht verstand, und bekreuzte sich nach allen Seiten. Während dieser Zeit betrugen sich die Pferde sehr ungeberdig und schlugen hinten und vorne aus, brachten mich jedoch jetzt in einer Viertelstunde nach Hause Dort erzählte ich mehreren meiner Leute das Erlebte und hörte aus Aller Munde: Ja, das ist eine bekannte Sache! Nur ein einziger Mann — natürlich ein Deutscher — dachte anders, denn er meinte, ich und der Kutscher seien betrunken gewesen.

Auf Erklärungen will ich mich nicht einlassen; ich bemerke nur, daß der Schlitten keineswegs stille stand, sondern so rasch vorwärts gezogen wurde, daß die in den Schnee gesteckten Tannenreiser wie zu fliegen schienen, und dennoch kamen wir nicht aus der Stelle.

Nach einer andern Seite des Gutes hin läuft neben dem Wege ein Birkengehölz. Dort sieht man an einer bestimmten Stelle, aber fast nur des Winters, eine dunkle menschliche Gestalt unter den Bäumen langsam hinschlurfen, stets etwa einen Fuß hoch über der Schneedecke. Vor etwa 50 Jahren soll sich dort ein Hirte erhenkt haben. Als der Wald ausgerodet wurde, ist die Erscheinung nicht wieder gesehen worden. —

Nachdem ich meine geistvolle junge Gattin durch den Tod verloren, überließ ich unser Schlafzimmer meinen zwei Kindern mit den Wärterinnen und bettete mich selbst in einem entfernt liegenden großen Gemache, worin ich Tags die mich consultirenden Kranken annahm, und welches eine Thür in mein Arbeitszimmer, eine andere auf den Corridor hat, der zum Hospitale führt. Eines Abends hatte ich lange in bitterer Trauer mich meinen Gedanken an die Entschlafene hingegeben, ehe ich entschlief. Kurz darauf ward ich geweckt durch das mir sehr bekannt gewordene Knarren der nach Außen führenden Thür; ich erwachte völlig und wunderte mich, wer so spät durch die von Innen verriegelte Thür gehen könne, blieb aber ruhig liegen. Ich hörte ganz deutlich leise Tritte im Zimmer und endlich trat eine weiß gekleidete Gestalt in den von einem Schirme abgetheilten Raum, wo mein Bett stand. Augenblicklich erkannte ich in ihr meine theure Entschlafene; sie beugte sich mit einem unbeschreiblich milden und freundlichen Blicke zu mir nieder und drückte ihr Taschentuch zweimal an meine Augen, worauf sie, beim Weggehen sich noch einmal umblickend, verschwand. — Es war kein Traum, sondern so sicher eine Erscheinung, wie nur je eine sich gezeigt hat, und mir ist von der Zeit an ein freudiger Trost in das Herz gekommen, was die Selige auch wohl nur hat bezwecken wollen. — Um noch eine bemerkenswerthe Einzelheit anzuführen, so bemerkte ich sogar den eigenthümlichen, mir so wohl bekannten Geruch nach Veilchenwurzel, welche meine Frau stets zwischen ihre Taschentücher legte. — Die Aufgeklärten werden diese liebliche Erscheinung natürlich für eitel Täuschung erklären, vielleicht mich sogar für „betrunken". Man ist ja an dergleichen Hohn gewohnt bei Erzählung von Dingen, die sich nicht zählen, messen und wägen lassen.

Auf dem Gute des Grafen P. im Smolenskischen Gouvernement steht der deutsche Verwalter Schwenk mit seiner Frau

am Fenster. Vor dem Hause ist ein großer Platz, gegenüber die Kirche, links das herrschaftliche Gebäude. Es war der Namenstag des Grafen und man läutete zum Gottesdienste. Nach einer Weile tritt der Graf aus seinem Hause und geht quer über den Platz in die Kirche. Schwenk wundert sich, daß die Glocke immer noch ertönt, während sonst beim Eintritte des Grafen sogleich der Gottesdienst beginnt, aber sein Staunen mehrt sich, als nach etwa 10 Minuten der Graf, ganz in derselben Gestalt und Kleidung, zum zweiten Male aus dem Hause tritt, quer über den Platz und in die Kirche geht, worauf sogleich die Glocke verstummt. Kurz darauf starb der Graf.

St. Petersburg, den $\frac{\text{20. Dec. 47.}}{\text{1. Jan. 48.}}$

D. med. R. Johannsen.

Briefliche Mittheilungen aus Feldberg.

Mit Vergnügen entspreche ich dem in Ihrem theuren Schreiben ausgesprochenen Wunsche, und theile Ihnen aus dem Kreise meiner Erfahrungen noch Mehreres mit, was für den denkenden Menschen, für den Psychologen, Pneumatologen und Theologen, wie überhaupt für den Christen von ernstem Fingerzeig und von Belehrung sein kann. — Ich habe keinen Grund, es anonym zu thun, da ich ein Freund von Oeffentlichkeit bin, und nun, was ich erlebt habe, bezeuge, aber auch einstehe für die Wahrheit meiner Mittheilungen! Späterhin theile ich Ihnen, so Gott will, noch einige Erfahrungen von Freunden mit, die ich ebenfalls verbürgen kann! Zuerst also — Selbsterlebtes!

1.

Der furchtbar bezahlte Spott.

An einem jährlich angeordneten Buß- und Bettage predigte ich in meiner Gemeinde über Luc. 13, 6—9; die Stelle von 8 und 9: „Laß ihn noch dieß Jahr, auf daß ich um ihn „grabe und bedünge ihn, ob er wolle Frucht bringen, wo nicht, „so haue ihn darnach ab!" Diese Stelle veranlaßte mich, mit „dringendem Ernst die Warnung hervorzuheben: „für wie „manchen unter uns dieser Bußtag wohl der letzte sei, — wie „jetzt noch die Fürbitte des ewigen Hohepriesters im Himmel „Manchem vielleicht noch eine ganz kurze Frist zur Sinnes- „und Lebensänderung erflehe, und wenn auch diese Stimme „das Herz nicht wecke aus seinem Sündenschlafe — in kurzem die Axt dem Baume an die Wurzel gelegt und derselbe „umgehauen werde. Darum: heute, so du seine Stimme hörest, „so verstocke dein Herz nicht!" u. s. f.

Ein angesehener Bürger in meiner Gemeinde hatte dieser ernsten Predigt beigewohnt, ein Mann von mancher guten Eigenschaft, dienstfertig, friedlich, aber in entsetzlich hohem Grade leichtsinnig; er war zugleich ein Wirth. Nachmittags fanden sich einige lustige Zecher bei ihm ein; der Wirth sprach brav zu, und äußerte sich ungefähr auf folgende Weise: „Stoßet die Gläser an, Freunde, der Pfarrer hat ja heute gesagt: noch ein Jahr — wir wollen ihn nun recht bedüngen."— Natürlich wurde brav gelacht und getrunken auf das: „noch ein Jahr!" Der Bußtag wurde im Leichtsinn und leichtsinnigem Spott geschlossen; der Wirth legte sich zu Bette, — aber — er stand nicht mehr auf. In der nämlichen Nacht traf ihn der Schlag; mehrere Tage lag er besinnungslos da, dann erholte er sich wieder in etwas. Man verheimlichte mir den Vorfall, aber ein christlich gesinnter Mann war gerade dabei, als er jene freyle Rede führte (er mußte nämlich dem anwesenden Accifer aus der Nachbarschaft etwas bezahlen), und theilt sie mir ganz erschüttert mit. Erst am Mitt-

woch erfuhr ich die Krankheit des Wirths und ging sogleich zu ihm; sagte ihm, wie ich es bedaure, nicht sogleich von seiner Krankheit in Kenntniß gesetzt worden zu sein. Ich fand ihn aber in der gewöhnlichen leichtsinnigen Stimmung. O — sagte er — es hat ganz und gar nichts zu sagen, ich bin gleich wieder ganz gesund, nein, nein, es macht gar nichts u. s. f. Nun fing er in alter Manier zu scherzen an, so daß mir Mund und Herz verschlossen war, und ich kein tieferes Wort mit ihm reden konnte, er wollte nichts derartiges hören. Ich entfernte mich in wehmüthiger Stimmung. Beim Fortgehen bat ich die Seinigen, wenn es je schlimmer werden wollte, (was ich vermuthete) mich sogleich rufen zu lassen. Es geschah nach 3 Tagen, auf einen Abend, ich fand ihn bewußtlos in einem schrecklichen Todeskampf; ich entfernte mich — der vielen Leute wegen, die sich bei ihm eingefunden — für einige Augenblicke, kam bald wieder, fand ihn fortwährend fürchterlich schwer röchelnd und bewußtlos. Ich stand am Fuße des Bettes, forderte die Umstehenden zur Fürbitte für den Sterbenden auf, und betete laut und dringend um Erbarmung für seine arme Seele. Während dem ich betete, starb er, und in diesem Augenblick war es, als wenn ein plötzlicher Sturmwind den Fensterflügel aufriß, mit einem wüsten, schauerlichen, pfeifenden Ton, der durch das Zimmer fuhr, und augenblicklich nachher ward es so stille wie in einem Grab. Alles war erschüttert durch dieses grausenhafte Naturphänomen bei dem Tode dieses armen Mannes; es war Sonntag Nachts zwischen acht und neun Uhr.

Mein Text bei seinem Leichenbegängnisse war:

„Rühme dich nicht des folgenden Tages, denn du weißt nicht, was dir heute noch begegnen wird!" —

Kurze Zeit nach seinem Tode hieß es: der Verstorbene lasse sich wieder sehen und hören, er beunruhige seine zurückgelassene Gattin, die es wirklich im Vertrauen einer Freundin mittheilte. Auf dem Dache des Hinterhauses sah man öfters sogar in ziemlicher Entfernung ein brennendes Lichtlein sich

hin und her bewegen. Viele Leute waren Zeugen davon. In der Scheuer des Hauses war es oft so hell, als wenn es brennte. Ich selbst überzeugte mich mit meiner Gattin davon, als wir einmal im Winter von einem Besuche spät nach Hause kehrten und alle Dorfbewohner in tiefem Schlafe lagen, auch im Wirthshause niemand mehr auf war, da war das Innere der Scheuer ganz beleuchtet, so daß die Helle durch alle Spalten drang.

Ein christlich gesinnter lieber Jüngling wollte sich eigens davon überzeugen und einmal dorthin gehen gegen Mitternacht, wenn alles im Dorfe still sei. Er betete vorher kindlich: „der Herr wolle ihn bewahren, er thue es nicht aus Vorwitz, sondern — wenn nichts Wahres daran sei — um dem Geschwätz darüber steuern zu können. Er ging, ohne einem Menschen etwas davon zu sagen; als er kaum an der berüchtigten Stelle war und still wartete — (es war eine dunkle Regennacht) — als er plötzlich fühlte, wie er von einer unsichtbaren Hand ergriffen und mit Blitzes-Schnelligkeit im Kreise herumgetrillt wurde — wie aus Muthwillen." — Er hatte genug erfahren und ging überzeugt nach Hause. Mir aber theilte er diese unvergeßliche Erfahrung, wie er sagte, mit.

J. J. Schneider, Pfarrer.

2.

Das ernst in Erfüllung gegangene Warnungswort.

Es geschah in einer meiner frühern Pfarrgemeinden, daß der Dienstknecht einer wohlhabenden, aber dabei sehr christlich gesinnten Wittwe die Schändlichkeit beging, fast zu gleicher Zeit zwei Mädchen des Orts zu mißbrauchen; beide wurden schwanger. Keines wußte von dem Unglück der andern, beide aber nahmen zu mir, ihrem Seelsorger, die Zuflucht, und nannten mir ihren Fall; bei der einen war es sogar offenbare Nothzüchtigung, allein weil es ohne Zeugen geschah, so konnte

der schändliche Mensch auch nicht vor die Gerichte gezogen werden. Beide aber verlangten, daß ich ihn kommen lasse und ihn zu Rede stelle. (Mit der einen hatte er einen — wie sie mir nachher bekannte — schon etwas längeren Umgang gehabt.)

Ich suchte zuerst mit dem liebevollsten sanftesten Ernst ihm das Entsetzliche seiner Missethat aufzudecken und sein Gewissen zu wecken; sagte ihm, er könne nur dann hoffen, die göttliche Strafe, die gewiß über ihn kommen werde, zu mildern, wenn er sein begangenes Unrecht möglichst gut zu machen suche, dadurch, daß er die eine Geschwächte mit Geld entschädige und für die Erziehung des Kindes Sorge trage, und wenn er die andere heirathe. Als meine väterlichen Ermahnungen fruchtlos blieben, wurde ich ernster und dringender, und erklärte ihm, daß er es mit dem lebendigen, gerechten und heiligen Gott zu thun habe, der da Zeuge seiner Missethat gewesen sei, und wie er seine Strafe vermehre durch sein freches Läugnen. Ich bat ihn um Gotteswillen, an das Heil seiner Seele zu denken und nicht Verbrechen auf Verbrechen zu häufen; die Kinder, die unglücklichen Wesen, denen er das Dasein gegeben, und denen er die Vaterschaft verläugne, die Vaterpflicht versage, werden einst am Tage des Gerichts gegen ihn aufstehen und ihn anklagen u. s. f.

Der Mensch aber verharrte in der schauderhaftesten Verstockung des Herzens, es war nichts mit ihm anzufangen. Ich ließ es zur Confrontation mit den von ihm Geschwächten kommen und erlebte einen entsetzlichen Auftritt; aber alles umsonst, er läugnete hartnäckig. —

Nun ging ich zu der frommen Wittwe, bei welcher er Knecht war, und stellte ihr vor: „sie dürfe diesen Knecht nicht länger behalten, er habe mit fürchterlichen Flüchen seine Seele belastet, daß er mit jenen Mädchen nichts zu schaffen gehabt; jetzt sei ich gewiß, daß der Fluch auf aller seiner Arbeit ruhe und sie verzehren werde, es könne kein Segen in ihrem Hause sein, so lange sie diesen schrecklichen Menschen als Knecht behalte." — Sie war unschlüssig, weil er sonst ein gar tüchtiger

Arbeiter war, was sie thun sollte; glaubte, so plötzlich könne sie ihn doch nicht entlassen, da die Heu- und Fruchterndte nahe sei. Ich wiederholte meine ernste Warnung und entfernte mich.

Der Knecht blieb; er besorgte die Heuerndte und die Fruchterndte; die Scheuren wurden des irdischen Segens voll.

Allein mein Warnungswort ging nur zu bald in Erfüllung. Es war an einem schwülen Sommertage, als ein Gewitter am Himmel heraufzog, und ehe man nur es recht wahrgenommen, schlug der Blitz in die Scheunen jener sonst so wackern und christlich gesinnten Wittwe, und im gleichen Augenblick schlug auch sogleich die Flamme empor. Es war an keine Rettung zu denken; die Scheuer mit all ihrem köstlichen Inhalt, mit A l l e m, w a s d e r K n e c h t i n d e n l e t z t e n W o c h e n u n d M o n a t e n d a h i n e i n g e b r a c h t h a t t e, — und noch eine andere daran gebaute, eben so große Scheuer eines Nachbarn — brannten unrettbar bis auf den Grund nieder, es konnte nicht das Mindeste gerettet werden.

Der Knecht verheirathete sich späterhin mit einer andern Person, fing eine eigene kleine Landwirthschaft an, aber ganz segenlos; von Jahr zu Jahr vermehrte sich Armuth und Elend in seinem Hauswesen, und sichtbar ging auch an ihm der von ihm selbst herabgerufene Fluch in Erfüllung. Was wird es aber erst sein, wenn die wirkliche Strafe, die göttliche Strafe über ihn hereinbricht, wenn seine verschuldete Seele von ihm gefordert wird und er vor seinen Richter tritt?

Wie zahllos viele Beweise der Wahrheit des Wortes liegen der Welt vor Augen! „I r r e t e u c h n i c h t, — G o t t l ä ß t s e i n e r n i c h t s p o t t e n!" und doch glaubt die Welt nicht, und läugnen oft Philosophen, und verkehrte Theologen, das Dasein des lebendigen Gottes.

3.

Die menschliche Bitte und die göttliche Antwort.

Der Sommer 1846 war auch in unsern Bergen entsetzlich dürr, heiß und trocken, und die ganze Natur, Mensch, Thier und Pflanze seufzte nach erfrischendem Regen. Da stand ich eines Morgens gegen 7 Uhr unter dem offenen Fenster und schaute gen Himmel; die Luft war schon in dieser Morgenstunde erdrückend schwül, das Gras des Feldes, die Blume des Gartens dem Verwelken nahe. Da flehte ich aus der Tiefe meines Herzens zu dem Herrn empor, dem alle Gewalt gegeben ist im Himmel und auf Erden, und flehte in stillem Flehen und gewisser Glaubenszuversicht „um einen erfrischenden Regen," um einen reichlich strömenden Regen für mein armes Thal und seine Bewohner. Ich mochte so etwa eine halbe Viertelstunde in Glaubens- und Geisteskraft mächtig gebetet haben, und mich eben in's Nebenzimmer begeben, wo die Meinigen zum Frühstück versammelt waren, da erfolgte die Antwort, aber auf göttlich-majestätische Weise. Eins, zwei! und zween Blitzschläge nach einander von fürchterlicher Kraft geschahen in Zeit von einer halben Minute. Der eine Strahl fuhr zur Rechten, der andere zur Linken des Pfarrhauses hinab. Der Strahl zur Linken fuhr in die volle Scheune eines reichen, sehr interessirten Bauren; dessen glänzendste Eigenschaft die Habsucht war, und brannte sie mit allem ihrem reichen Inhalt nieder. Der Strahl zur Rechten fuhr in das wohlhabende Haus einer lieben wohlthätigen Familie, die freigebigste des Dorfes, oben zum Dach herein durch das obere Zimmer, hart bei der alten Mutter vorbei, die gerade den Morgensegen las, schlug sie blos nieder und das Gebetbuch weit aus der Hand, aber ohne Verletzung; dann in das untere Zimmer, wo 4 bis 5 Personen beisammen waren, dann über den Hof durch den Kaufladen, berührte den Herrn des Ladens, ohne ihn jedoch gefährlich zu verletzen — blos behielt er seitdem am linken Aug ein kleines Denkzeichen.

Niemand wurde verletzt; der Blitz fuhr auf dem Estrich bei 20 bis 30 Pfund Schwefel vorbei, ohne zu zünden. Aber das ganze Thal erquickte nun ein viele Stunden lang strömender herrlicher Regen. Das war eine Frühpredigt!

J. J. Schneider, Pfarrer.

Antipathisches Gefühl einer Mutter gegen ihre Kinder.

In Steyermark lebte in der ersten Hälfte des verflossenen Jahrhunderts eine Gräfin Königsacker, die Mutter von zwei Söhnen und drei Töchtern. Aber sonderbar! sie durfte keines ihrer Kinder sehen; sowie es in ihre Nähe oder in ihr Zimmer gebracht wurde, fiel sie allemal in Ohnmacht. Der Vater sah sich daher genöthigt, die Kinder abgesondert halten und erziehen zu lassen. Und vom Tage der Geburt an sah sie keines mehr, obgleich sie alle zärtlich liebte. Traurig war dies für ihre Kinder, ihre Mutter nicht zu kennen und sich ihr nicht nähern zu dürfen. Der älteste ihrer Söhne war bereits Lieutenant unter dem k. k. Dragoner-Regiment Savoyen. Vor dem siebenjährigen Kriege kam dieß Regiment auf dem Marsche aus Italien auf Ungarn zu auch nach Steyermark. Der junge Lieutenant von Königsacker, ein schöner, gebildeter Mann, bat in einem Schreiben den Vater um Erlaubniß, sich in bürgerlicher Kleidung unter dem Namen eines steyermärkischen Cavaliers seiner Mutter vorstellen lassen zu dürfen, um sie doch einmal seit 24 Jahren, denn so alt war er, zu sehen und zu erfahren, ob auch da noch sein Anblick und seine Gegenwart, und dies als eines Unbekannten, der Mutter eine Ohnmacht verursachen würde. Der Vater willigte ein. Der Sohn war als Fremder der Mutter mit noch andern Gästen vorgestellt. Aber, sieh da! während der Vorstellung und des dabei nothwendigen Anblicks erbleicht die Mutter, fängt an zu sinken und verfällt in Ohnmacht. Kaum tritt man ab, so erholt sich die Frau, läßt um Entschuldigung bitten, daß ihr unwohl geworden sey,

und läßt sagen, sie werde noch das Vergnügen haben, bei der Tafel zu sprechen. Aber leider! kaum war sie im Speisesaal und sprach mit den Anwesenden, unter welchen auch ihr unbekannter Sohn war, so stellte sich die Ohnmacht von neuem ein. Nun erkannten Vater und Sohn, daß es ein grausames Spiel der Natur sey, das seltenste, das man bisher gehört hat.

Schlafreden und Schlafwandeln.

Einen der merkwürdigsten Fälle von Reden im Schlafe theilt Jemand in Frasers Magazin mit; er betrifft eine amerikanische Dame, welche, wie ich glaube, noch lebt, im Schlafe predigt und den ganzen presbyterianischen Ritus vom Psalm bis zum Segen durchführt. — Sie war die Tochter geachteter Eltern und wurde kränklich, wovon diese nächtliche Beredtsamkeit zum großen Kummer und zur Betrübniß ihrer Familie die Folge war. Die armen Eltern waren erst überrascht und fühlten sich sogar geschmeichelt, daß in ihrer Familie so eine außerordentliche Gabe kund werde, aber zuletzt überzeugten sie sich, wie dieß Folge einer Krankheit sey. In der Hoffnung, daß der Tochter ein veränderter Aufenthalt nützen und sie ärztliche Hülfe finden könne, machten sie eine ziemlich große Reise und kamen nach New-York, sowie nach andern großen Städten der Vereinigten Staaten. Wir kennen Manche, welche sie in der Nacht auf dem Dampfboote predigen hörten; und es war gewöhnlich, bei Theegesellschaften in New-York im Hause von Aerzten die Dame in ein ans Gesellschaftszimmer stoßendes Gemach zu Bett bringen zu lassen, um den Dilettanti's ein Beispiel von so einer außerordentlichen Erscheinung zu geben. Es hat uns aber mancher Ohrenzeuge gesagt, daß diese Predigten zwar scheinbaren Zusammenhang gehabt, aber hauptsächlich aus zusammengewürfelten Bibelstellen bestanden hätten. Wir wissen noch ganz genau, daß einige derselben in Amerika herausgegeben worden sind.

Im Edinburgher wissenschaftlichen Journale wird von einer für Augentäuschungen empfänglichen Dame bemerkt, daß sie auch im Schlafe sehr fließend zu reden und große Stücke aus Dichtern herzusagen gewohnt sey, besonders wenn sie sich nicht wohl befinde. Sie pflegte sogar eine halbe Stunde lang Verse in der Art zu recitiren, daß immer der zweite mit dem Buchstaben beginne, womit der vorausgegangene schloß, ohne daß ihr je das Gedächtniß dabei untreu geworden sey.

Im Medical Repository wird vom Arzte Mitchell ein Fall nach den Mittheilungen erzählt, welche er vom Professor Ellicot in Nord-Amerika erhielt. Er betraf eine junge Dame von guter Gesundheit, herrlichen Talenten und trefflicher Erziehung. Ihr Gedächtniß faßte viel und hatte eine Menge Ideen aufgenommen. Ganz unerwartet und ohne eine Ahnung davon, versank sie in einen tiefen Schlaf, der mehrere Stunden über die gewöhnliche Zeit hinaus dauerte. Beim Erwachen entdeckte man, daß sie auch jede Spur erworbenen Wissens verloren hatte. Ihr Gedächtniß war eine tabula rasa. Alle Worte und Sachen waren vergessen, verschwunden. Man sah sich genöthigt, sie Alles von neuem lernen zu lassen. Sie brachte es nach neuen Anstrengungen zum Lesen, Schreiben, Rechnen, und wurde allmälig wieder mit den sie umgebenden Gegenständen und Personen ganz wie ein Wesen bekannt, das zum erstenmal in die Welt eingeführt wird. In dergleichen Uebungen gelangte sie zu bedeutender Fertigkeit, allein nach einigen Monaten überraschte sie ein neuer Anfall von Schlafsucht. Als sie erwachte, sah man sie wieder in den Zustand versetzt, in welchem sie vor ihrem ersten Anfalle gewesen war, dagegen wußte sie von gar nichts mehr, was sich bei ihr nach demselben ereignet und zugetragen hatte. Sie nennt nun jene erste Lage ihres Lebens den alten, und die zweite den neuen Zustand, und ist sich ihres doppelten Wesens so wenig bewußt, wie zwei verschiedene Menschen ihrer gegenseitigen Eigenheiten. Zum Beispiel im alten Zustand ist sie Herrin aller ursprünglich erworbenen Kenntnisse; im neuen weiß sie

nur, was sie späterhin erlernte. Wird ihr ein Herr oder eine Dame im erstern vorgestellt und umgekehrt, so muß sie solche Personen, um sie hinlänglich zu behalten, in beiden Zuständen kennen lernen. Ebenso ist es mit allen andern Dingen. Im alten Zustand hat sie sich eine schöne Handschrift eigen gemacht, während sie im neuen nur eine sehr schlechte, unleserliche Handschrift schreibt, da sie weder Zeit noch Gelegenheit hatte, Fertigkeit zu erwerben. Vier Jahre und darüber wechselte von Zeit zu Zeit der eine Umstand mit dem andern, und allemal trat der Wechsel nach einem langen und festen Schlafe ein. Die Dame sowohl, als ihre Familie jetzt, verstehen es, mit einander zu verkehren, ohne in Verlegenheit zu kommen. Indem sie wissen, ob sie im alten oder neuen Zustande ist, richten sie ihren Umgang ein und benehmen sich demgemäß.

Ein ebenso außerordentlicher Fall vom Nachtwandeln und damit verbundenem Reden fand sich bei einem Fleischerburschen Namens Georg David, 16½ Jahr alt, vor. Etwa zwanzig Minuten nach 9 Uhr nickte er im Lehnstuhl mit dem Kopfe ein und blieb mit demselben auf den Händen liegen. Ungefähr zehn Minuten nachher stand er auf und suchte nach seiner Peitsche, schnallte dann seine Sporen an und ging darauf in den Stall, wo er nicht seinen Sattel am gehörigen Ort fand. Jetzt kam er wieder ins Haus, darnach zu suchen. Als man ihn hier fragte, was er denn damit beginnen wollte, antwortete er: „Ich will meine Runde machen." Er begab sich wieder in den Stall, zog das Pferd ohne Sattel hervor und wollte damit hinaus. — Mit vieler Mühe und Gewalt hielt ihn der junge Meister, von einem andern Fleischerburschen unterstützt, zurück. Jetzt kam der Vater des Fleischers heim und ließ sogleich den erfahrenen Arzt Benjamin Ridge aus Bridge-Road holen, der in einer Viertelstunde eintrat, als der Bursche indessen bei einem Chaussee-Einnehmer zu halten glaubte. Er zog einen Sixpence aus der Tasche und wollte gewechselt haben. Da er die Hand deßwegen hinhielt, gab man ihm den Six-

pence wieder hinein. Aber gleich bemerkte er: „Macht nur kein dummes Zeug. Das ist ja mein Sixpence wieder. Gebt mir heraus!“ Jetzt gab man ihm zwei und einen halben Pence; er zählte nach: „nur keine Possen! ich muß noch einen Penny mehr bekommen! das ist ja nicht richtig!“ Es machte drei Pence und einen halben Penny, was er zu bekommen hatte. Jetzt verlangte er: „gebt mir meinen Kastor!“ indem er den Hut meinte, welchen er so zu benennen pflegte. Und nun ließ er die Peitsche klatschen und spornte, daß das Pferd vorwärts sollte. Sein Puls schlug dabei 135 Mal in der Minute und war ebenso voll als hart. Im Gesicht konnte man keine Veränderung wahrnehmen, kein krampfhaftes Zucken darin war da. Die Augen blieben die ganze Zeit über verschlossen. Man zog ihm den Rock vom Arme, streifte die Hemdärmel auf und Ridge ließ ihm 22 Unzen Blut weg. In der ersten Hälfte des Blutlassens trat keine Veränderung ein, als aber etwa 24 Unzen weg waren, wurde der Puls langsamer und nachdem die ganze genannte Menge heraus war, fiel er auf 80, mit etwas wenigem Schweiße auf der Stirn. Während des Aderlasses erzählte der Fleischer einen Fall von einem Optikus, Harris, in Holborns, dessen Sohn einige Jahre vorher auf die Mauerbrüstung im Schlafe stieg. Der Fleischerbursche nahm gleich am Gespräche Antheil. „Ja, der lebte vorn an der Ecke!“ Als der Arm verbunden war, zog er einen Stiefel aus und sagte, daß er zu Bette gehen wolle. Drei Minuten später wurde er munter, stand auf und fragte, was es denn gäbe? Er war eine Stunde in dem bewußtlosen Zustande gewesen und hatte nicht die geringste Ahnung von allem, was mit ihm vorgegangen war, sondern wunderte sich über den verbundenen Arm und das weggelassene Blut. Man gab ihm nun ein tüchtiges Abführungsmittel, und den folgenden Tag befand er sich recht wohl, die Schwäche vom Aderlasse und die Wirkung der Arznei abgerechnet; aber von allem, was geschehen war, wußte er nichts. Keiner aus seiner

Familie, und auch er nicht vor dieser Zeit, hatte je so einen Zufall gehabt.

Ein Mord im Traume.

Doctor Gregorius Bruck, kurf. sächs. Kanzler, erzählte einst zu Wittenberg in Gegenwart Luthers und anderer Gelehrten folgende Geschichte: „Am Hofe Kaiser Maximilians lebten zwei Edelmänner, die einer schönen Dame wegen in Streit geriethen und die unversöhnlichsten Feinde wurden. Eines Morgens nun fand man den einen derselben ermordet im Bette, kein Mordwerkzeug war zu finden, keine Spur deutete auf den wahren Thäter. Der erste Verdacht fiel auf den Feind des Ermordeten. Dieser wurde auch wirklich in Haft genommen, bewies jedoch, daß er in der Nacht, wo der Mord sich ereignete, eine Tagreise entfernt von dem Wohnorte des Unglücklichen in einer Schenke Herberge genommen. Folgendes aber erzählte er bei Gericht: „„Ich war in jener Nacht zeitlich zu Bette gegangen und entschlief mit dem Gedanken beschäftigt, auf welche Art ich mich an meinem Nebenbuhler rächen könne. Wunderbarer Weise hatte ich diesen Traum: ich stand nämlich mit gezücktem Schwerte vor dem Lager meines Feindes; derselbe lag in tiefem Schlummer; sorgsam ließ ich die Blicke im Gemach herumschweifen, und als ich mich frei von Späheraugen sah, senkte ich das Schwert tief in die Brust des Schlafenden. In demselben Augenblicke war ich erwacht, ein Gewitter war im Anzuge, der Sturm pfiff heulend durch das offene Fenster, ich glaubte in seinen Tönen das Todesröcheln des Ermordeten zu erkennen, namenlose Angst ergriff mein Herz, und ich hatte nöthig, mich mit einer Kanne Wein zu stärken, um nicht vom Schlage gerührt zu werden.““ Aufmerksam horchten die Richter dieser Erzählung und fällten hierauf die weise Sentenz, daß der Teufel mit dem Arme und dem Schwerte des Inquisiten jenen Mord begangen, daß dieser nicht geringe Schuld daran trage und daher von Rechtswegen „ad mortem civilem“

verurtheilt sey. Diese Strafe ward auch wirklich des andern Tages bei hellem Sonnenglanze an ihm vollzogen, indem er nämlich, mit allen Förmlichkeiten einer Hinrichtung, auf den Richtplatz geführt, hier von dem Henker sein Schatten durchstochen und er hierauf des Landes verwiesen wurde."

Ein Traum.

Gegen Morgen erwachte ich. Noch hingen mir die Augen voll Thränen und der Platz, wo mein Kopf gelegen, war von Thränen feucht, noch sprachen meine Lippen die Bitte gegen Gott aus, mir meinen lieben Heinrich nur noch einmal sehen zu lassen. (Es war dieses ein kleiner Sohn von mir, welchen ich vor einigen Jahren verloren hatte.)

Wieder eingeschlafen, träumte mir, ich sey an einem fremden Ort, wie ein großer Vorplatz, da wurde ein bleicher junger Mann in Ketten an mir vorbeigeführt, welcher mich mit traurigen Blicken ansah, einige Männer begleiteten ihn, einer davon hatte ein großes Schlüsselbund, er schloß eine schwer mit Eisen beschlagene Thüre auf und führten ihn hindurch — da war es mir, als hörte ich sagen: „Siehe, dieß wäre dein Sohn geworden."

Hierauf befand ich mich in einem Irrenhause, wo verschiedene Wahnsinnige waren, welche sich als solche an ihrer Kleidung und ihren Geberden erkennen ließen. Von diesem Versammlungssaal kam ich in einen andern Saal, wo viele Tafeln zum Essen hergerichtet waren. Da kam mir meine liebe Louise, bleich und phantastisch geschmückt, entgegen und reichte mir die Hand.

Hierauf erwachte ich wieder und schlief nochmals ein.

Da sah ich mich auf eine unendlich große Wiese, durch welche ein tiefer trüber Strom in wilden Wellen rauschte, versetzt; an dem jenseitigen Ufer lief mein lieber Heinrich wieder in seiner Kindergestalt hin, mühte sich, zu mir herüber

zu kommen und streckte die Hände nach mir aus, während ich ihm meine Arme entgegenstreckte und ihn bei seinem Namen rief.

Da sagte man nochmals neben mir die Worte: „Laß ab, Du kannst nicht zu ihm hinüber und er nicht herüber, warum quälst Du ihn denn?“

Von diesem Tag an, wo ich diesen Traum hatte, bezwang ich mich und weinte nicht mehr um meinen Heinrich, damit ich ihn nicht in seinem friedlichen Aufenthalt beunruhige, weil ich es für Sünde halte, sondern habe mich in den Willen des Herrn ergeben und tröste mich mit dem Wiedersehen jenseits.

Seitdem die Unruhen in unserem lieben Vaterlande ausgebrochen, wo so viele junge Männer verführt und von der rechten Bahn abgezogen werden, habe ich meinem Schöpfer schon viel tausendmal gedankt, daß er alle meine Kinder zu sich gerufen hat; so sind sie doch vor dem zeitlichen und ewigen Verderben bewahrt.

Einige Jahre später ging auch mein Traum dahin aus, daß meine liebe Tochter Louise in ihrer letzten Krankheit eine Zeit lang wahnsinnig wurde und sie ganz so aussah, wie ich sie zuvor im Traume gesehen.

Erfüllung eines Traums.

In einer christlichen Erziehungsanstalt zu K. lag ein Knabe von 11 Jahren, und zu gleicher Zeit auch ein Mädchen von 20 Jahren tödtlich krank darnieder. Die Abwärterin der letztern hatte ihr Amt als Krankenwärterin lange mit aller Treue und Geduld versehen. Endlich aber wurde ihr, weil sie ohne Zweifel für ihre eigene Gesundheit fürchtete, ihre Pflicht beschwerlich und lästig, so daß sie nicht nur wünschte, derselben enthoben zu sein, sondern wirklich Anlaß und Gelegenheit suchte, das Krankenwärteramt an jemand anders abzutreten. Der Herr aber, der dieses nicht wollte, bediente

sich eines einfachen Mittels, sie auf andere Gedanken zu bringen. Dieses Mittel war ein Traum.

In einer Nacht, wo sie eben ein wenig eingeschlafen war, erschien ihr im Traum ihr seit drei Jahren verstorbener Vater. Dieser gab ihr zuerst einen Verweis deßwegen, daß sie sich zum Ueberdruß und zur Ungeduld in ihrem Krankenwärteramt habe verleiten lassen, und nun sogar mit dem Gedanken umgehe, dasselbe ganz aufzugeben; worauf er sie ermunterte und ihr ernstlich zuredete, dieses ja nicht zu thun, sondern sich vielmehr neue Liebe, Eifer und Treue vom Herrn für ihren Beruf zu erflehen, um ihre Kranke mit wahrer Liebe ferner zu pflegen, zumal da es ja nur noch 4 Wochen bis zum Heimgang der Kranken daure.

Die Wärterin erwachte und fühlte sich durch diese Erscheinung in ihrem Beruf auf's neue so gestärkt, daß sie auf der Stelle unter Gebet zum Herrn den Entschluß faßte, ihrer Kranken mit aller Liebe und Treue zu pflegen. Sie erzählte diesen gehabten Traum in ihrer Umgebung, hielt ihn aber vor der Kranken verborgen, welche je länger je stärker den Wunsch und die Sehnsucht äußerte, aufgelöst und daheim zu sein bei dem Herrn.

Der Knabe hatte in den letzten 4 Wochen seiner langwierigen Krankheit seine eigene Mutter zur treuen Pflege, welche in dieser Absicht einige Tagreisen weit nach K. gekommen war. Es versteht sich, daß bei diesem lieben kleinen Kranken alles geschah, was sich nur von zärtlicher Mutterliebe und Muttertreue erwarten läßt; obwohl auch die zärtlichste Mutterliebe und die sorgsamste Mutterpflege den Plan des Heilandes, diesen kleinen Liebling zu sich in eine höhere Lehr- und Erziehungsanstalt zu nehmen, nicht vereiteln konnte. Der Knabe sah sein Ende nicht vor, sondern nährte vielmehr immer die Hoffnung seiner Wiedergenesung, um alsdann, wie die Mutter ihm versprach, mit derselben nach Haus zu reisen und seine übrigen Geschwister wieder zu sehen. Zum Schmerz der Mutter schwand indessen diese Hoffnung immer mehr da-

hin, denn seine Krankheitsumstände wurden immer bedenklicher und er selbst immer elender.

An einem Morgen erzählte die kranke Tochter mit ganz heiterm Blicke, sie habe geträumt, wie zwei schöne Engel, ein großer und ein kleiner, jeder mit einem Palmzweig in der Hand, gekommen seien; der große Engel habe seinen Palmzweig ihr zuerst, sodann der kleine den seinigen dem kranken St. gereicht. Ich bin daher — setzte sie mit sichtbarer Freude hinzu — nicht nur gewiß, daß mein Wunsch, zum Heilande heimzugehen, erfüllt wird, sondern ich weiß nun auch eben so gewiß, daß ich früher als St. heimgehen werde, weil mir der Palmzweig zuerst gereicht wurde.

Als daher an einem der folgenden Morgen die Nachricht gebracht wurde, der kranke St. sei in dieser Nacht heimgegangen, erwiederte sie ganz ruhig: „Das kann nicht sein und ist gewiß nicht so, erkundigt euch nur genau; ich weiß gewiß, daß ich vor ihm vollendet werde, aber er wird mir bald nachkommen.“ Und da man nach ihm schickte und sich erkundigte, fand sich's wirklich, daß das Gerücht von seinem Hinscheiden zu voreilig gewesen war. Er lebte und kämpfte noch, und nach allen Umständen zu urtheilen, war er dem Ziele viel näher als die kranke Tochter.

Genau an dem Tage nun, wo von jenem Traume der Wärterin an vier Wochen um waren, ging die kranke Tochter aus der Sterblichkeit zur Unsterblichkeit über; denn die Wärterin und andere, die darum wußten, hatten von jenem Traum an, in welchem ihr erschienener Vater ihr gesagt hatte: es währe nur noch vier Wochen, die Tage und Wochen mit Genauigkeit gezählt. Der Tag ihres Heimganges war der 2. Januar dieses Jahres.

Am vierten Tag darauf, Sonntags den 6. Januar, erwachte der kleine Kranke (dem man von dem Hinscheiden der Tochter absichtlich kein Wort gesagt hatte) zum erstenmal mit dem Verlangen — gesund zu werden? wie bisher? Nein, mit dem Verlangen, zum Heilande zu gehen. Gleichsam als ob

ihm in dieser Nacht die bisher genährte Hoffnung der Genesung und des Wiedersehens seiner Geschwister auf einmal gänzlich benommen, und statt dessen das Verlangen nach dem Himmel seinem Herzen eingeprägt worden wäre, wuchs diese Sehnsucht mit jeder Stunde; stärker und immer stärker äußerte er sein Verlangen, bei seinem Jesus zu sein. Einmal umfaßte er seine Mutter und rief aus: „Ach Mutter, liebe Mutter, trag mich doch zu meinem Heiland!“

Nur noch stundenlang durfte er verlangend nach dem Himmel kämpfen, denn am folgenden Morgen, Montags den 7. Januar, also 5 Tage nach jener Tochter, wurde auch seine Sehnsucht nach der ewigen Heimath gestillt.

Todesahnung.

A. P., ein sehr gebildetes junges Mädchen, kannte in M. einen Herrn H., Geheimsekretär einer Fürstin, als er noch ledig war. H. soll ein Ideal von männlicher Schönheit und Liebenswürdigkeit sein, im Umgang mit allen Menschen so liebevoll, als auch sonst als moralisch guter Mann bekannt. Diese Schilderung hörte ich schon von mehreren Personen, von A. aber am wärmsten, und es mag verzeihlich sein, wenn etwas mehr, als gewöhnliche Neigung zu Grunde lag. Nicht oft und nur in Geschäften sprach sie ihn, immer in naher oder wenigstens nicht ferner Gegenwart anderer Personen, und vernahm bald, daß H. ein armes, nicht schönes, aber doch liebes und braves Mädchen heirathen werde, dessen Bekanntschaft er machte, als er im gleichen Hause mit ihr wohnte. Im Voraus glaubte man zu wissen, daß er bei Hofe bald einer glänzenden Carriere sich zu erfreuen haben werde, und sogar hohe Generals-Töchter stimmten tief genug ihre Saiten herab, ihm Huldigungs-Lieder zu singen.

Doch er blieb Mann; seine Braut wurde bald seine Frau. Auch sie lernte A. kennen, und fand sie recht liebens-

werth. Bald nachher kam A. nach Wien; ein ernsterer Lebenszweck nahm ihre Thätigkeit in Anspruch, und die lebhafte Erinnerung an diese Familie wurde allmählig schwächer, wie dieß der Fall gewöhnlich zu sein pflegt bei kurzen oberflächlichen Bekanntschaften. Es folgt nun eine Zwischenzeit von fast 3 Jahren; A. befand sich in Genf; da verfolgte sie vor einigen Wochen bei Tag und Nacht und bei jeder Zerstreuung ununterbrochen der Gedanke mit größter Bestimmtheit: H's Frau ist gestorben.

Mittheilung mäßigt unsere Empfindungen, wenn wir auf Personen stoßen, die ein Herz haben wie wir; oder von denen wir wenigstens glauben, daß sie Verstand genug besitzen, über unerklärliche Gefühle, vermeinte Schwächen, — nicht zu lachen, und Alles nur ein zufälliges Zusammentreffen der Umstände zu nennen. Mittheilung war es, was auch A. bewog, der jungen Frau des Hauses zu entdecken, was seit mehreren Tagen sie bänglich quäle, und Beide erwarteten von der nächsten Zukunft gewisse Aufklärung. Und diese blieb wahrlich nicht lange aus. Unerwartet, unaufgefordert kam ein Brief von J. P. aus M. an mich, dem ein anderer unversiegelt an A. beigeschlossen lag, worin die Nachricht, daß (glaube vor zwei Tagen) Frau H. am dritten Tage nach Entbindung von ihrem zweiten Kinde gestorben sei.

Wer sollte unter so bewandten Umständen und bei eigenen Erfahrungen dieser Art nicht an Ahnungen glauben?

Gebetserhörungen.

In den Jahren 1748—50 befand sich in einem Städtchen im Magdeburgischen ein königl. Förster, der mit seinem ganzen Hause Gott fürchtete. Dieser ward todtkrank. Die Ehefrau steht mit ihren Kindern, die alle noch unerzogen waren, um des Sterbenden Bette herum und alle weinen bitterlich.

Der eine Sohn schleicht sich fort, hin in den Garten, kniet im Gartenhaus nieder, und mit Inbrunst seines Herzens betet er: Lieber Gott! laß meinen Vater noch nicht sterben; laß ihn wenigstens noch so lang leben, bis ich 14 Jahre alt bin. Zuversichtlich steht er vom Gebet auf — geht sogleich wieder in die Stube — und findet seinen Vater ganz verändert. Der Vater wird wieder ganz gesund und lebt gerade noch so lange, bis dieser Sohn 14 Jahre alt war. Da starb er. Der Sohn bekam die Gabe, einen schönen Discant zu singen und konnte sich als Choralist recht gut ernähren. — Dem ganzen Städtchen war dieser Vorgang wichtig. —

Christoph Buche, ein Fuhrmann und in der Folge Stifter des Waisenhauses zu Langendorf bei Weißenfels, nahm in jeder Noth seine Zuflucht zu Gott und fand immer Erhörung und Hülfe.

Zu einer Zeit begab sich's, daß der jüngste Sohn der Wirthin, bei welcher er sein Quartier in Weißenfels hatte, tödtlich krank ward. Schon lag das Kind ohne alle Hoffnung zur Genesung. Der Medicus wollte keine Arznei mehr verordnen und der Prediger hatte es bereits eingesegnet. Die Mutter gerieth dabei in solchen Jammer und brach in so heftige Klagen aus, daß sie Buche unten im Hause weinen hörte. Er ging deßwegen zu ihr hinauf, fragte, warum sie so kläglich thäte und erkundigte sich, was ihr krankes Kind machte. Sie antwortete ihm, das Kind müßte sterben, der Medicus wolle keine Arznei mehr geben. Hierauf suchte er sie zu beruhigen und sagte, sie solle sich zufrieden geben, wenn gleich ihr Medicus nicht helfen könnte, so wüßte er noch einen Arzt, der würde ihrem Kinde wohl helfen. Er ging alsdann sogleich in seinen Stall und bat Gott herzlich um die Genesung dieses Kindes, damit die unglücklichen Menschen doch sehen und erkennen möchten, daß Er helfen könnte, wo alle menschliche Hülfe vergeblich wäre. — Während diesem Gebete

empfand er eine besondere Freudigkeit, die er als eine Versicherung seiner Erhörung annahm. Er stand auf, ging zu der betrübten Mutter des kranken Kindes und sprach zu ihr, sie sollte nur getrost sein, sein Arzt hätte versprochen, bald zu helfen. Und von der Stunde an besserte es sich mit dem kranken Kinde und es lebte noch, als Buche starb. —

Der englische Prediger T. Charles in Bala hatte ein sehr anstrengendes Amt. Die Predigten und Kinderlehren, die er zu halten hatte, erstreckten sich über einen weiten Bezirk; und er versah sein Amt, so viel Arbeit es auch kostete, mit großer Selbstverläugnung. In den entlegenen Theilen seines Bezirks fand er sehr wenig Bequemlichkeiten, denn die Bewohner derselben waren arm und in ihrer Lebensweise sehr einfach. Auch waren einige Orten sehr hoch gelegen und im Winter sehr kalt. Als er nun im Herbst 1799 über den Berg Migneint in Carnarvonshire reiste, wurde ein Daumen seiner Hand vom Frost stark angegriffen. Die Beschädigung war so bedeutend, daß sie eine Krankheit nach sich zog, die sein Leben bedrohte. Um dem kalten Brande zuvorzukommen, hielt man eine Amputation für nothwendig. Sein Leiden, das längere Zeit dauerte, war eine harte Prüfung für seine Familie und für die Gemeinde. Als es nun bekannt wurde, daß sein Leben in Gefahr stehe, so versammelten sich die Bewohner von Bala zu einer besonderen Betstunde. Bei diesem Anlaß beteten mehrere Personen mit Inbrunst für die Erhaltung seines Lebens. Besonders ergreifend war das Gebet eines Mannes, welcher sehr dringend und mit einer Art von Ungestüm in seinem Flehen anhielt. Er gedachte der fünfzehn Jahre, welche dem Hiskia geschenkt wurden und bat den Allmächtigen mit ungewöhnlicher Inbrunst, den Prediger Charles noch wenigstens fünfzehn Jahre am Leben zu lassen. Mehrmals wiederholte er die folgende Worte mit solchem Ungestüm, daß die Versammlung ganz ergriffen wurde. „Noch fünfzehn Jahre,

o Herr. Wir bitten Dich, dem Leben Deines Knechts noch fünfzehn Jahre zuzusetzen. Und willst Du nicht, o unser Gott, so gib fünfzehn Jahre mehr um Deiner Kirche und ihrer Sache willen.“ Charles hörte von diesem Gebete und es machte einen tiefen Eindruck auf ihn. Nach seiner Wiederherstellung erwähnte er öfters, er müsse seine Zeit noch wohl anwenden, denn bald werden seine fünfzehn Jahre zu Ende sein. Als er die Gegend von Südwallis zum letzten Mal besuchte, fragte man ihn, wann er wieder kommen werde. Seine Antwort war, wenigstens gegen Einige, seine fünfzehn Jahre seien bald zu Ende und er werde sie wohl nicht mehr besuchen. Noch in seinem letzten Jahre erwähnte er dasselbe gegen mehrere seiner Freunde, besonders gegen seine Gattin. Merkwürdiger Weise fiel sein Tod gerade an's Ende dieser fünfzehn Jahre. Nicht weniger merkwürdig aber ist der Umstand, daß gerade in diese Zeit die wichtigsten Unternehmungen seines Lebens fallen. Es war in dieser letzten Periode, daß er seine schätzbarsten Schriften schrieb, die Sonntagsschule stiftete, die Bibelgesellschaft gründen half und für Irland und Schottland sehr gesegnet wirkte. Wie groß und herrlich war doch der Erfolg des brünstigen Gebetes jenes einfältigen, armen, alten Jüngers in Bala! Wer ahmt ihm nach?

Eine merkwürdige Lebensrettung.

Nachstehendes enthält eine merkwürdige Lebensrettung, welche Pfarrer M. Erhardt in dem Orte Sontheim, wie er selbst sagt: „zur ewigen Anbetung und Lobe Gottes, und unseres Lebensfürsten Jesu Christi“ im Jahre 1764 erfahren hat.

In der Martiniwoche des genannten Jahres mußte derselbe eine kleine Reise in Angelegenheiten der Schwester seiner Gattin machen, für welche er bei ihrer Verheirathung als ihr Pfleger ausstehende Kapitalien und Zinse einzuziehen hatte.

Dazu begab er sich an einem sehr warmen, heitern Novembertage leichtgekleidet zu Pferde auf den Weg. Seine Aufträge führten ihn nach Dettingen unter Urach, wo er zugleich seinen Eltern einen Besuch machte. Nach dreitägigem Verweilen wollte er den Rückweg antreten, wurde aber bis an den Mittag aufgehalten, theils durch einen Schuldner, theils, weil seine Eltern ein Schwein geschlachtet hatten, von welchem sie ihm nach alter schwäbischer Sitte auch einen Antheil mit nach Hause geben wollten. Da Dettingen von Sontheim nur sechs Stunden entfernt ist, so glaubte er die Heimath zu Pferde wohl noch erreichen zu können. Freilich überlegte er dabei nicht, daß es, wie es hernach der Fall war, auch in Urach noch einen längern Aufenthalt geben könnte. In der dortigen Leinwandhandlung hatte er auch noch ein Geldgeschäft für seine Verwandtin und am Dekanathause konnte er doch nicht wohl vorbeigehen, ohne einen Besuch abzustatten. Es war daher bereits vier Uhr Abends, als er die Stadt verließ, und nun hatte er freilich für einen kurzen Novembertag noch einen weiten Weg vor sich. Als er die Stadt im Rücken hatte, und die hohen Berge zu Gesichte bekam, auf welchem sein Wohnort lag, so fand er, daß diese mit frischem Schnee bedeckt ihm entgegenblickten. Die hohe Steige hinauf konnte er nicht sehr schnell reiten, und bald traf er den Schnee bereits auf seinem Wege zuerst einen halben Schuh, hernach sogar knietief an. In Böhringen, einem Pfarrdorfe zwei Stunden von Urach, wurde das Pferd gefüttert. Auch der Reiter nahm eine mäßige Erquickung zu sich, und ließ sich von dem Knechte des Wirthes zu Pferde bis an das Ende des sogenannten Salzwinkels begleiten. Hier, in der Nähe des Dorfes Feldstetten, entließ er seinen Begleiter mit einer kleinen Belohnung, weil er mit der Gegend hinlänglich bekannt zu sein glaubte. Bald, nachdem ihn dieser verlassen hatte, mußte er absteigen, um den Sattel fester zu gürten. Beim Wiederaufsteigen warf er seinen Reiserock hinter den Sattel auf das Pferd; dieses aber scheuete, schlug aus, und drehte sich, während er

einen Theil des Stangenzaumes hielt, mehrmals im Kreise umher, bis der Reisende zuletzt in den knietiefen Schnee fiel, und den Zaum aus seinen Händen lassen mußte, um nicht von dem Pferde getreten oder geschlagen zu werden. Der Reiserock war indessen vom Pferde gefallen; der Pfarrer hob ihn auf, und zog ihn an, das Pferd aber war sogleich fortgerannt, und nirgends mehr zu sehen. Ein dicker Nebel trat ein, so daß sich unser Reisender in der sonst wohl bekannten Gegend nicht mehr erkennen konnte, besonders da das Pferd durch das Herumdrehen im Kreise ihn ganz aus der Richtung gebracht hatte. Er wußte nicht mehr, ob er rechts oder links, vorwärts oder rückwärts gehen sollte, und konnte sogar die Fußstapfen von Böhringen her nicht mehr finden. Anfangs glaubte er, er werde sich mit dem Gehörsinn helfen können, legte sich mehrmals im Gehen in den Schnee nieder, und horchte, ob er nicht vielleicht, weil doch der Schnee erst kurz gefallen war, aus der Ferne noch die dumpfen Pferdstritte hören könnte. Allein auch dieß war vergebens. Ein kalter Nordostwind wehte, und er mußte ohne Weg in dem dichten Schnee fortstampfen, schon um sich warm zu halten. Nach und nach wurde er so entkräftet, daß er Einmal über das Andere niederstürzte, und halbschlafend bald über große Steinhaufen, die man aus den Aeckern zusammenliest, bald über kleines Buschwerk, bald über Holzstumpen, oder in Gruben hinunterfiel. Er ermannte sich jedoch immer wieder, bis ihm der Athem im Halse wie Feuer brannte. Endlich stand er zwischen drei Waldungen. Die Entkräftung vom Schneestampfen, und die Neigung zum Schlafe war auf's Höchste gestiegen. Daher dachte er nun nicht mehr daran, den Weg nach Hause zu finden, sondern suchte einen Ort im Walde, wo er sich niederlegen könnte, denn er sah nichts Anderes, als den Tod vor sich. Er scharrte zwischen drei Buchbäumen den Schnee auf die Seite, und breitete seinen Reiserock auf dem Boden aus; ehe er sich niederlegte, wollte er seine Seele vorher dem Herrn empfehlen. Außer seiner eigenen Lebensgefahr

drückte ihn der Gedanke an den Jammer seiner Frau, wenn er sterben sollte, und an die Noth ihrer Schwester, wenn die 96 fl. und die Capitalbriefe im Werthe von 1800 fl., welche er bei sich trug, mit seinem Tode verloren gehen würden. Mit entblößtem Haupte kniete daher er nieder, stellte seinem Heilande seine Noth von Innen und von Außen demüthig betend vor, und rief zuletzt also: „Höre Jesu! wenn du siehest, daß „ich noch in Zukunft zur Verherrlichung Deines Namens „Etwas sein und bleiben kann, so glaub ich feste, daß es Dir „ein Geringes ist, mein Leben mir zu erhalten; gefiele Dir „aber mein geringer Dienst in Zukunft nicht, so bitte ich Dich, „durch deine hohepriesterliche Barmherzigkeit, Du wollest Gnade „vor Recht ergehen lassen, und durch Deinen blutigen Versöhnungstod meiner Seele den Zugang zu Dir gestatten, „und mich selig einschlafen lassen; wie ich mich jetzo Dir und „Deiner freien Macht und Gnade sammt meinem Haus und „meiner zurückgelassenen Gemeine ganz und gar Deiner Vorsorge demüthigst empfehle u. s. w."

Nach diesem Gebete verband er sein Gesicht mit zwei baumwollenen Sacktüchern, zog eine Kappe über das Haupt, und legte sein Gesicht in seinen Hut. Also schlief er ein.

Und wer hätte gedacht, daß er je wieder erwachen würde? War doch sein Leib in leichter Kleidung dem Frost einer kalten Novembernacht Preis gegeben; hält man doch immer die Lage eines Menschen, der in freiem Felde von der Kälte matt und schläfrig geworden, einschlummert, mit Recht für die allerbedenklichste, ja für hoffnungslos; war doch voraussichtlich Niemand in der Nähe, der den Schlummernden in dem entscheidenden Augenblicke des Uebergangs vom Leben zum Tode hätte erwecken können! So viel ist klar. Aber der Herr pflegt wohl seine Auserwählten, wo sie in außerordentliche Nöthen gerathen, auch auf außerordentlichen Wegen zu retten.

Thomas Platter erzählt in seiner Selbstbiographie von einer seiner Reisen über die Grimsel in der Nähe des Rhonegletschers Folgendes: „Weil ich allein war, und der

„Berge Art noch nicht wußte, ward ich auf dem Berge kraft„los und müd, setzte mich nieder und wollte ruhen. Da wurde „mir ganz seltsam ums Herz: es kam mich eine liebliche „Wärme an, und ich schlief ein, die Arme auf die Kniee ge„legt. Da ist ein Mann zu mir gekommen, hat mir die „Hände auf beide Schultern gelegt, mich aufgeweckt und ge„sprochen: „„Ei was sitzest du da; steh auf und geh.““ Wo „der Mann hingekommen ist, weiß ich nicht; ich mochte weit „hinauf oder hinunter sehen, so sah ich keinen Mann mehr. „Da stand ich auf, nahm aus meinem Säcklein ein Stück „Brod, und aß. Als ich nun das etlichen Leuten, die mit „dem Leben in den Bergen bekannt sind, erzählte, sagten sie, „ich sei so gut als todt gewesen. Denn wenn einer auf den „Bergen sehr friere, und er setze sich aus Kraftlosigkeit nieder, „so laufe das Blut von dem Herzen ins Gesicht und in die „äußern Glieder, und der Mensch müsse sterben. Ich kann „nichts anders denken, als daß Gott mich wunderbar beim „Leben erhalten hat, wie mich auch die Leute versicherten, „denn es gibt keinen leichtern Tod, als erfrieren.“

Etwas Aehnliches begegnete dem schlafenden Pfarrer Erhard. Lange Zeit war er in tiefem Schlafe dagelegen, als (nach seinem eigenen Ausdrucke) etwas an ihn hinfuhr, worüber er heftig erschrack und erwachte. Er wollte aufstehen, aber in seinen erstarrten Gliedern war keine Kraft dazu. Und doch ward die Furcht so groß, daß er nicht länger hätte liegen können. Zudem fand er seinen Athem überaus kurz, daher suchte er diesem zuerst Luft zu machen, und sein Gesicht aus dem Hute zu bringen. Er wälzte sich auf die andere Seite, spürte aber an den großen Schmerzen, mit welchen sich der Hut ablöste, daß er an der Haut angefroren war. Ebenso konnte er, zumal da seine Finger ganz erstarrt waren, nur mit Gewalt, und unter den größten Schmerzen die umgebundenen Tücher lösen. Wäre er nicht auf so wunderbare Weise aufgeweckt worden, so würde er, wo nicht erfroren, um so gewisser erstickt sein. Mit Mühe richtete er sich an

einem herabhängenden Baumaste in die Höhe, denn die bereits erfrorenen Beine versagten den Dienst. Am ganzen Leibe zitternd konnte er kaum den angefrorenen Reiserock vom Boden bringen. Die Furcht trieb ihn aus dem Walde, und wieder Vermuthen gelang es ihm bald, den Ausweg zu finden. Aber nachdem er eine kurze Strecke gegangen war, trat die vorige Entkräftung ein. Er betete nun, der Heiland möchte ihn nur einen alten Storren finden lassen, hinter dem er vor dem schneidenden Winde für seinen brennenden Athem Schutz fände. Er fand ihn, und legte sich zum zweitenmale nieder, aber so schläfrig er eben noch gewesen war, konnte er nun doch vor unerträglichem Froste nicht schlafen. Er raffte sich abermals auf, und vernahm endlich im Gehen den tiefen Ton einer unbekannten Glocke. Während er ihrer Richtung folgen, und dazu mit gezählten Schritten einen entgegenstehenden Wald umgehen wollte, kam ihm der bekannte Ton einer andern Morgenglocke zu Ohren. Er folgte nun diesem, wurde abermals durch einen Wald von der geraden Richtung abgeführt, und kam endlich bei einer tiefen Grube an, in deren Nähe er verwehte Pferdstritte wahrzunehmen glaubte. Die Grube war mit Schnee gefüllt. Bei ihrem Anblicke dankte er seinem Heiland, daß Er ihn in der finstern Nacht nicht in dieselbe habe gerathen lassen. Indem er so betete, gewahrte er eine kleine Birke, einzeln ohne Buschwerk in der Grube stehend. „Ei,“ dachte er, „das ist ja gerade so, wie in der Grube „beim Sontheimer Pfarracker.“ Er schaute um sich, und entdeckte nun ein Erkennungszeichen nach dem andern. Hinter ihm der wohlbekannte Wald, Hohenloch genannt; vor ihm der Berg gegen Ennabeuren, nahe bei Sontheim. Dort im Dreieck war sogar die hohe Tanne sichtbar, die an der Sontheimer Kirchmauer stand. Nun wußte er, wo er war. Noch eine kleine Stunde, und er kam Morgens acht Uhr vor seinem Hause an.

So hatte der Herr geholfen.

Aber das Pferd war noch nicht da. Die Nachfrage in den benachbarten Orten war vergeblich. Der Eigenthümer klagte, nachdem der Tag unter fruchtlosem Suchen verstrichen war, des Abends im Pfarrhause über das verlorene Pferd, das sein bestes Zugpferd, und ihm kaum um sechs Carolin feil gewesen sei. Der Pfarrer suchte ihn mit dem Versprechen zufrieden zu stellen, daß er ihm ehrlich den vollen Schadenersatz leisten wolle, wenn das Pferd am andern Tag nicht komme. Nun legte er sich zu Bette, nachdem er seine erfrorenen Beine mit Umschläge versehen hatte, und schlief ruhig ein.

Gegen Morgen hatte er einen auffallenden Traum. Eine sehr große Person in glänzendgrünem, goldschimmernden Kleide, und mit einem Angesichte, dergleichen er in seinem Leben keines sah, nahm ihn bei der rechten Hand, und sagte: „Komm, ich will dir zeigen.“ Mit diesen Worten führte ihn der Unbekannte an eine Grube, in welcher das verlorene Pferd lag. Kaum hatte dieß seinen verlornen Reiter erblickt, als es im entgegenwieherte, wie ein Mutterpferd seinem Füllen. Hier erwachte er. Ohne in dem Traume Etwas besonders zu suchen, wurde er nur an diejenige Grube erinnert, an welcher er sich Tags zuvor zurecht gefunden hatte, und dankte seinem Erretter unter lautem Seufzen für diese Erbarmung. Seine Frau, welche darüber erwachte, und ihn so laut seufzen hörte, fragte ihn, was ihm fehle? er sollte nur sagen, was für ein Arzneikölbchen sie für ihn holen solle. Als er ihr nun seinen Traum erzählte, bemerkte sie, daß einst in Feldstetten, wo sie aufgewachsen war, eine Kuh von der Herde weggekommen, und hernach in einer Grube tod gefunden worden sei. So meinte sie, könnte es wohl auch mit dem Pferde gegangen sein. Als der Pfarrer dieses hörte, hatte er keine Ruhe mehr. Wiewohl es erst Morgens um vier Uhr war, läutete er doch der Magd, ließ zwei Pferde bestellen, und den Schultheißen des Orts bitten, um sechs Uhr mit sechs Männern zu ihm zu kommen, sie wollten in

der Feldstetter Au nach dem Pferde suchen. Um die bestimmte Stunde machten sie sich beide zu Pferde auf den Weg in Begleitung jener Männer. Sie suchten lange, aber vergeblich in allen Gruben. Zuletzt, des Suchens müde, wollten sie wieder umkehren, und der Eigenthümer, der auch dabei war, entschloß sich zum Oberamt nach Urach zu gehen, und zu bitten, daß das verlorene Pferd signalisirt und ausgeschrieben würde. Als er im Begriff zu gehen war, rief der Schultheiß: „Halt, Christian, dort oben kommt ein Mann „gegen uns her, der wird etwas von dem Pferde wissen." Der Mann nahm jedoch seine Richtung nicht gegen sie her; sie aber sahen ihm zu, und wurden gewahr, daß er an einem gewissen Orte plötzlich stehen blieb, und, als sehe er etwas Ungewöhnliches, die Hände über dem Kopf zusammenschlug. In diesem Augenblicke würde das Pferd, auf welchem der Pfarrer ritt, ohne sichtbare Ursache, ganz unbändig. Auf Zureden seiner Begleiter ritt er dem fernestehenden Manne zu, und fand nun, daß sein verlorenes Pferd hier zwischen Felsen in einer Grube stack. Beim Hören der redenden Stimme, und beim Anblick des Pferdes, das der Pfarrer ritt, fing das verlorene, und nun mit dem Anbruch des dritten Tages lebendig wiedergefundene Pferd so zu wiehern an, wie es dem Pfarrer wenige Stunden zuvor geträumt hatte. Es war nur leicht beschädigt, fraß sogleich ein wenig Brod, und blieb noch viele Jahre am Leben.

Die vorstehende Geschichte ist einem eigenen Aufsatze des geretteten Pfarrers nacherzählt. Er betrachtete diese Hülfe Gottes als einen neuen Beweis von dem alten Worte des Apostels: „In ihm leben, weben und sind wir;" und spricht sich hierüber also aus: „dieses sagt er, findet sich auch in „dem seligen Umgange Gottes mit den Menschen, die all' ihr „Vertrauen auf die Allgegenwart Gottes in guten und bösen „Lebenstagen, sie seien daheim oder sie wallen, sowohl bei „Tage als auch bei Nacht, setzen, und in den göttlich vorge„schriebenen Wegen ihres Lebens Herrn nach seinem Worte

„ihre Lust und Vergnügen suchen, haben und behalten.“ Er schließt seine Erzählung mit den kurzen Worten: „Gelobet sei die Herrlichkeit Gottes! Amen.“ —

Eine Erscheinung in der Todesstunde.

Dem kürzlich bei Fel. Schneider in Basel erschienenen Leben und Wirken seines Schwiegervaters Joh. Peter Goldberg, ein bekehrter Israelite und Juden-Missionar, entnehmen wir Seite 15 folgende Erscheinung, die letzterer gehabt:

„So hatte auch die hochbetagte Schwiegermutter unseres Goldbergs ihrem von ihr inniggeliebten Schwiegersohne, ehe er die Reise nach Oesterreich antrat, die Hände aufgelegt und ihn mit vieler Innigkeit gesegnet, zärtlichen Abschied genommen, und hatte die Worte hinzugefügt: „Lebe wohl, wir werden uns nimmer sehen.“ — Doch Goldberg konnte nicht glauben, daß ihre Abschiedsworte in Erfüllung gehen werden. Als er aber auf dem Rückwege in Regensburg übernachtete und des Morgens frühe erwachte, so erschien plötzlich eine freundliche Gestalt weiß angekleidet an seinem Bette und blickte ihn liebend an. Er erkannte dieselbe als seine Schwiegermutter, staunte, sah auf seine Uhr — es war vier Uhr — und merkte sich diese Stunde und dachte: Was mag wohl diese Erscheinung bedeuten? In Frankfurt begegnet ihm ein bekannter Jude aus Neuwied. Goldberg erkundigt sich angelegentlich nach dem Befinden der lieben Seinigen. Von allen hört er nur Erfreuliches, bis am Ende mit großer Zärtlichkeit ihm der Tod seiner geliebten Schwiegermutter angekündigt ward. Nun verstand er die Erscheinung, die ihm geworden. Oft hat er uns dieses Begegniß erzählt und gesagt: „Ihr wisset, daß ich nichts auf Geistergeschichten halte, allein das habe ich selbst erfahren und mich überzeugt, wie Geister im Rapport mit einander stehen können.“ —

Zum nähern Verständniß diene, daß Goldberg zur Zeit,

als er diese Erscheinung hatte, noch Jude war, wie auch seine Schwiegermutter. Ich bemerke dieses besonders deshalb, weil es leider noch christliche Eiferer genug gibt, welche glauben, der Jude fahre nach seinem Absterben des Unglaubens wegen sofort zur Hölle. — B. S.

Eine feurige Erscheinung.

Ich war Pfarrer in D. E. und hatte in Angelegenheiten eines Freundes eine kleine Reise nach Freiburg gemacht; es war im Monat November. Mit der Mallpost fuhr ich Nachts um eilf Uhr wieder von Freiburg ab und verließ Morgens 2 Uhr bei M......m den Postwagen und wanderte die 2 kleinen Stunden von M. nach D. E. einsam und still, im Geleite meines guten Gottes. Der Weg führte mich über B.......m und F......g; der Mond glänzte matt im letzten Viertel, kein lebendiges Wesen begegnete mir; so kam ich Morgens gegen 4 Uhr bei den ersten Häusern meines Pfarrdorfes an, als ich plötzlich mitten auf der Dorfstraße, etwa 20 bis 30 Schritte vor mir — ein helles Feuer — rund wie ein runder Korb, auf der Straße brennen sah. Es brannte lebhaft in vielen, aber blassen Flammen, — so wie etwa angezündeter Weingeist brennt. Ich stützte mich — ausruhend — auf meinen Stock und sah dem Feuer ruhig und getrost zu, in der Vermuthung, einige Nachtbuben möchten es angezündet haben. So vergingen mehrere Minuten, während dem ich fortwährend das Feuer betrachtete. Endlich schritt ich getrost auf das Feuer, das in immer gleicher Stärke, ohne zu- oder abzunehmen, fortbrannte, zu, als es sich plötzlich, da ich demselben bereits sehr nahe war, von der Erde in die Höhe hob, etwa 20 Schuh hoch, einen Augenblick ruhig in der Höhe schwebte, dann mit Schnelligkeit durch die Luft die Richtung dem Gottesacker zu nahm; ich konnte ihm genau nachsehen, und sah, wie es dann plötzlich von der Höhe sich niederließ auf den Gottesacker und

alsdann verschwand. Das Licht des Mondes genügte, mir zu zeigen, daß an der Stelle, wo ich das Feuer auf der Erde brennen sah, keine Spur von Holz oder Kohle oder Asche zu finden war, und in den umliegenden Wohnungen lag Alles noch in tiefem Schlaf, keine Spur von Leben, von Licht! Alles, Alles still! —

Hebel in seinem Gedicht: „Der Geisterbesuch auf dem Feldberg", sowie in andern seiner Gedichte, redet von einem brennigen Manne, dem fürigen Puhu! — Der gemüthliche Dichter hielt Solches für Volkssagen, ohne tiefere Grundlagen. Er ahnte nicht, wie einen engen Zusammenhang diese Volkssagen mit der persönlichen Unsterblichkeitslehre, mit der Hadeslehre des Neuen Testaments u. s. f. haben. Doch, wer weiß, jetzt denkt er wohl anders, nachdem er selbst längst schon in die Gebiete der Geisterwelt hinübergewandert und vielleicht persönliche Bekanntschaft mit manchem Herrn Puhu gemacht hat.

Voriges Jahr hatte ich das Vergnügen, wieder einmal einen solchen „Puhu" zu sehen; es war im Herbst — ich kehrte mit meinen Kindern von einem Spaziergang von M......m zurück. Als wir in unser kleines Thälchen kamen, wanderte ein Puhu auf der Höhe des Hügels zwischen hier und D. E. eilig hin und her; wir verfolgten mit unsern Blicken aufmerksam die brennende Erscheinung lange Zeit. Zu Hause angekommen, nahm ich das Telescop und beobachtete die Erscheinung durch dasselbe ganz genau; es war jener ersten, so eben erzählten brennenden Erscheinung ganz ähnlich, rund und in vielen blassen Flammen auflodernd, in der Größe eines Korbes. Lange Zeit lief es auf dem Hügel, dem Pfarrhause gegenüber, hin und her, zuletzt begab es sich bergab ins Thal und verschwand bei den Häusern.

Was war's, mein lieber Freund?

Ein Hebel'scher Puhu, weiter nichts. — Uebrigens be-

zeuge ich die reine Wahrheit der hier mitgetheilten Erscheinungen mit meiner Namensunterschrift.

J. J. Schneider, Pfarrer.

Ein sonderbares Begegniß.

Mein Vater war (so erzählt ein glaubwürdiger Mann mit der bestimmtesten Versicherung der Wahrheit) Amtschirurg in Ortenberg, und zu dieser Zeit kam täglich ein Bursche von einem benachbarten Dorfe dahin, welcher stets in weiße Leinwand, Jacke und Pantalons, gekleidet war und welchen man, da er stets Branntwein trank und selten nüchtern war, den Branntweinhannes nannte.

Eines Tages wurde meinem Vater angezeigt, er solle auf das Dorf kommen, der Branntweinhannes sey ertrunken.

Mein Vater ging den Nachmittag mit seinem Gehülfen und Lehrling hinaus, wo die Section der Leiche vorgenommen wurde; es fanden sich jedoch keine Merkmale daran, als sey er eines gewaltsamen Todes gestorben.

Es wurde über die Section spät, und mein Vater mußte mit seinen Begleitern den hellen Mondschein zum Nachhausegehen benützen. Es war ein schmaler Damm, wo nur knapp zwei Personen sich ausweichen konnten, zu passiren; auf beiden Seiten war Wasser.

Auf einmal sahen sie von Ortenberg her denselben Branntweinhannes taumelnd auf sich zukommen, welchen sie eben noch verschnitten hatten; im hellen Mondlicht erkannten sie ihn ganz deutlich und der Gehülfe fragte noch seinen Herrn, ob er ihn anreden solle. Mein Vater verbot aber dieses strenge, und sie stellten sich auf die Seite und ließen ihn an sich vorüber taumeln. Noch einige Schritte machte derselbe, dann war er verschwunden; es that einen Platsch, als wenn Jemand in das Wasser fällt, dann zappelte und plätscherte es noch einige Augenblicke darin, dann war Alles stille.

Es scheint, daß entweder der Geist des Branntweinhannes es anzeigen wollte, auf welche Weise er sein Leben verloren, oder daß sich der Geist in dem Jenseits nicht finden konnte, genug, die ganze Gesellschaft überlief ein Schauder, als sie dieses erlebt, und dieses um so mehr, als sie den Leichnam völlig todt und den Körper durch die Section unwiederherstellbar verlassen hatten.

Ueber Vampyre.

Vor Kurzem ereignete sich in Siebenbürgen ein Fall, welcher den deutlichen Beweis liefert, daß dort der Glaube an den Vampyrismus noch keineswegs erloschen ist. Es war eine Viehseuche ausgebrochen; darauf gruben die Bauern die Leiche einer jüngst Verstorbenen, welche sie für die Urheberin dieser Calamität ansahen, aus, hielten eine Art Gericht über sie und zerstachen und verstümmelten sie, theils zur Strafe, theils um sie unschädlich zu machen, auf gräuliche Weise. Ob das barbarische Verfahren den gewünschten Erfolg gehabt, ist uns unbekannt. Nicht unwillkommen aber dürfte es dem Leser seyn, wenn wir bei dieser Gelegenheit, nach Anleitung eines Wiener Blattes, einige Notizen über den Aberglauben von den Vampyren mittheilen. Literarisch kam das Vampyrwesen zuerst, und zwar mit ziemlichem Lärm, im Jahr 1732 zur Sprache und erhielt die Aufmerksamkeit der Zeitungs- und Flugschriftenleser bis über die Hälfte des genannten Jahrhunderts rege. Ein amtlicher Bericht in der Belgrader Zeitung de dato 7. Januar 1732, aus Mednegya in Serbien, enthält die erste lesbare Definition. „Ein Vampyrgespenst," heißt es dort, „ist eine verstorbene, im Grabe fortlebende Person, welche des Nachts als Gespenst aus dem Grabe hervorgeht und den Lebendigen das Blut aussauget, wodurch sie ihren in der Erde liegenden Körper im Wachsthum und bei vollkommenem Wohlseyn erhält und vor der Verwesung schützt." Dieser Bericht

war das Ergebniß der Untersuchungen einer Commission, welche am 40sten Tage nach der Beerdigung das Grab des verstorbenen Haiduken Arnold Paole zur Besichtigung der als Vampyr und Seuche Erzeuger verrufenen Leiche eröffnete. Sie erzählte, den Körper blutig, unverwest und mit neuer Haut und neuen Nägeln gefunden zu haben, und ließ, da der Glaube allgemein war, daß selbst die nachbarlichen Leichen durch den Angriff des Vampyrs zu Vampyren würden, nebst seinem auch die Körper der vier nach ihm Begrabenen mit einem Pfahle die Brust durchstoßen und verbrennen. Daß dieser Arnold Paole ein Vampyr sey, schloßen die Leute aus dem bei seinem Leben oft erzählten Umstande, daß er in Gossova (im türkischen Gebiete) von einem Vampyr geplagt worden sey, und um diesen von sich abzuhalten, Erde von dem Grabe des ihm bekannten Vampyres gegessen und mit dessen Blute sich bestrichen habe. Noch ältere Besprechungen dieses Wähnes betrafen den am 20. Februar 1718 in der Liptauer Gespannschaft Ober-Ungarns verstorbenen Michael Casparek und den Peter Plogojowitz 1725 in Kisalowa. Der erwähnte Belgrader Zeitungsbericht setzte eine Menge Gelehrtenfedern in Bewegung, und in Folge davon kreiste der Vampyrismus entweder im Gewande der magia posthuma, oder in der Dissertationen-Livree durch ganz Deutschland; und daß er viele Vertheidiger haben mußte, macht der damalige Zeitgeist mit seiner alchimistischen, nekromantischen und überhaupt mystischen Richtung sehr begreiflich. So erschien in Wien, 1732, „Christoph. Friderici Demelii philosophischer Versuch, ob nicht die merkwürdige Begebenheit der Vampyre aus den Principiis naturae hergeleitet werden könne." In Wolfenbüttel, 1732, „Johann Christian Harenberg's vernünftige und christliche Gedanken über die Vampyren." In Wittenberg, 1732, „Ottonis Graben zum Stein, unverlornes Licht und Recht derer Todten unter den Lebendigen." In Nürnberg, 1732, „Visus et repertus über die sogenannten Vampyre." In Leipzig, 1732, „Kuriose Relation von denen sich in Serbien ereignet habenden Blutsaugern u. s. w." 1733

in Halle, „Johann. Henric. Zopfii Dissertatio de Vampyriis Serviensibus.“ 1734 in Leipzig, „Michael Ranft, vom Kauen und Schmatzen der Todten“ u. a. m. Selbst später, im Jahre 1753, lief in Wien bei den obersten Behörden die Nachricht von einem förmlichen Prozesse ein, welcher in einem Dorfe an der ungarisch-schlesischen Grenze gegen Begrabene eingeleitet wurde. Die das Dunkel überall aufhellende Kaiserin Maria Theresia sendete den berühmten Naturforscher Wabst und den Anatomieprofessor Dr. Gasser in die betreffende Gegend ab, und van Spieten übernahm deren Relationen. Unter seinem Namen erschien 1756 in Roveredo: „Considerazione intorno alla pretesa Magia postuma, presentata alla suprema Direzione di Vienna dal Sign. Barone G. von Svisten.“ Die Mühe, alles Constatirte aus den bekannten Schriften herauszuheben, fördert Folgendes zu Tage: Die Anlage, Vampyr zu werden, konnte dem herrschenden Aberglauben zu Folge auch im Leben mitgetheilt und erhalten werden; der sogenannte Blutsauger verzehrte im Sarge an Händen und Füßen durch Nagen und Schmatzen sein eigenes Blut und ruinirte sympathetisch seine Anverwandten oder Feinde, oder verließ zu Nacht als Gespenst seine Grube und saugte den ihm Verfallenen das Blut aus. Im Grabe waren sie zu erkennen an den wachsenden Haaren und Nägeln, der unversehrten Haut und dem (sogenannt ausgesaugten) Blute im Munde. Wie begreiflich, suchte der Volksglaube auch Schutz- und Abhilfsmittel. Der Art verdächtigen Todten wurde das Halstuch fester geknüpft, eine Münze zwischen die Zähne gegeben, um das Gebiß zu verderben, und im Sarge ein Stück Rasen unter das Kinn, sowie ein Rest rothes Tuch auf die Stirne gelegt. Wurden die Leichen im Grabe aufgestört, so legte man sie auf den Bauch, durchstach die Brust, nagelte sie fest oder verbrannte sie. Ungarn, insonders die Haidukenstädte und Serbien, occupirten das Vampyrenvorrecht. Nach Schlegel's indischer Bibliothek fänden sich dessen Urwurzeln in den Indusländern.

Zusatz zu dem Artikel „die Wahrsagerei" im vorigen Heft S. 169. ff.

In diesem Artikel ist eine Stelle aus der christlichen Mystik von Görres ausgezogen, wo der Verfasser von wahrsagerischen Spiegelungen handelt, aber eines der ältesten und merkwürdigsten Beispiele ausläßt, und nur eines aus dem neuern Egypten anführt, während schon die Pharaonenzeit ein solches darbietet. Als nämlich die Brüder Josephs dadurch geängstigt wurden, daß man ihnen das Kaufgeld für das Getreide wieder in ihre Säcke legte, und dem Benjamin noch dazu den silbernen Trinkbecher Josephs (1. Mose 44): so fragte auf Josephs Befehl sein Haushalter die wieder eingeholten Brüder V. 5.: „Ist's nicht das, daraus mein Herr trinket? und damit er auch weissaget?" Dr. v. Meyer bemerkt in seinem Bibelwerk zu der Stelle: „Das Weissagen aus Bechern und Trinkschalen ist noch jetzt im Orient üblich."

Ein verwandtes Beispiel bietet Jakob Böhm dar, dem im Jahr 1600 durch den plötzlichen Anblick eines glänzenden zinnernen Gefässes zwar nicht die Zukunft, aber seine Theosophie aufgeschlossen wurde.

Ferner fehlt in jenem Citat aus Görres die Erwähnung des wahrsagerischen sogenannten Erdspiegels. Dieses ist eine Art von kleinem runden Spiegel mit Rückwand und Einfassung von Holz, ungefähr vier Zoll im Durchmesser, ohne Spiegelglas mit Folie, dagegen mit einer durchsichtigen reinen Glasscheibe, worunter ein Papier mit verschiedenen Charakteren, auch heiligen Namen liegt, und hierunter, wo Schreiber dieses nicht irrt, eine dünne Lage von Felderde. Den, welchen er einst sah, hatte ein Bursche vom Lande bei sich. Dieser ließ sich Fragen aufgeben, sah sitzend mit Anstrengung hinein und fühlte zuletzt seine Augen sehr angegriffen. Die Antworten über verborgene Dinge waren nicht vollkommen richtig, doch merkte man, daß er etwas sah. Er sprach keine Anru-

fungen oder magische Formeln aus, sondern schwieg, bis er die Antwort gefunden zu haben glaubte.

— y —

Der neue Nostradamus.

Im zweiten Theil von Venedey's Buch „das südliche Frankreich" kommt S. 82 f. folgende Stelle vor, wo er von den Einwohnern von Bagnere de Luchon in den Pyrenäen redet:

„Es ist kein Dorf und kein Thal ohne seinen Andréou (Astrologen), der das Geschick der Menschen in den Sternen liest. Die Mädchen befragen ihn um Rath für ihre Heirath, die Frauen für ihre Kinder; die Männer wollen höher hinaus und der Welt Geschick kennen. Und auch ihnen antworten die Sternschauer und öffnen ihnen die Geheimnisse der Zukunft. In der Nähe von Luchon, am Fuße des Kagire, nahe bei Aspet, in einem Hirtendörfchen, Milhas, wohnt einer, der in der ganzen Umgegend berühmt ist. Alt und Jung behaupten, „Bug von Milhas" habe die Revolution, das Kaiserthum, die Restauration und die Julirevolution vorhergesagt. Seine Glaubigen sagen die Reime auswendig her, in denen er die vergangene Zukunft verkündete. Und sie sind sehr schlagend:

Entre écouter et ne pas comprendre,
C'est chasser et ne rien prendre.
Quatre-vingt-neuf grand changement aura;
Par toi, le peuple esclave ne plus sera;
Et toi, qui, né dans la grande cité,
Roi, tu mourras par ta credulité.

Da dieß Sprüchlein sich aber, wie gesagt, auf die vergangene Zukunft bezieht, so will ich lieber das für die zukünftige mittheilen. Es verkündet fast die Gegenwart, und es muß sich bald entscheiden, ob Bug von Milhas, seinem Namen nach schon ein halber, nicht in der That ein ganzer englischer Hum=

bug ist *). Ich werde ihm den Verdacht nachträglich abbitten, wenn er das folgende Sprüchlein, das seine glaubigen Freunde ihm zur Last legen, wahr macht. Er soll gesagt und verkündet haben:

En mil huit cent quarante-six
De l'Europe grands feux s'allumeront;
Guerre des rois, des peuples commenceront.
Dans ce bisbi **) Grande-Bretagne ne sera plus;
Et toi, superbe et grande cité,
En petit bourg tu seras changée;
Tu pleureras plus d'une fois
Les debris de ta ceinture,
Que la tempête des grands rois
Aura reduit en déchirures.
Des reines, des princes mourront;
Des pères se désoleront;
Des grands malheurs lors éclateront.
Le sang partout ruissellera.
Cornette blanche, cornette noire s'éclipsera;
Meurtres, tyrans.... Paix et peuple triomphera!

„Das ist Alles, was ich von dem Volke hier und in der Umgegend erfahren konnte."

Die Ereignisse der andern Hälfte dieses Jahres 1846 verleihen der Prophezeiung des neuen Nostradamus, Bug von Milhas, einige Wahrscheinlichkeit des Eintreffens. Ob dieses ganz erfolgen oder gnädig abgewendet werden wird, steht dahin. Wir aber dürfen bitten, hoffen, vertrauen, und sollen uns demgemäß verhalten, damit die Gnade Raum finde. Gott beschirme insonderheit unser liebes Deutschland, nachdem es an den Folgen der Staatsumwälzungen schon sein Theil getragen hat.

— y —

Nachschrift von 1847. Bis zu Ende von 1846 sind wir, Gott Lob! mit dem verkündigten blutigen Umsturz der Dinge verschont geblieben. Wer bürgt uns aber für den

*) Humbug bedeutet im Englischen eine Posse, Schnurre, Lüge, Spaß.

**) Sonst bisbille, Streit, Zänkerei.

andern Tag, zumal da der Himmel noch voller Wolken hängt *)?

Zweite Nachschrift vom Dezember 1848. Wohlan! Das Bedenken ist gelöst. Der Schalttag (24. Feb.) dieses Jahrs hat plötzlich das Siegel vom verschlossenen Buche der Zukunft gebrochen, und Deutschland ist mit seiner Revolution nicht zurückgeblieben. Die neuern Propheten, die nicht unmittelbar durch den Geist Gottes weissagen, pflegen öfters sowohl im Zeitpunkte als in der Sache zu irren. Inzwischen hat das diesseits und jenseits des Rheins vergossene Blut ein Gericht Gottes vor Augen gelegt, das lang erwartet war, und wogegen es kein besseres Mittel gibt, als was Nehemias that (s. das 1. Cap. seines Buchs). Wenn aber die Völker es hartnäckig in Unbußfertigkeit verachten, so können sie sich selbst prophezeien, daß es so bald nicht endigen wird.

— y —

Die Weissagung Mechthildens.

In einer Druckschrift, betitelt: „Geistererscheinungen und Weissagungen, besonders für unsere Zeit merkwürdig, Leipzig 1796,“ ist von einem Buch die Rede, das 1477 geschrieben sein, dessen fürstliche Verfasserin Mechtilde (Mathilde, aber welche, ist nicht gesagt; etwa die nachher canonisirte Kaiserin, Gemahlin Heinrichs I.? diese starb aber schon 968 zu Quedlinburg), und das auf eine wunderbare Weise bekannt geworden sein soll. In diesem Buche heißt es unter andern:

„Dann wird wehe! gerufen über ein großes, ja das größeste und blühendste, auch ein äußerst stolzes Reich in Europa, das nit glaubt, es könne fallen bis an der Welt Ende; aber lange vorher, ehe die letzte Zeit da ist, kommt's zu Fall und wird ausgerottet werden des Königs Stamm durch Frey-

---

*) Dieß wurde noch ein Vierteljahr vor der neuen französischen Revolution geschrieben.

ler Hände, die auf ihre Seelen laden Königs Mord und anderer unschuldigen und gerechten Leute viel, bis sie heimlich morden ohne Schonung und Scheu das letzte Königlin vom rechten Stamm. Aber der letzte König, des unschuldigen Königlin sein Vater, wird sein ein gerechter und bieder Mann, mehr denn alle seine Väter, derselb muß büßen ihre Sünd' mit seinem Hause, hievor ihn Gott lohnen mag im Himmel. Dieß Volk werden nicht können strafen noch demüthigen die andern Fürsten, wiewohl sie alle aufstehn mit großer Macht; denn es wird nicht rechter Ernst sein unter ihren Kriegsheeren rc., bis Gott beschlossen hat zu strafen die Gräuel und rächen das unschuldige Blut. —

Nun kommt noch ein Wehe über dieß Volk, die sich im inneren Zwist, Hader und Meuterei selbst aufreiben und Fremden in die Hände fallen; doch wird die Regierung eine Zeit lang bestehen, aber kein innerer Friede zu denken sein, denn die neuen Regierer werden das Zutrauen des Volks nie gewinnen, und also, heißt's, wird's geschehen, daß ein Zweig des alten Königsstammes wird aufkommen, ehe man's zu der Zeit denken wird."

Von der Religion heißt es: „Die Leuchte Gottes unseres Herrn wird helle scheinen, daß Lug und Trug des argen Teufels an Tag kommen und die Leute wissen werden, was der rechte Glaube und Gottes Befehl und Wille sei (die Reformation). Darnach wird aber immer mehr geklügelt werden, daß Irrlehre (die alte) zusammt wahrer Lehre verworfen wird, und wird aufhören aller Glaube an Christum unsern lieben Herrn, daß er zuletzt nicht mehr heißen wird denn ein ander Menschenkind rc. — Die katholische Kirche wird aufhören, ein allgemeines Oberhaupt anzuerkennen; denn Geistliche und Gelehrte werden nach ihrer Gelehrsamkeit predigen, weil solches nicht geahndet wird, und so wird mehr weltliche Weisheit als Frömmigkeit die Religion ausmachen rc. — Die Juden werden sich immer mehr zu den Christen neigen, und zuletzt gar kein Unterschied noch Frage um den Glauben (den

allgemeinen) wird gehört werden. Noch in der Zeit, welche die Weissagung umfaßt, wird es geschehen, daß sich Gott auf's neue durch Christum verherrlichen werde. —

„Wenn die weiße Blume wieder hervorblüht, wird ein großer Adler wieder Flügel und etliche Federn wiederbekommen. Blau und Gelb wird sich vermischen, und ein anderer Adler wird über beide Farben schweben; dieser wird sich immer weiter ausbreiten gegen Mitternacht, und über Meer und Flüsse schweben. Aber die beiden Adler werden hart an einander sein und doch einander nicht zu Fall bringen ꝛc.

Schweden und Dänemark nehmen zu, das letzte besonders. — Das Kaiserthum gegen Morgen wird wieder eingenommen, und man verbreitet diese Siege weit ꝛc. ꝛc."

Die in diesem Buch enthaltenen Weissagungen gehen, wie gemeldet wird, bis auf 1850.

Vorstehendes Fragment hat sich im Nachlaß eines sehr würdigen Mannes gefunden. Einsender hat weder das Buch von 1477, noch die Druckschrift von 1796 gesehen, und gibt nur Copie von der Handschrift jenes höchst zuverlässigen Mannes. Wer daher nähere Nachrichten, vielleicht bedeutende Zusätze aus den Orginalien zu geben weiß, ist gebeten, sie nicht vorzuenthalten. Von obigen Vorhersagungen ist das Meiste sowohl im Politischen als Kirchlichen schon eingetroffen, das Uebrige scheint sich zu nahen. Wenn es von den Juden heißt, sie werden sich immer mehr zu den Christen neigen, so ist darunter nicht der christliche Glaube zu verstehen, obgleich viele von ihnen die Taufe empfangen haben, sondern vielmehr das Streben nach äußerer Gleichstellung. Doch ist diesem ganzen merkwürdigen Volk auch seine gründliche Bekehrung und Wiederbringung klar genug in der heiligen Schrift verheißen. Was es noch weiter unter allen Völkern in Staat und Kirche werden soll, stellen wir dem Allwissenden demüthig anheim.

— y —

Geschrieben den 14. Dezember 1848.

Eine angebliche Weissagung Napoleons *).

Folgendes Gespräch soll Napoleon mit Las Casas auf der Insel Helena geführt haben und letzterer es in seinen Memoiren wiedergeben:

Ehe fünfzig Jahre vergehen, wird Europa republikanisch oder kosakisch seyn.

Dann, wenn mein Sohn noch lebt, wird er unter dem Zujauchzen des Volks zum Throne berufen werden. Lebt er nicht mehr, so wird Frankreich abermals Republik; denn keine Hand wird es wagen, sich eines Scepters zu bemächtigen, der ihr zu schwer seyn würde.

Das Haus Orleans, obgleich beliebt, ist zu schwach. Es hat zu viel von den andern Bourbonen und wird deren Schicksal theilen, wenn es nicht etwa, welche Veränderungen sich auch zutragen mögen, hinfort dem Bürgerstande anzugehören vorzieht.

Noch einmal wird Frankreich Republik seyn, und die übrigen Länder werden seinem Beispiele folgen. Deutsche, Preußen, Polen, Italiener, Dänen, Schweden und Russen werden sich mit ihm in einem Kreuzzuge zu Gunsten der Freiheit vereinigen. Sie werden sich gegen ihre Fürsten bewaffnen, und diese ihrerseits werden sich beeilen, ihnen Concessionen zu machen, um wenigstens einen Theil ihrer alten Autorität zu retten; sie werden sich, im Besitz einer beschränkten Gewalt, selbst konstitutionelle Könige nennen! Auf diese Weise wird das Feudalsystem seinen Todesstoß empfangen: gleich dem Nebel auf den Gewässern des Oceans wird es beim ersten Strahl der Sonne der Freiheit zerstoben seyn.

---

*) Mehrere öffentliche Blätter bringen diese Worte Napoleons, die in den Memoiren Las Casas sich finden sollen, aber sie lauten zu sehr wie aus der Neuzeit gemacht, als daß an ihre Aechtheit zu glauben ist. Ich bitte mir anzugeben, wo sie in Las Casas Memoiren stehen sollen. K.

Aber hierbei wird es nicht bleiben; das Rad der Revolution wird, so weit gekommen, nicht aufzuhalten seyn; sein Ungestüm wird sich verfünffachen und seine Schnelligkeit im gleichen Verhältnisse zunehmen. Wenn ein Volk einen Theil seiner Rechte wieder erlangt; so enthusiasmirt es sich durch den Sieg, und wird, nachdem es einmal die Wollust der Freiheit geschmeckt hat, unternehmender, um mehr zu bekommen. Die Staaten Europa's werden vielleicht während einiger Jahre in einem beständigen Zustande der Bewegung sich befinden und dem Boden in dem einem Erdbeben vorhergehenden Momente gleichen; endlich aber macht sich die Lava frei und mit der Explosion ist Alles zu Ende.

Der Bankerott Englands wird die Lava seyn, welche die Welt erschüttern, die Könige und die Aristokraten verschlingen, aber durch ihren Ausbruch die Interessen der Demokratie befestigen wird. Glauben Sie mir, Las Casas, ebenso wie die Reben, welche man in die Asche des Vesuv und des Aetna pflanzt, die köstlichsten Weine erzeugen, ebenso wird der Baum der Freiheit unerschütterlich werden, wenn er in jener revolutionären Lava Wurzel geschlagen hat, welche alle Monarchien überschwemmen wird. Möge er Jahrhunderte hindurch grünen und blühen!

Diese Ansichten kommen Ihnen in meinem Munde vielleicht seltsam vor; nichtsdestoweniger sind es die meinigen.

Ich war zum Republikaner geboren, aber das Schicksal und die Opposition Europa's haben mich Kaiser werden lassen. Jetzt erwarte ich die Zukunft.

Prophezeiung eines alten Mönches zu Camenz in Schlesien (1845).

Laut des Schwäbischen Merkurs vom 22. Juli 1845 ward von Breslau aus vom 15. desselben Monats (nachdem

von der Vergrößerung und Verschönerung der Stadt Breslau und anderer Provinzialstädte Schlesiens die Rede gewesen war) Folgendes berichtet: „Wohl zu erwähnen ist noch der Prachtbau des Schlosses in Camenz. Im Aeußern steht er nunmehr, nachdem bereits im achten Jahr daran gearbeitet wird und er wohl schon nahe an eine halbe Million Thaler gekostet haben kann, so ziemlich vollendet da. Gleich beim Beginne des Baues lief eine Sage im Volk, es habe ein Mönch des ehemaligen Klosters Camenz eine Prophezeiung hinterlassen, daß auf der Höhe neben dem Kloster ein großes Schloß gleich einer Veste erbaut werden und daß nach Vollendung des Baues ein allgemeiner Krieg entstehen würde, welcher für Deutschland so verderblich ausschlagen sollte, daß das Land entvölkert und unter fremde Botmäßigkeit kommen würde.“

Der blinde Seher Melchior Lang.

In einem einsamen Waldhause, in der Gegend des in Württemberg gelegenen Oertchens Gschwend, lebte bis in das Jahr 1814 ein von früher Jugend an des Gesichts beraubter, stiller, gottergebener Mensch mit Namen Melchior Lang. Armer, gemeiner Landleute Kind, war er am 26. Juni 1743 zu Schlechtbach, nächst Gschwend, geboren, wo seine Mutter in der nur mit einzelnen Häusern besetzten Waldgegend sich als Wehmutter gebrauchen ließ, der Sage nach aber auch Besitzerin uralter, anererbter ärztlicher Geheimnisse war, die sie dem blinden Sohn, als dem hülflosesten ihrer Kinder, eröffnet hatte. Mit dieser Mutter führte Lang bis in sein 47stes Jahr einen gemeinschaftlichen kleinen Haushalt, nach ihrem Tode aber, als er durch Ausübung seiner Kunst, besonders aber auch durch Bienenzucht und einen Harzhandel, sich schon ein ziemliches

Vermögen erworben hatte, wählte er eine ganz arme Person von fast gleichem Alter und guten Sitten zur Gattin, erbaute an einem einsamen Waldsaume ein Haus und lebte mit ihr darin ohne andere Hausgenossen als einige Hausthiere.

Oft stand dieses Haus Tage lang mit Geld und Gut menschenleer, ohne im mindesten verschlossen zu seyn; Melchior sagte: „Es kann Niemand hinein!" Leute vom Rheine und von der Donau suchten dieses einsame Haus auf. Bei Manchem stand er im Rufe, daß er böse Geister beschwören und sie wohl Diesem oder Jenem strafend zusenden könne: er aber sagte nur: „Meine Geister sind gute Geister." Ruhmredigkeit oder sonstige Künste des Marktschreiers waren nicht seine Sache; selten, oder nur gezwungen, sprach er von sich. Einfach, voll innerer Klarheit, lebte er immer getrost, ohne Klage.

Er war ungemein nüchtern; Wasser und Milch war sein einziger Trank. Sicher schritt er durch Wälder und Felder, indem er seinen Stab wie ein Fühlhorn vor sich hinstreckte. So machte er oft den weiten Weg aus seinem Walde zur Kirche. Beim Genusse des Abendmahls neigte er sich mit beiden Knieen.

Viel hielt er auf den Stand der Gestirne, auf den Wechsel des Mondes, nach welchem er auch die Aufsuchung und Abpflückung gewisser Kräuter richtete, und Tage lang sah man ihn in den Waldungen, Kräuter suchend, auf der Erde umherkriechen. Winters schnitzte er viele hunderttausend Absatzzwecke für die Schuster. Er verschrieb oder gab keine gewöhnlichen Arzneien; was er gab, waren Amulete, die mit Kräutern gefüllt waren und an schwarzen Bändchen hingen. Oft sagte er den Gang einer Krankheit bis zur Heilung oder zum Tode voraus; überhaupt lag in ihm ein nicht zu verkennendes Ahnungsvermögen.

Die neuerwachte magnetische Wissenschaft sagt uns, daß Amulete aus den Händen eines so nüchternen, der Natur so innig anheimgestellten Menschen gewiß nicht ohne Wirkung blieben.

Oftmals wurde er zu kranken Thieren geholt. Unter auch noch so wild sich geberdende Pferde kroch er ohne alle Furcht, betastete sie an allen Theilen, ohne daß er je von einem beschädigt wurde. Es geschah einmal, daß eine krank darnieder gefallene Kuh, welche weder durch Schläge, noch durch Wendungen auf die Füße zu bringen war, auf eine leichte Berührung dieses Blinden gesund sich erhob.

Einen jungen, höchst bedürftigen Menschen, der zum Soldaten ausgehoben und ohne alle Hülfe war, unterstützte er, daß er mit völliger Ausrüstung und frohen Muthes ins Feld ziehen konnte.

Nie war er krank gewesen, aber gegen Ende des Jahres 1814 litt er an Entkräftung, genoß auf sein Verlangen das heilige Abendmahl, theilte noch selbst seinen Verwandten, die er durch sein ganzes Leben mit Geld und Gut unterstützte, Geschenke aus, und starb wenige Stunden darauf, als seine Gesichtszüge sich wieder verjüngt zu haben schienen, ruhig, fest, 72 Jahre alt.

Der Prediger, der ihm zum letzten Male die heilige Hostie reichte, war auch sein treuer, herzlicher Freund, dessen frommen Reden er oft in Andacht gelauscht, und der in seiner Nacht und Waldeinsamkeit ihm oft als ein freundliches Licht erschien.

Einiges aus Lavaters Aussichten in die Ewigkeit.

Der selige Joh. Casp. Lavater hatte die Absicht, ein Gedicht von den Aussichten in die Ewigkeit auf den Grund der Bibel und vernünftiger Muthmaßungen zu verfassen, und correspondirte über dessen Form und Inhalt mit seinem Freund, dem k. großbritannischen Leibarzt Zimmermann in Hannover. Unseres Wissens ist dieses Gedicht nie zu Stande gekommen, dagegen sind die Briefe Lavaters mit Zusätzen gedruckt

und viermal aufgelegt worden, zuletzt 1782. Es sollen hier weder die Ideen, noch die Schreibart des Buchs kritisirt werden, sondern es sollen einige Stellen ausgezogen werden, die sich für das Magikon besonders zu eignen scheinen und wovon sogleich die erste für das edle, zarte Gemüth des würdigen Verfassers charakteristisch ist, eines Mannes, den seine Zeit bei dem eben aufflackernden Irrlicht falscher Aufklärung wenig begriff und sogar verhöhnte.

I. Er sagt im 7ten Briefe (Th. 1. S. 139) von sich:

„Es begegnet mir sehr oft, ich könnte fast sagen täglich, wenigstens alle Male, wenn ich mit einiger Sammlung meiner Gedanken einschlafe, daß in dem Augenblick des Entschlummerns eine ganz außerordentliche und unbeschreibliche Heiterkeit sich über meine Seele ausgießt, wobei sie entweder in der feinsten moralischen oder intellectuellen Thätigkeit ist, einer Thätigkeit, die so regelmäßig und zugleich so unaussprechlich heiter ist, daß sie sich nicht nur von Allem, was Traum heißt, unendlich unterscheidet, sondern sogar die lebhaftesten Vorstellungen bei dem Wachen des Körpers unbeschreiblich weit übertrifft. Dieser für mich entweder äußerst entzückende oder äußerst niederschlagende Zustand dauert selten über eine Sekunde, obgleich unzählige, sowohl moralische als metaphysische, deutliche Ideen auf mich herstrahlen. Es erfolgt allemal plötzlich eine convulsivische Erschütterung, die mich erwachen macht. Daß dieser Zustand länger nicht als höchstens eine Secunde dauert, weiß ich aus verschiedenen Merkmalen. Ich höre oder sehe zum Exempel unmittelbar vor dem Entschlummern noch das Licht löschen. Ich bin einige Male durch die Erschütterung erwacht, ehe das Licht noch gelöscht oder die Lichtputze recht zugedrückt ward. Unmittelbar nach dem Erwachen ist es mir unmöglich, auch nur eine einzige besondere Idee oder Empfindung zurückzurufen. Einige Augenblicke kann ich mich noch so überhaupt dunkel erinnern, mit welchen Gegenständen sich mein Verstand oder mein moralisches Gefühl beschäftigt hat. Aber auch diese

dunkle Erinnerung verlischt überall, indem ich mich bestrebe, sie lebhafter zu machen. Nichts als der angenehme oder unangenehme Eindruck, den diese Situation überhaupt auf meine Seele gemacht, bleibt und dauert gemeiniglich beinahe den ganzen folgenden Tag über. Während dieser heitern Situation habe ich auch nicht die geringste klare Erinnerung von meinem Zustande beim Wachen; kein Bild von einem Menschen oder sichtbaren körperlichen Dingen umgibt mich. Ich fühle mich wirklich in einer neuen Art der Existenz, davon ich mir beim Wachen so wenig einen Begriff machen kann, als ein Blindgeborner von den Farben. Ich bin, meiner Empfindung nach, in der unsichtbaren ewigen Welt. Meine Fehler überhaupt und abstract sind mir unaussprechlich empfindlich. Das heißt, ich empfinde einen Abscheu vor mir selbst, insofern ich mir überhaupt bewußt bin, der Ordnung des Gottes widerstrebt zu haben, den ich in diesem Augenblick als meinen Schöpfer, als das weiseste und gütigste Wesen mit einer Lebhaftigkeit empfinde, die ich nach meinen wachenden Vorstellungen kaum von einem unmittelbaren Anschauen der Gottheit erwarten dürfte. Ebenso unaussprechlich ist für mich die Entzückung, die mich durchströmte, wenn ich mich so moralisch gut fühle, daß ich mich diesen sonnenhellen Gedanken von Gott und der moralischen Vollkommenheit Christi mit offener Seele überlassen kann. Keiner einzelnen guten Handlung bin ich mich zu erinnern im Stand, so viel aber fühle ich anfangs dunkel, daß diese moralische Heiterkeit eine Folge vorhergegangener guter Bestrebungen ist. In eben diesem Augenblick erinnere ich mich bisweilen meiner Freunde, die ich mir aber unter keinem Bilde vorstellen kann, denen ich meine unbeschreibliche Situation beschreiben zu können mit einer ebenfalls unaussprechlichen Sehnsucht wünsche. — Dieser gewiß richtig und treu erzählten Beobachtung füge ich, als prämissive Erscheinungen, woraus sich vielleicht eine Idee vom Zustand der Seele nach dem Tode herleiten läßt, den merkwürdigen Traum bei,

den Sie selbst, mein liebster Zimmermann, im November 1765 hatten. Eine getreue Erzählung einer solchen Erfahrung von einem Manne, der ein so geschworner Feind von allem Aberglauben ist, und der Alles verachtet, was sich nur von ferne der Schwärmerei nähert, ist von großem Werth. Dieser Traum ist in einer doppelten Absicht zu meinem Zwecke dienlich: erstlich insofern derselbe überhaupt als die Wirkung eines seltenen Zustandes der Seele, der vielleicht mit ihrem Zustande nach dem Tode des Körpers ähnlich ist, angesehen werden kann; und dann auch insofern er einige sehr wahrscheinliche Ideen von dem Zustande der Seele nach dem Tode enthält. Sie sahen Ihre Frau, von der man Ihnen sagte, daß sie gestorben sey, ganz fein und luftig gebildet, mit ihrer sittsamen stillen Lieblichkeit, wiewohl mit einer etwas befremdenden Feierlichkeit. In einer unbeschreiblich liebenswürdigen Majestät nahete sie sich Ihnen, mit der Entdeckung, daß sie Dinge erfahren, die kein Mensch jemals vermuthet hätte; daß ihre Seelenkräfte sich unendlich erhöhet und erweitert haben; daß sie die Vergangenheit in allen ihren Ursachen und Wirkungen durchschaue; daß jeder gegenwärtige Augenblick für sie ein Meer von Ideen, doch die Zukunft noch etwas dunkel sey; daß sie unendlich glücklich und es doch noch nicht vollkommen sey; daß ihr ihr ganzes auf der Erde geführtes Leben immer vor dem Gemüthe schwebe; daß jeder Gedanke, jede Gesinnung, die nicht gerade dahin führten, wohin jetzt alle ihre Wünsche gerichtet seyen, ihr jetzt ein Verbrechen scheine und eine Plage für sie sey; daß sie eine Art von Lähmung fühle, wenn sie den Weg zum Himmel anschaue. Sie sey unendlich glücklich, weil Gott sie unendlich erhöht habe; aber es sey ihr doch nicht recht wohl. Sie wisse Alles, was in den Herzen der Menschen vorgehe, die sie auf der Welt gekannt, Alles, was bei denen vorgehe, die sie in den Vorhöfen der Ewigkeit sehe, ohne daß sie es ihr sagen. Denn sie reden nie, sie seyen ganz Betrachtung, und doch verstehen sie Alle einander. —

Das Ende der Tage sey noch nicht gekommen. Sie wohne unter Millionen Seelen in Gegenden voll Heiterkeit, Stille und Betrachtung; aber im Himmel sey sie noch nicht: Gott habe noch nicht gerichtet. Lichtvolle Wolken verdecken noch zur Zeit ihren Augen diesen seligen Ort; dahin, dahin sollen Sie trachten. Sie erzählten mir ferner: Sie haben eine Menge wichtiger Fragen an Ihre Frau gethan, welche sie auf eine Weise beantwortete, daß Sie klar gesehen, was der größte Geist unter den Sterblichen niemals in der entferntsten Dämmerung zu sehen vermögend wäre; daß Sie aber, mitten im Begriff, diese Dinge aufzuschreiben, erwacht seyen und sich an die großen, neuen, die Zukunft umfassenden Ideen, die Sie im Traume haben aufschreiben wollen, der äußersten Anstrengung Ihres Gedächtnisses ungeachtet, nicht mehr haben erinnern können."

So weit die merkwürdige und lehrreiche Stelle des Briefs.

II. In demselben Brief ist von Unterbrechungen des Bewußtseyns die Rede, nach welchen, wenn sie auch stundenlang gedauert, sich bei dem Betroffenen öfters die vorigen Gedanken wieder anknüpfen und fortsetzen. In den Zusätzen wird dabei Folgendes gesagt (S. 166): „Ich habe, seit ich dieß (vor zehn Jahren) schrieb, wieder ein merkwürdiges Beispiel dieser Art mit Augen gesehen. Beim Mittagessen, da man eben von einer Lotterie sprach, wurde ein alter Mann von einer scheinbaren Erstickung überfallen. Todtblaß, todtkalt, todtstarr sank sein Haupt hin, und da er unvermuthet wieder zu sich selbst kam und die Augen kaum wieder geöffnet, war seine erste schnell hervordringende Frage wieder von dem Gewinn, den er aus der Lotterie hoffte."

III. Im 13ten Brief (Th. 2. S. 99) heißt es:

„Es sind sogar Menschen gewesen, welche wachend außer sich abwesende Dinge so deutlich sahen, wie wenn sie gegenwärtig wären. Bonnet (im Essai analytique sur l'âme) führt ein hieher gehöriges Exempel an, das viel zu merkwürdig ist,

als daß ich es hier nicht mit seinen eigenen Worten anführen sollte.

„„Ich könnte, sagt er, einen sehr sonderbaren Fall anführen, der wirklich fabelhaft scheinen könnte, wenn er sich nicht auf glaubwürdige Zeugnisse gründete. Allein die ausführliche Beschreibung dieser psychologischen Erscheinung würde eine besondere Schrift erfordern, die ich vielleicht einmal mit authentischen Beweisen herausgeben dürfte. Ich schränke mich also darauf ein, zu sagen, daß ich einen verehrungswürdigen Mann kenne, der vollkommen gesund, rechtschaffen, von dem gesundesten Urtheil und Gedächtniß ist, der, bei völligem Wachen, und unabhängig von jedem äußern Eindruck, von Zeit zu Zeit Gestalten von Männern, Weibern, Vögeln, Reisegefährten, Gebäuden u. s. w. vor sich erblickt. Er sieht diese Gestalten in verschiedenen Bewegungen, bald sich einander nähern, bald entfernen, fliehen, sich verkleinern und vergrößern, erscheinen, verschwinden und wieder erscheinen. Er sieht Gebäude sich unter seinen Augen erheben und alle Theile, welche die äußere Construction derselben ausmachen, bieten sich ihm dar. Die Tapeten seines Zimmers scheinen sich einsmals in ganz andere und schönere zu verwandeln. Bisweilen kommt es ihm vor, daß sich die Tapeten mit Gemälden bedecken, welche verschiedene Landschaften vorstellen. Eines andern Tages sind anstatt der Tapeten und der Verzierungen leere Mauern vor ihm, die ihm anders nichts, als einen Haufen roher Materialien darstellen. Alle diese Gemälde scheinen ihm mit der äußersten Nettigkeit gezeichnet zu seyn und ihn auf dieselbe Weise zu afficiren, wie wenn die Gegenstände selbst gegenwärtig wären; es sind indessen nichts als Gemälde; denn die Männer und Weiber sprechen nicht und sein Ohr vernimmt keinen Ton. Alles dies scheint in demjenigen Theile des Gehirns, der dem Werkzeuge des Gesichts entspricht, seinen Sitz zu haben. Die Person, von der ich rede, hat sich bereits in einem gestandenen Alter an beiden Augen den Staar stechen lassen. Der augen-

scheinlich gute Erfolg dieser Operation wäre ohne Zweifel dauerhafter gewesen, wenn der Greis sich nicht durch eine zu starke Leselust hätte verleiten lassen, diesem Werkzeuge nicht die gehörige Schonung zu gönnen. Es ist indessen äußerst merkwürdig, daß dieser Greis seine Gesichte nicht wie andere Gesichteseher für Wirklichkeiten hält; er urtheilt sehr gesund von diesen Erscheinungen *). Er sieht sie für das an, was sie wirklich sind, und seine Vernunft hat ihr Spiel damit. Er weiß von keinem Augenblick zum andern, was für ein Gesicht sich ihm darbieten wird. Sein Gehirn ist ein Theater, worauf die Maschinen die Auftritte vollziehen, welche den Zuschauer um so viel mehr in Erstaunen setzen, je weniger er sie vorgesehen hat.""

IV. Hierauf paßt sehr gut das Folgende (S. 103); denn Lavater war ein affirmativer Geist:

„Ein noch lebender, Ihnen und mir verehrungswürdiger Gelehrter, einer der größten Naturforscher, erzählte mir, daß sein eigener weitabwesender Vater an zwei verschiedenen, einige Stunden von einander entlegenen Orten in seinem Vaterland, ungefähr um dieselbe Zeit die Thür des Zimmers zu öffnen, in seinem Rockelor und Schlafmütze gerade wie lebendig hereinzutreten und die Anwesenden mit blasser Miene anzusehen geschienen habe, bald darauf aber wieder verschwunden sey. Beide Orte, wo er gesehen worden, entdeckten es sich einander, und einige Zeit hernach lief die Nachricht von ihm ein, daß er zu derselbigen Zeit auf dem Meer in Lebensgefahr und der Seinigen wegen sehr bekümmert gewesen sey."

V. Hier zum Schluß ein symbolischer Traum (S. 104).

„Ein gewisser Arzt hatte, nach Herrn Unzers Erzählung, in einem gewissen Hause drei Kinder, die seiner Besorgung übergeben waren. Eines Tags träumte ihm des Morgens,

---

*) Damit will wohl der Unglaube des Herrn Bonnet die Objectivität aller Erscheinungen läugnen? — y —

daß er dies Haus von ferne sehe. Es schien ihm, als ob drei Schornsteine auf dem Dache brennten; doch schlug nur aus Einem helle Flamme. Ein Anderer, der bei ihm im Bette lag, hörte, daß er sagte, man solle nur den mittelsten löschen, die übrigen hätten keine Gefahr. In demselben Augenblicke klopfte man an die Stubenthür und der Arzt ward in dies Haus gerufen. Eins von diesen Kindern starb noch selbigen Vormittag; die andern beiden kamen glücklich hindurch."

Weitläufig ergießt sich Lavater in Muthmaßungen und Berechnungen über die Kräfte und Herrlichkeit der Auferstandenen in ihrem verklärten Leibe, der dem Leibe Christi ähnlich werden soll. Darüber mit Bestimmtheit zu urtheilen, ist allerdings ohne besondere Offenbarung, die wir ihm nicht zuschreiben wollen, nicht möglich. Aber alles dies und was wir oben ausgezogen haben, wird stets ein Aergerniß und eine Thorheit seyn Allen, die nicht dasjenige besitzen, was Jakob Böhm das m a g i s c h e S e h e n nennt. Wem es gegeben ist, der verachte es nicht und versäume nicht, es auszubilden.

— y —

N a c h s c h r i f t.

Das ist die letzte Mittheilung für diese Blätter von dem inzwischen in eine Welt der Geister, deren Existenz er im Leben mit so vieler Ueberzeugung verkündigte, hinübergegangenen Friedrich v. M e y e r. Stündlich rufe ich ihm meinen Dank, meine Sehnsucht nach ihm nach, aber im betrübenden Gefühle (was er jetzt wohl erkennen wird), daß ich seiner Liebe, seiner Nachsicht nicht würdig war. J. K e r n e r.

Neue Schriften.

1.

Helena Wallraff.

Herr Pfarrer Heinen am Rheine schrieb eine kleine Schrift unter dem Titel:

„Helena Wallraff von Bruggen, Pfarrei Kirdorf bei Bacharach, die merkwürdigste Seherin am Rhein.“

Diese Helena Wallraff gehörte nicht zu den magnetischen Seherinnen, sondern ihre Eröffnungen waren mehr Prophetieen. Sie war mehr wie ein Prophet der alten Zeit, wie eine Kassandra, die dem Zerfalle der kommenden Zeit warnend vorausging, und in der That sagte sie auch Vieles warnend voraus, was jetzt schon nur zu offenbar eintraf und leider nach allen jetzigen Aussichten auch noch ferner eintreffen könnte. Sie starb im Jahre 1801, und hätte in gewöhnlichen Geisteszuständen von der jetzigen Zeit noch keine Ahnung haben können. Ein mit prophetischem Sehen begabter Mensch sieht allerdings weiter, tiefer, als ein blos magnetisch hellsehender, übrigens ließ Görres, den Hr. Heinen mit Recht in seinem Schriftchen anführt, auch dem magnetischen Schauen, und namentlich dem der Seherin von Prevorst, alles Recht

widerfahren, wie auch er der Gelehrte ist (wohl nur Eschenmayer ausgenommen), der das Schauen dieser Seherin, namentlich ihre Eröffnungen über Körper, Nervengeist, Seele und Geist, wie sie sie im Bilde jener Zirkel ausdrückte, am schönsten und treffendsten zu würdigen verstand. Nie hat aber diese Seherin von sich als Prophetin gezeugt, sie hat nie über die Schicksale einzelner Menschen oder gar ganzer Völker der kommenden Zeiten etwas vorausgesagt.

Bei Gelegenheit jener Kreise der Seherin von Prevorst und bei dem Sehen Magnetischer im Gegensatze von Propheten sagt Görres sehr treffend (nachdem jene Seherin bei der Erklärung ihrer Zirkel gesagt hatte: „das tiefere Schauen im Centrum des Lebenszirkels hat noch keine Somnambüle ausgesprochen“): „Hier also öffnen sich jene tiefern Himmel, die der Naturhimmel in sich beschließt; jene drei Seelenkreise, die die Betrachtung in jenem tieferen Zustande geschaut, zeigen sich nun als die symbolischen Andeutungen jener drei höheren Zustände, in die sich das innere Leben der Heiligen aufgeschlossen. Alles wird zugleich kirchlich, was zuvor profan war, kein anderes Heil, als das leibliche, wird Gegenstand der Sorge, eine höhere Rechnung beginnt, weil die Wurzelzahlen des Lebens ihre Exponenten in Gott gefunden, und um Alles mit Einem Worte auszusprechen, es ist exoterische Mystik, die sich hier begründet; im Gegensatze der exoterischen, die im Hellsehen sich gestaltet.“

Obgleich nun jene Seherin am Rheine, selbst nach den Ansichten des Biographen von ihrer Konfession, gewiß wohl nicht als Heilige zu betrachten ist, so möchte sie allerdings, wie schon bemerkt, mehr zu den prophetischen als gewöhnlichen magnetischen Seherinnen zu zählen seyn.

Wie die alten Propheten thaten, ermahnte sie zur Umkehr zum Glauben, zur aufopfernden Liebe und zur Wiedergewinnung der verlorenen Treue, Demuth und Einfachheit der Sitten. Würde die Welt nicht dahin zurückkehren, so sagte sie Fürsten und Völkern die blutigsten Strafen Gottes

voraus. Sie sagte vor länger als fünfzig Jahren die Flucht des Papstes und den Verlust seiner weltlichen Herrschaft voraus, sie ließ ihn seinen Sitz noch in Köln nehmen. Sie prophezeite Verwirrung, blutige Zerrüttung und drohenden Umsturz des Bestehenden. Frankreich werde in viele Theile zerrissen. Nach ihr sollen auch die Türken in das Völkerdrama gerufen und in den Bund der christlichen Völker treten. Was sie diktirte, ist ein Werk von ungeheurem Umfange, die angeblich von Gott gewollte neue Welfordnung.

Die zukünftige Einrichtung der Kirche und des Staates handelt sie regelmäßig neben einander ab. Friede und Eintracht soll die Armeen entbehrlich machen, Klöster sollen nach weisen beschränkenden Regeln wieder eingeführt werden. Die Schulen sollen von Geistlichen gehalten werden. Die Kirche soll ohne weltliche Macht seyn, die Führer der Völker sollen Hirten genannt werden. Titel und Bevorrechtigungen sollen aufhören. Es sollen die Fabrikanlagen nach Volkszahl und Bedürfniß beschränkt und das Verhältniß der Arbeiter zu den Arbeitgebenden weise geordnet werden. Aller Verschwendung soll Einhalt gethan und eine Tracht für ganz Deutschland vorgeschrieben werden. Wie überhaupt die Arbeit aus sittlichen Gründen hochgeschätzt und ihr der gebührende Lohn zugesichert wird, hat sie die auffallende Aeußerung, daß der Reiche seine Arbeit zur Zeit selbst verrichten müsse.

Wenn durch göttliche Einwirkung Friede und Ordnung hergestellt, die Gerechtigkeit herrschend geworden, habe Jeder zu seinem Lebensunterhalte Alles genug.

Der Herausgeber jenes Schriftchens sagt weiter: „Helena wollte belehren und mahnen, wie die alten Propheten das dem Abgrund zutaumelnde Geschlecht mit Gottes Macht vom Abgrund zurückrufen. Jedes Kind begreift, daß eine Bauernfrau, die nicht lesen und schreiben kann, unsere Theilnahme im höchsten Grade in Anspruch nimmt, wenn wir sie über Länder und Reiche, Könige und Völker, Staat und Kirche gottbegeistert reden hören."

Mein Oheim, der ihre Diktate niederschrieb, sagte zu mir: „Halten Sie mich denn für einen so einfältigen Mann, daß ich der Aufnahme ihrer Diktate ein Jahr lang meine Tage und der Reinschrift derselben die Nächte gewidmet hätte, wenn ich nicht hundertfältige Zeugnisse und Beweise gehabt, daß ihr das Verborgene klar gewesen und sie den Geist göttlicher Eingabe besessen?“

Die erhabensten Gegenstände sind in jenem Werk von ihr verständig, klar und einfach behandelt. Sie sprach das beste Deutsch, was mein Oheim, der beste Lateiner und wohlgeschult in seinem Fache, nicht sprach.“ —

Es folgt hier nun Weiteres aus der Geschichte dieses merkwürdigen Weibes, wie es Hr. Pfarrer Heiner in jenem Schriftchen erzählt, das wir unsern Lesern zu einer noch vollständigeren Bekanntschaft mit dieser Prophetin zur Anschaffung wollen empfohlen haben.

„Drei Stunden von Köln und etwa fünf Stunden von Bonn liegt in anmuthiger und fruchtbarer Gegend die alte Pfarre Kirdorff. Dieses Dorf lehnt sich an die schönen königlichen Waldungen, welche von Brühl und Liblar herüber nach Köln zu sich erstrecken. Anmuthige Hügel bieten reizende Aussichten in dieser friedlichen, stillen Landschaft. Unweit Kirdorff, etwa eine halbe Stunde entfernt, finden wir das Dorf Brüggen, zu dem Pfarrsprengel Kirdorff gehörig. Die Bewohner dieser Dörfer zeichnen sich durch frommen Sinn und kindliche Anhänglichkeit an die Kirche vortheilhaft aus. Zu Brügen wurde Helena Wallraff geboren. Ihre Eltern hießen Reinard Wallraff und Maria Krings. Zu der Zeit war das Schulwesen wenig oder gar nicht geordnet und lag es in der Sitte der Zeit, auf die Schulbildung nur so viel Gewicht zu legen, als das Lebensbedürfniß forderte. Die kirchliche Bildung zur gewissenhaften Ausübung der Religion stand oben an. Daher kam es, daß Helena zwar kirchlich

fromm erzogen wurde, aber weder lesen noch schreiben lernte. Im Jahre 1781, am 4ten Sonntage des Advents, ward mein Oheim von Marienstatt als Pfarrer nach Kirdorff gesandt. Ueber diese Pfarrstelle übte der Prälat von Marienstatt das Patronatrecht, welches diese Abtei mit dem Kloster Bottenbroich, bei Kirdorff gelegen, an sich gebracht. Schon in der ersten Zeit seiner pfarramtlichen Wirksamkeit erschien die etwa 26jährige Jungfrau Helene vor ihm, vorgebend, sie sey von Gott gesandt, ihn zu ermahnen. Der Pfarrer, in den theologischen Disciplinen wohl geübt und erfahren, der bereits in Hohenbusch bei Erkelenz seine theologischen Studien unter vortrefflicher Leitung vollendet und als 19jähriger Jüngling in Marienstatt noch sechs Jahre der scholastischen Theologie widmete, wollte sich ihre Zusprache keineswegs gefallen lassen, wies dieselbe vielmehr als unberufene Anmaßung zurück. „Helena," sagte er zu ihr, „haltet Euch an Eure Arbeit und kümmert Euch nicht um Dinge, die Euch nichts angehen."

Zu drei verschiedenen Malen kam sie zu ihm in ähnlicher Weise, ihm vorhaltend, daß er abgewichen von seinen früheren frommen Uebungen, das Leiden und Sterben Christi zu wenig betrachte und sich bei dem neuen Pastoratbau weltlicher Zerstreutheit überließe. Als sie zum dritten Male zum Pfarrhause herankam, kniete er sich, wie er selbst erzählt, in seinem Kämmerlein nieder und bat Gott, ihn vor allen Versuchungen zu bewahren. Diese Lehre war ihm im Kloster eingeprägt worden. Bei dieser Gelegenheit wies er der Helena die Thüre, und als dieselbe am Einfahrtsthore angelangt, frug mein Oheim sie: „Ich frage Euch jetzt, Helena, als mein Pfarrkind, und fordere Gehorsam, wie ist Euer Leben beschaffen?" Hierauf legte sie die Hand auf die Stirne, blieb einige Zeit in tiefem Nachdenken, dann sprach sie: „Ich hätte dasselbe Recht, Sie zu fragen, wie ist Ihr Leben beschaffen, aber aus Gehorsam will ich antworten. Von dem dreizehnten Monate an ist mir die Mutter Gottes erschienen und hatte ich göttliche Einsprechungen. Jede Nacht halte ich in unserm Garten

die Stationen und betrachte das Leiden und Sterben Christi. Drei Tage in der Woche faste ich; so oft ich über den Bach schreite, denke ich an den Bach Kedron. Wenn ich mich ankleide, denke ich an die Stricke und Bande des Erlösers" u. s. w. Der Pfarrer gab ihr den priesterlichen Segen und entließ sie mit dem stillen Gedanken, daß sie frömmern Uebungen obläge, als er selbst.

Zu dieser Zeit schrieb mein Oheim ein lateinisches Werk unter der Ueberschrift: „Summum sacerdotium et justitia Aaronis." Dieses Werk, erzählt er, war mir sehr lieb geworden. Jeden Tag schrieb ich eins oder das andere Kapitel. An einem Morgen fiel mir ein, daß die Herausgabe desselben zu kostspielig und schwierig sei, somit die ganze Arbeit vielleicht unnütz. Zum ersten Male wurde mir die Schrift gleichgültig. Nach der Messe meldete sich abermals Helena, und als sie hereintrat, sprach sie: „Gott schickt mich, Dir zu sagen, Du sollst fortfahren Dein Buch zu vollenden, denn was darin geschrieben, ist nicht menschlicher, sondern göttlicher Art." Mein Oheim, darüber erstaunt, daß Helena seine einsame stille Arbeit, wovon Niemand wußte, kannte, hatte noch keine Erwiederung gefunden, als Helena hinzusetzte: „Gott sagt, Du sollst Dir aber nichts darauf einbilden, denn ich, als ein ungelehrtes Weib, würde noch ein weit schöneres Buch schreiben können, und Gott befiehlt, daß Du dem Werke dienest und schriftlich aufnimmst, was Gott der Welt offenbaren will." Nachdem nun Helena so oft seine innersten Gedanken und verborgenen Dinge ihm offenbarte, begann er ihren Aeußerungen eine größere Aufmerksamkeit und ihrer Person eine höhere Achtung zuzuwenden, zumal er als Pfarrer von der Heiligkeit ihres Lebenswandels die innigste Ueberzeugung hatte.

„Stellt Euch nicht vor," pflegte er oft zu mir zu sagen, „Helena sei nur eine frömmelnde Quiesel gewesen; sie war heiter und offen, im gewöhnlichen Leben wie andere Menschen zugänglich, von Gestalt groß und hager, ihre Gesichtszüge feierlich ernst, aber in ihrem Auge wohnte die Gottheit. Sie

trug sich immer reinlich und anständig; nur ein braunes wollenes Kleid, in reiche Falten gelegt, habe ich, so lange sie lebte, an ihr bemerkt. In ihrer bäuerlichen Wohnung war Alles sauber und ordentlich; sie war fleißig und thätig für den Unterhalt der Ihrigen. Bei geringerem Vermögen lebte sie anständig, ohne je eines andern Menschen Hülfe zu begehren."

Durch seine Ueberzeugung überwunden, ließ sich mein Oheim endlich bewegen, ihre Offenbarungen schriftlich aufzunehmen. Fast täglich hat sie mehrere Stunden ununterbrochen, ohne Anstoß, ohne je ein Wort zurückzunehmen oder zu verändern, ihre Schauungen in die Feder gesagt. Meine Mutter war bei diesen Vorträgen zuweilen gegenwärtig und beschreibt ihre Haltung folgendermaßen: Sie stand aufgerichtet, bleich, gewissermaßen leidend, mit geschlossenen Augenlidern, ruhig und besonnen sich ausbreitend über die wichtigsten Gegenstände, von Ueberspannung nicht die mindeste Spur, wohl aber in feierlichem Ernste. — Im Jahre 1783 am 6. Oktober schloß sie mit Wilhelm Horst den Bund der Ehe und gebar vier Töchter, die sämmtlich bereits dem Herrn entschlafen. — Das von ihr in die Feder gesagte Werk schwoll zu einer ungeheuern Größe; ein Rieß Papier reichte kaum hin, ihre Vorträge aufzunehmen, welche mein Oheim allnächtlich sorgfältig abschrieb. „Wunderbarer Weise," pflegte er zu sagen, „blieb ich gesund und heiter, obschon ich ein ganzes Jahr hindurch kaum der Nachtruhe genoß; wie wäre dieß möglich gewesen, wenn nicht Gott mich erhalten!" Zu dieser Zeit hielt Helena große religiöse Umzüge, woran ringsum alle Nachbarschaften Theil nahmen. Dieses hatte das Einschreiten der französischen Polizeibehörden zur Folge, und mit roher Hand wurden Helena und viele Brudermeister nach Köln ins Gefangenhaus geschleppt.

Am 14. Juni 1799 umstellte in der Nacht eine Reiterschaar das Pfarrhaus, riß meinen Oheim, sobald der Tag graute, aus seiner Ruhe und schleppte ihn wie einen Gefangenen nach Köln, unter vielen Lästerungen wider Gott und

seine Heiligen. Gleichzeitig wurden Nachforschungen angestellt über das niedergeschriebene Werk; man witterte darin eine österreichische Verschwörung. Seine Schwester Scholastika hatte das Buch aus Vorsicht nach dem Kloster Blatzheim geflüchtet. In Köln vor dem Verhörrichter gab er den Versteck, wie er sagt aus göttlicher Eingebung, an, in der festen Zuversicht, in Köln von den Richtern selbst das Buch unversehrt zurück zu erhalten. Die Prüfung begann, auch Helena wurde verhört. Der Präsident Kley ließ Helena sich besonders vorführen und frug sie allein, wie es gekommen, daß er sie gesehen im Glanze vor sich stehen, worauf Helena erwiederte: „Gott wußte, daß Du ein ungläubiger Mann bist, und er hat Dich bewegen wollen, seinem Werke nicht hinderlich zu seyn.“ Und der Präsident Kley ließ in der That, durch die auffallende Erscheinung bewegt, meinen Oheim rufen, übergab ihm das ungeheure Buch und entließ ihn wohlwollend mit den Worten: „Nun machen Sie, daß Sie fortkommen.“ Schon im Jahre 1797 waren dem Kurfürsten durch einen kurfürstlichen Betrauten einzelne Theile des Werkes und Briefe von meinem Oheim zugestellt worden. Der Generalvikar Marx, der zu jener Zeit ebenfalls gefangen saß, hoffte die Prüfung des Buches vornehmen zu dürfen, allein das große Werk war an den Kurfürsten selbst gerichtet, ganz nach den Vorschriften des heiligen großen Kirchenrathes von Trient, welcher bestimmt: „Wer vorgibt Prophezeiungen zu haben oder im Besitze von Prophezeiungen ist, soll dieselben dem ordentlichen Bischofe zur Prüfung vorlegen.“ Diese Stelle war der Ueberschrift des Werkes beigefügt, und so erfüllte mein Oheim als strenger Katholik genau die Vorschriften der Kirche. In Begleitung eines vertrauten Boten trug er nun nicht ohne Gefahr das theure Werk durch die französische Besatzung über die Grenze nach Ellingen, woselbst der Kurfürst verweilte, und übergab ihm die Offenbarungen der Helena. Er sagte mir einst, er habe oft darüber nachgedacht, ob er auch wirklich eine göttliche Sendung gehabt, und sich zu seiner Beruhigung erinnert,

daß er im Augenblick der Uebergabe dem Kurfürsten eine Eröffnung gemacht, die Niemand, außer dem Fürsten selbst, hätte wissen können. Hierauf habe er die Worte hinzugesetzt: Hier ist das Wort Gottes, unser Eigenthum und euer Leben, und nun sollst Du auch Gottes Willen thun." Der Kurfürst, überaus wohlwollend, ertheilte meinem knieenden Oheim den erzbischöflichen Segen und erwiderte: „Freilich will ich Gottes Willen thun."

Der Churfürst ließ das große Buch nun durch seine Räthe prüfen, die wahrscheinlich nicht wußten, was sie aus ihm machen sollten. Die Prophetin wurde wieder entlassen. Sie sagte den Tag ihres Todes voraus und starb, nachdem sie ihrem Manne noch eine Schrift: „Büchlein des Trostes" diktirt hatte, im Jahre 1801. Das große Manuskript, in dem ihre Diktate verzeichnet sind, soll im Archiv zu Wien liegen.

2.

Das Geheimniß der Bosheit und seine Enthüllung für unsere Zeit. (Stuttgart, bei Rommelsbacher 1849.)

Unter diesem Titel erschien kürzlich eine Schrift, sie ist von einem berühmten Denker geschrieben und in jetziger Zeit aller Beherzigung werth. In der Vorrede heißt es:

„Dieses Thema, das Paulus für die letzte Zeit in seinem Briefe an die Tessalonicher schildert, läßt sich gar wohl auf unsere Zeit anwenden und findet auch in demjenigen Theile der Offenbarung, welcher von der letzten Zeit redet, seine Bekräftigung. Der Contrast ist nicht zu verkennen, in welchem die heutigen Politiker mit den Freunden des Rechts, der Sitte und der Religion stehen. Jene sehen in unserer Zeit nichts als höhere Aufklärung und Bildung, nichts als Fortschritte in jeder Richtung des Lebens, überhaupt einen höheren Schwung des Weltgeistes. Man schwazt den Völkern immer vor von den Rechten der Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit, der Presse,

der Association u. s. w., und ich frage: was ist nun Reines daran, das nicht Mißverstand erregte und auf's Aergste mißbraucht würde? Die rechte Kunst besteht nicht darin, Ideale zu schaffen, sondern die Verfassungsnormen an die Entwicklungsstufen der Völker anzupassen. Die Griechen und Römer brachten die Tugenden der Selbstaufopfetung, der Treue, Mäßigkeit, Tapferkeit und Vaterlandsliebe zu ihren Verfassungen mit und darum konnten diese Staaten ohne den Schwall von Gesetzen und Systemen gedeihen, aber wo sind diese Tugenden jetzt hingekommen? Sind nicht Eigennutz, Unmäßigkeit, Untreue und Selbstsucht an ihre Stelle getreten? Darum muß der Staat auf andere Weise sorgen, als dazumal. Es bedarf jetzt überhaupt eines andern Maßstabes, um unser Ziel zu prüfen, als die Politik, welche in allen ihren Arbeiten und Auswüchsen das allgemeine Volksbewußtseyn jetzt beherrscht und immer droht in eine Ochlokratie überzugehen."

Im Verlauf des Schriftchens sucht der Verfasser darzuthun, daß die Offenbarung, die wir nun einmal als eine fortgesetzte Weissagung, nicht nur christlich-kirchlicher, sondern auch weltgeschichtlicher Ereignisse annehmen müssen, durch auffallende Stellen die erste gewaltige französische Revolution bezeichnet habe. „Man kann zwar zugeben, sagt er, daß in Frankreich ein Umschwung der Dinge nöthig war, um die langverweigerten Menschenrechte zu gewinnen, aber statt in der Bahn gesetzlicher Reformen zu bleiben, artete der Umschwung in wilde Barbarei aus. Die öffentliche Hinrichtung des an sich guten Königs, was Kant in seiner Rechtsphilosophie ein Crimen inexpiabile nennt, das an einem Volke hafte, der beispiellose Terrorismus, die Permanenz der Guillotine, der blutige Bürgerkrieg, sind hinlängliche Belege, wie sehr Recht, Sitte und Religion in dem Gemüthe dieses Volkes gesunken war. Nur die militärische Kraft eines Napoleon konnte das Volk vor innerer Auflösung retten, indem er, begünstigt durch den Glanz seiner Siege, sich selbst zum Kaiser machte und die ausgeartete Freiheit des Volkes in die äußern Schranken der Gesetze

eindämmte, wie einst Cäsar Augustus, der die äußern Formen republikanischer Verfassung noch stehen ließ, aber in Wahrheit seinen Willen zum Gesetz erhob.

Der republikanische Geist hat sich verlebt und kann nie wieder gedeihen. Alle die Tugenden, welche im Jünglingsalter der Menschheit die Griechen und Römer in sich nährten, fehlen uns gänzlich. Dagegen würden die Laster, besonders die politische Selbstsucht, in einer Republik nur um so entfesselter erscheinen. Das vorgerückte Mannesalter der Menschheit verlangt zu seinem Bestande eine constitutionelle Monarchie, welche alle Vortheile in Beziehung der Rechte des Volkes, der Mittelstände und des Regenten in sich vereint, die Nachtheile hingegen demokratischer, aristokratischer und autokratischer Präpontranz von sich entfernt."

Später sagt er: „Unsere Staatskünstler haben die wahre Proportion eines Rechtsstaates noch nicht entdeckt.

Die Wahl des Volkes in der Zahl seiner Abgeordneten ist viel zu übermächtig geworden und ist in unserer Zeit auf den Punkt gekommen, wo es die Rechte der übrigen Glieder zu verschlingen droht. Besonders hat hiezu der Mißverstand einer Volkssouveränität oder Volksherrlichkeit beigetragen, als ob der Wille des Volkes Gesetz seyn könnte, ohne zu fragen, was ein Rechtsstaat erfordere? Selbst in den strengsten Republiken, wo das Volk nur gesetzgebend, ist es schwer zu glauben, daß der vereinigte Wille des Volkes solche Gesetze gefunden hätte, wenn sie nicht Solon, Lykurg, Romulus und nachher die Consuln gaben. Dem Volke gehört blos die Gesetzes-Annahme oder Verwerfung. Daher waren in Rom und Athen die vom Staat vorgeschlagenen Gesetze nur auf ein Jahr gültig, und erst wenn sie sich in der Erfahrung nützlich und für das Gemeinwohl heilsam erwiesen, wurden sie durch den hinzugekommenen Willen des Volkes zum bleibenden Gesetze erhoben."

Er geht nun auf die zweite französische Revolution über und ihre heillosen Folgen für Deutschland.

„Von der ersten französischen Revolution an sind die communistischen, radikalen und demagogischen Lehren ausgegangen. Und obgleich sie während des napoleonischen Kaiserthums und seiner Eroberungen eine Pause machten, so verpflanzten sie sich doch allmählig in das politische Bewußtseyn anderer Völker und wurden von den oppositionellen Volkskammern, die das materielle Interesse des Volkes für sich haben, sehr beifällig genährt.

Allen diesen Anregungen gab die zweite französische Revolution vom Februar 1848 eine freie Entfesselung. In mächtigen Strömen überfluthete sie jetzt auch die deutschen Gauen und goßen überall das politische Gift in das Volksbewußtsein, das bald seinen Träger in der Presse, in den literarischen Freibeutern, in den tausend Vereinen und Klubs, in dem Enthusiasmus der Jünglinge, in den Oppositionsmännern der Kammern und in der falsch verstandenen Idee deuscher Einheit und Freiheit fand. Es ist eine große Lust des Empfindes, die Politik zur Herrscherin in dem Herzen der Menschen zu machen, weil es ihm nur dadurch gelingen kann, Gesetz, Recht, Moral und Religion zu schwächen, den Glauben unter das Wissen zu beugen, die Offenbarung den Selbsterzeugnissen der Vernunft aufzuopfern, das ewige Heil der Seele in dem Haschen nach den zeitlichen Gütern der Erde untergehen zu lassen und das Heilige in den Reflexionsbegriffen zu profaniren, damit es völlig seinen Werth einbüße. Alles das thut die Politik. Sie ist der babilonische Taumelkelch, der Jeden, wer ihn kostet, in den falschen Freiheits- und Gleichheits-Rausch versetzt, in welchem ihm allerlei schöne Projekte, Gelüste und Bilder wie dem Opiumraucher vorschweben, jedoch nur in der Einbildung, nie in der Wirklichkeit. Aber was unternimmt der politische Wahn nicht?"

Dann wie herrlich und wahr beschreibt er, was aus dieser unseligen Politik für uns hervorgegangen und giebt ein treffendes Bild unserer Zeit; — er schreibt:

„Und was hat denn das politische Treiben, Wühlen und

Loben für Früchte getragen? Die Gewerbe liegen darnieder, Handel und Wandel stockt, kein flüssiges Geld im Verkehr, kein Credit, Unsicherheit des Besitzes, nichts als Klagen und Beschwerden, allgemeine Unzufriedenheit, Mißachtung und wohl auch Einschüchterung des Vorgesetzten, die Gesetze ohne Ansehen, Erschlaffung der väterlichen Gewalt, aufbrausende dominirende Jugend, mithin anders als in der römischen Republik, wo der Sohn dem Vater unbedingt gehorchen mußte, wobei Montesquieu erinnert: daß dieser Gehorsam eine der vorzüglichsten Stützen der Republik gewesen sei und doch bei aller Noth sittenverderbender Luxus bis in die untersten Classen, Waffenspiel, volle Schenken, belebt von politischen Gesprächen mit lautem Murren und Lästerung gegen Gott und Menschen, Predigen des Aufruhrs, demagogische Umtriebe und zuletzt Verschwörung. Welcher Contrast! Millionen wurden verwendet, um in dem theuren Jahre die Noth der Leidenden zu lindern und jetzt, wo Gott das Feld segnet, der schwarze Undank an die Geber! Weist dieß nicht an jene Reden Christi hin, als von den zehn Aussätzigen, welche geheilt wurden, nur Einer zurückkehrte und Gott die Ehre gab, wo sind aber die Neune? Einer von Zehen! das ist das Bild unserer Zeit!

Und was sollen wir denken von dem großen Riß zwischen Staat und Kirche und zwischen Kirche und Schule? Statt daß alle drei mit dem innigsten Bande verbunden sein sollten, um einander die Hände zu bieten und zu kräftigen, sind sie getrennt und Jeder, der den höheren Beruf noch in sich fühlt, muß sie stückweise zusammensuchen. Statt daß der Staat und in seinem Namen der Regent als Schutz- und Schirmherr, nicht dieser oder jener Kirche, sondern des ewigen und heiligen Gesetzbuches selbst, nämlich des Evangeliums, auftreten sollte, hat er den Leuchter von sich weggestoßen, und nun mag es heißen: im Wort war das Licht und das Licht schwimmt in der Finsterniß, aber die Finsterniß hat es nicht begriffen. Statt daß der Staat mit dem heiligen Gesetzbuche

in der Hand über alle Confessionen und Sekten sich stellen sollte, um das evangelische Licht auf alle scheinen zu lassen, hat er alle Glaubensrichtungen in sich aufgehoben und den Acker ohne Saat gelassen, so daß, statt den vergrabenen Schatz auszubeuten, nur Dornen und Disteln in ihm wachsen. In die verderblichste Indifferenz ist er versunken und theilt sie, da er als Muster vorangehen soll, auch dem Volke mit, und darum wird wahr werden, was der Engel der Gemeinde sagt: „Wer nicht mit mir ist, ist wider mich; wer nicht mir sammelt, der zerstreut." So stellt sich jetzt der Staat. Er ist nicht mit Christo, sondern wider ihn; er sammelt nicht mit ihm die Heerde, sondern zerstreut die Heerde, daß sie in viele Haufen, das heißt Sekten, auseinanderläuft, wo sie das wahre Lebensbrod und Lebenswasser nicht mehr findet. Wenn der Staat Christum nicht als sein Haupt anerkennt, dem er selbst unterthan ist, so kann er sich auch nicht mehr auf die Treue, Liebe und den Gehorsam der Gemeinde verlassen, die jenem Haupte als Glieder anhängen, und so ist es auch mit der Schule. Auch sie muß mit dem Haupte, und somit mit der Kirche, auf's Innigste verbunden sein. Christus sagt; Man solle den Kindern nicht wehren, zu ihm zu kommen: denn solchen sey das Reich Gottes.' Darum muß auch das Reich Gottes den Kindern durch alle Stufenalter gelehrt werden. Die Kirche kann sich hier kaum anderer Beschränkung der Zeit gefallen lassen, als welche zur Tüchtigmachung des Kindes für sein künftiges bürgerliches Verhältniß nothwendig erfordert wird. Die rationalistischen Veränderungen gehören alle dem Weltgeist, dem es freilich je länger je mehr gelingt, dem Reiche Gottes Abbruch zu thun. Die Aufklärlinge nennen alle diese Dinge (diese Märzerrungenschaften) Fortschritte; sie haben Recht, es sind Fortschritte des Weltgeistes, aber Rückschritte im Reiche Gottes." —

Wir empfehlen dieses Schriftchen voll Wahrheit den Lesern dieser Blätter auf's Angelegentlichste.

3.

Des Württembergischen Prälaten Friedr. Christoph Oetinger Biblisches Wörterbuch, neu herausgegeben von Dr. **Jul. Hamberger.** Stuttgart 1849.

Es fehlt, Gott sei Dank, in unsern Tagen doch auch nicht an Männern, welche, an dem lärmenden Treiben der Tagespolitik keinen Gefallen findend, sich zurückziehen in die friedlichen Gefilde stiller Wissenschaft.

Unbemerkt von dem großen Haufen, genügt es ihnen, in Hoffnung und Geduld eine Saat auszustreuen, die dereinst dem Vaterlande in einer besseren Zukunft ihre Früchte bringen wird.

Dem weiter sehenden Auge ist es sehr wohlthuend, diese Wahrnehmung zu machen, und so begrüßen wir es denn auch als ein erfreuliches Zeichen unserer in vielen Beziehungen so trüben Zeit, daß man es gerade jetzt unternommen hat, die zum Schaden der speculativen Theologen nur allzulange vergessen gewesenen Schriften Oetingers wiederum an das Licht zu ziehen.

Zwar ist der jetzige Stand der Dinge der theologischen Wissenschaft im Allgemeinen keineswegs günstig, doch aber dürfte recht bald eine Zeit kommen, in welcher die deutsche Nation, aus dem taumelnden Rausche maßlosen Freiheitsschwindels erwachend, eine unheimliche Leere in ihrem Innern fühlen und sich der Mehrzahl nach gerne wieder hinwenden wird zu dem jetzt so schmählich mit Füßen getretenen Glauben ihrer Väter, der ja dem deutschen Gemüthe so verwandt und unentbehrlich ist.

Dann, hoffen wir, wird auch die theologische Wissenschaft einen neuen Aufschwung nehmen, dann wird die Kirche Christi, wie die Sonne aus schwarzen Nebelwolken nur um so herrlicher hervorbrechen und es wird eine neue schöne Blüthe an den Bäumen religiöser Erkenntniß aufgehen. Die theologische Bildung wird in eine neue Phase treten, von der wir so kühn

sind zu erwarten, daß sie eine Macht werden wird, endlich auch die alten fast verknöcherten, klaffenden Risse des Leibes Christi zu schließen und auszuheilen.

Bis aber diese Zeit kommen kann, muß sich die deutsche Theologie hübsch in der Stube halten, damit es ihr möglich sei, einen ruhigen Genesungsprozeß zu durchgehen. Sie muß, um sich von den Schwächen zu erholen, welche sie sich auf ihrem langen Wege durch die kalten Steppen einer ungläubigen Philosophie zugezogen hat, in den verjüngenden Born ihrer Vorzeit herabsteigen, wie es von Jahrhundert zu Jahrhundert aus der innersten Tiefe des deutschen Geistes hervorsprudelte. Sie darf die Schätze nicht verachten, die ihre Väter ihr gesammelt haben, und anstatt einen neuen Bau auf andern Grundlagen aufführen zu wollen, muß sie lieber den alten schon ziemlich weit gediehenen Bau in dem angefangenen Style fleißig und mit aller Treue auszubauen trachten.

Als einen solchen Strom, als einen solchen Stein im Fundamente dürfen wir sicherlich auch die theosophischen Arbeiten Oetingers beanspruchen, welcher, wie Schubert in seinem Vorworte zu dem hier in Rede stehenden Buche sagt, *in all' seiner schmucklosen Natürlichkeit eine Majestät ist, der man sich nicht ohne Ehrfurcht nahen kann, welcher ist wie die Stimme eines Rufenden im Walde, deren lauten Hall man vernimmt, wenn auch nicht immer in all' ihren einzelnen Worten sie versteht.*

Die heilige Schrift hat einen Inhalt, der sich weder mit dem sogenannten Alltagsverstand begreifen läßt, noch aber ein wissenschaftliches System ist, welches seine Prämissen selbst gibt und mittelst derselben in das Verständniß seines Inhaltes einführt. Der Inhalt der Schrift geht aber allerdings dennoch aus einem System hervor, und dies in der Schrift wohl implicirter vorhandene, aber nicht ausgesprochene System, aus welchem die heilige Schrift verstanden werden kann, zu finden, dies ist die eigentlichste und unabweisbarste Aufgabe aller speculativen Theologen.

Da die Schrift die Wahrheit sagt, so versteht es sich von selbst, daß dasjenige wissenschaftliche System, welches die Geheimnisse der Schrift in ihren Tiefen erschlöße, zugleich auch ein Schlüssel sein müßte zur Erkenntniß der Natur, ja aller Wahrheit überhaupt, daß mit diesem System alles Wissen in organischem Zusammenhange stehen und es eine Macht des Gedankens offenbaren muß, die sich als Siegerin alle ungläubige Philosophie zu Füßen wirft.

Wenn nun zwar Oetinger diesen Schlüssel noch nicht in seiner Ganzheit gefunden hat, so hat er doch zum wenigsten uns gewiß ein großes Stück seines schön und wundersam gegliederten Bartes gezeigt, denn es ist erstaunenswerth, wie trefflich er in die Tiefen der Schrift paßt und wie bündig er in die geheimen Gänge des Verschlusses eingreift.

Dies ist ganz besonders zu sagen von dem „Naturbegriffe" Oetingers, welcher von dem Herausgeber mit dem ihn auszeichnenden klaren und richtigen Scharfblicke in theosophischen Dingen als der ganze Angelpunkt wahren Schriftverständnisses bezeichnet wird. Die Bibel, sagt er, zielt so sehr allenthalben auf leibliches Dasein ab, daß man die Wahrheit der heiligen Schrift preisgeben müßte, wenn man jenen Begriff fallen lassen wollte.

„Leiblichkeit ist das Ende der Wege Gottes," sagte der tiefsinnige Haman und wird verlacht von einer vornehmthuenden, falsch spiritualisirenden Theologie. Aber der Feind droht auch von einer andern Seite. Der Materialismus der junghegel'schen Schule hat sich mit unverschämter Keckheit in eine Verleiblichung alles Spiritualistischen hineingeschwindelt. Die uralten Gegensätze von Idealismus und Realismus haben sich in aller Schroffheit wieder einander gegenübergestellt, und nur eine richtige Auffassung der Natur, nur in der Erkenntniß des wahren Wesens der verklärten Leiblichkeit, wie sie das Ziel und Ende der Schöpfung ist, liegt die Versöhnung des alten, sich ebensowohl durch die Wissenschaft, wie in den beiden Hauptgestaltungen der Kirche

durch diese hinziehenden Streites und die Bedingung einer endlichen Ausgleichung und Versöhnung.

In dieser Beziehung sind die Schriften Oetingers von der größten Bedeutung, denn hierin steht er der Wahrheit weit näher, als mancher der größten Denker neuerer Zeit, doch müßten wir ungerecht sein, wenn wir behaupten wollten, er stehe hierin ganz vereinzelt da. Wir freuen uns vielmehr, die Strömung seines Geistes als eine mehr oder minder entschieden hervortretende Zeitrichtung betrachten zu dürfen, wovon ja gerade die Herausgabe und Anerkennung der Oetingerschen Schriften in unserer Zeit unverkennbares Zeugniß ablegen.

Wir empfehlen daher dieses Buch allen Freunden einer tieferen Speculation und Schriftforschung, welche sich gleich uns gerne aus dem Tagesgewühl in die ruhigen Thäler sinnigen Denkens flüchten, auf das Angelegentlichste und bitten sie, sich durch die Rauhigkeit der Schaale alterthümlichen Styls und kleinerer dürr gewordener Auswüchse, die der Herausgeber mit sinniger Treue absichtlich fast unverändert stehen ließ, nicht abhalten zu lassen, bis zum Kerne Oetingerscher Anschauung hindurch zu dringen, welche Arbeit ihnen durch die Erläuterungen des hiezu mit allen Gaben reich ausgerüsteten, auf dem theosophischen Gebiet hoch verdienten Hamberger, sowie durch die anderweitig von dem Herausgeber und Anderen aufgeschlossene theosophische Philosophie um ein Wesentliches erleichtert ist.

Vorahnungen.

Das Morgenblatt schreibt aus Dresden:

„Der Schauer des Anblicks oder die allgemeine Aufregung der Zeit muß auch auf die Nervenstimmung gewirkt haben, daß sie Beiträge zu Kerners Magikon oder Schuberts

Ahnungen liefert. Eine Bekannte, die wir bei der Brandstätte antrafen, warnte uns, nahe zu treten. Vor wenigen Minuten, sagte sie, war Fräulein .... hier und sah wie Sie in das Fenster; auf einmal däucht ihr, sie werde von einer bekannten Stimme mit ihrem Namen gerufen, geht in der Richtung weg, woher der Ruf kam, und — hinter ihr stürzt ein Mauerstück herunter, das sie unfehlbar erschlagen hätte. Die aufgesuchte Bekannte war nicht zu finden. So scheinen schon Geister um die frische Ruine zu schweben. N. theilte die Geschichte einem Leipziger Freunde mit, den wir bald darauf, eben angekommen, trafen und um Nachrichten von dort ansprachen. In Leipzig war etwas Aehnliches vorgekommen. Nach dem Heldentod des Kaufmanns G. erinnerte man sich, daß derselbe, obwohl erst ein Vierziger, seit mehreren Monaten von Todesahnungen verfolgt worden war. Er hatte noch vor Kurzem, ohne besondern Anlaß, sein Testament gemacht, und als ihn Maler Bendemann in der neugebauten Sommerwohnung besuchte, um ein dort aufgehängtes, ihm interessantes Porträt zu sehen, dabei aber gelegentlich auch Zimmerdekorationen besprach, die noch angebracht werden könnten, warf G. seltsam bewegt hin: „Malen Sie mir doch Scenen zu den Soldatenversen:

Heute noch auf stolzen Rossen,
Morgen durch die Brust geschossen."

Robert Blum hatte durch Träume eine bestimmte Vorahnung von seinem gewaltsamen Tode in Wien, aber sein böser Genius trieb ihn dennoch dahin.

General Bems angebliches Todesjahr.

(Wien, 1. Juni 1849.) Man erzählt hier nachstehende Anekdote von dem Insurgentengeneral Bem. Bem soll schon seit vielen Jahren Todesahnungen haben. Seit mehr als zwanzig Jahren gibt er das Jahr 1850 als sein Lebensziel an.

Während seines Aufenthalts in Paris speiste er einst bei dem nordamerikanischen Gesandten. Das Gespräch kam auf Ahnungen. Der Gesandte lachte darüber. Bem aber erklärte ganz ernsthaft, daß er daran glaube. In seinem 20sten Jahre habe er dreimal sein Grab mit einem Grabsteine, welcher seinen Namen und die Jahreszahl 1850 enthielt, gesehen. In Siebenbürgen erhielt Bem mehrere gefährliche Wunden. Der Arzt äußerte sein Bedenken. Bem erwiederte ganz ruhig: er habe noch ein Jahr zu leben. Auf die Wahrheit dieser Ahnungen vertrauend, geht Bem in den Schlachten unter dem heftigen Kugelregen furchtlos auf und ab und versichert, seine Kugel, die ihn tödtlich treffen würde, werde im Jahr 1850 kommen. *)

Merkwürdige Vorbedeutung.

Bei meinem Bruder, dem ...rath B. in A., befand sich ein Mädchen von etwas über 15 Jahren, Ottilie E., der letzte Sprößling einer angesehenen und sehr begüterten Familie in S., um mit seinen Töchtern vollends erzogen zu werden, da ihre beiden Eltern kurz nach einander in ihren besten Jahren gestorben und ihre zwei Schwestern denselben bald im Tode gefolgt waren. Ottilie war an Körper und Geist schon sehr entwickelt, von stattlicher Gestalt und blühender Gesundheit, vom lebhaftesten, dabei gutmüthigsten Temperament und Wesen, deßhalb auch, und noch dazu als die Tochter eines frühvollendeten, theuren Freundes, ihren Pflegeltern lieb wie ihre eigenen Kinder. Im Sommer des Jahres 1840 wurde auf einer Wiese in der Nähe der Stadt ein Volksfest gefeiert; der Tag war ungemein schön, und Ottilie bat ihren Pflegvater um die Erlaubniß, einen Wagen nehmen und mit der Gattin und den Töchtern meines Bruders hinausfahren zu dürfen,

*) Jetzt, am 1. Febr. 1850, wollen Zeitungen wissen, daß er gestorben seye. Doch scheint dieß noch nicht bestimmt zu seyn.

um auf einige Stunden an dem allgemeinen Vergnügen Antheil zu nehmen. Diese Erlaubniß wurde gegeben, das junge Mädchen war darüber höchst erfreut, und fröhlich fuhr die kleine Gesellschaft nach der Festwiese. Gegen Abend folgte mein Bruder den Seinigen dorthin, und eben als die Sonne unterging und es also noch ganz hell war, begleitete er sie an die Kutsche, die unterdessen draußen gewartet hatte, um ihnen beim Einsteigen behilflich zu sein, da er für seine Person es vorzog, sich wieder, wie er gekommen war, zu Fuße nach Hause zu begeben. Indem er sich der Kutsche näherte, fiel es ihm höchst befremdend auf, die Pferde vor derselben mit den schwarzen Decken behangen zu sehen, die man ihnen aufzulegen pflegt, wenn sie den Leichenwagen zu fahren haben. Er fühlte sich natürlich von diesem Anblick äußerst unangenehm berührt, wollte seinen Augen nicht trauen, und trat deßwegen ganz nahe an die Pferde hin, um zu sehen, ob er sich nicht etwa täusche. Allein es war nicht anders; er sieht das Gespann vollkommen deutlich ganz in die schwarzen bis zum Boden hinabreichenden Leichendecken gehüllt! Er ärgert sich im Stillen über den ungeschickten Einfall des Kutschers, seinen Pferden diese ominösen Decken aufzulegen, sagt jedoch nichts, hilft seinen Leuten in den Wagen, der abfährt, und jeder nachgesendete Blick zeigt ihm auf's Neue das schauerliche Costüm der Pferde, die den Leichenwagen ziehen.

Zu Hause angekommen, theilt B. seiner Gattin seine Wahrnehmung mit, wundert sich, daß diese nebst den Uebrigen nichts davon gesehen hat, und trägt ihr auf, dem Kutscher, wenn dieser um die Bezahlung kommen würde, sein Mißfallen wegen dieser Unschicklichkeit zu erkennen zu geben. Als daher am nächsten Tage die Frau des Lohnkutschers kam, entledigte sich meine Schwägerin ihres Auftrags gegen sie. Diese war aber sehr erstaunt, wunderte sich, wie man überhaupt glauben könne, ihr Mann habe an einem so heißen Tage seinen Pferden Decken aufgelegt, wies nach, daß er diese Trauerdecken, wenn

er auch gewollt, gar nicht habe anwenden können, da sie im Stadthause aufbewahrt würden und nur die Polizei den Schlüssel dazu habe, und gab übrigens zu verstehen, daß dieses nicht das erstemal sei, wo sie von einer solchen Täuschung des Auges höre, und daß sie nur wünschen wolle, die Sache möge nichts Schlimmes bedeuten.

Ihr guter Wunsch ging nicht in Erfüllung, aber ihr bedenkliches Kopfschütteln hatte Recht gehabt. Kaum vierzehn Tage nach dem erzählten Vorfalle wurde Ottilie E..... (der man übrigens, wie auch den Töchtern meines Bruders, nicht das Geringste von der Vision gesagt hatte), von einem heftigen Nervenfieber ergriffen, das ungeachtet aller möglichen Pflege in kurzer Zeit einen tödtlichen Ausgang nahm, und am ersten October desselben Jahres folgte ihr die älteste Tochter meines Bruders, ein blühendes Mädchen von achtzehn Jahren und Braut eines würdigen jungen Mannes, an einer schnell eingetretenen Herzerweiterung in das Grab.

Ich füge noch die Bemerkung bei, daß mein lieber Bruder vor dieser Begebenheit nichts weniger als ein Gläubiger in dergleichen Dingen war, sich vielmehr oft dagegen ausgesprochen hat, und daß ihm auch, soviel ich weiß, früher nichts Aehnliches begegnet ist.

Hieher gehört ein ähnlicher Vorfall, der sich in jener Stadt ereignet hatte und den die Kutschersfrau bei jener Gelegenheit meiner Schwägerin mittheilte. Eine ältliche Dame, die längere Zeit krank gewesen war und sich wieder erholt hatte, wollte an einem schönen Tage zum erstenmale wieder eine Spazierfahrt machen und hatte hiezu einen Miethwagen bestellen lassen. Um die bestimmte Zeit hört ihre Tochter einen Wagen um die Straßenecke rollen, sieht aus dem Fenster und erblickt den Leichenwagen, der mit seinen schwarzbehängten Pferden daher kommt und vor ihrer Hausthüre hält. Sie wundert sich, daß im Hause Jemand gestorben sei, ohne daß sie davon Kenntniß bekommen, und bedauert bei sich selbst den unangenehmen Eindruck, den dieses vielleicht

auf ihre Mutter machen könnte, wünscht auch, daß nicht gerade jetzt ihr Wagen kommen möchte. Allein indem sie deßwegen wieder durch das Fenster blickt, sieht sie nichts mehr von einem Leichenwagen, sondern der bestellte Wagen ist es, der unten hält. Sie sagte ihrer Mutter nichts davon; es war jedoch die letzte Ausfahrt derselben, da sie kurz darauf rückfällig wurde und starb. Nun kam wirklich um dieselbe Straßenecke herum der Leichenwagen und hielt vor ihrer Thüre.

Dekan B. in A.

Einige merkwürdige Träume.

1.

Es war ohngefähr im Jahre 183.., als mir in einer Nacht vor dem Erwachen träumte, daß der Sohn einer befreundeten Familie aus Kassel, Namens Wilhelm, welcher als Handlungslehrling in unserem Hause war (jedoch nicht in Kost und Wohnung), in unser gewöhnliches Wohnzimmer träte. Er trug einen ziemlich großen Pack, welchen er mit den Worten: „So eben ist meine Mutter angekommen und hat ihnen dies kleine Geschenk mitgebracht“ — meiner Mutter, welche am Fenster saß, hinhielt.

Der Traum war so lebendig, daß ich mich nicht enthalten konnte, während dem Mittagessen meiner Mutter zu sagen: „Mutter, Frau H... wird nächstens kommen.“ „Woher weißt du das?“ frug meine Mutter. „Nun,“ antwortete ich, „ich habe es geträumt, und noch mehr, sie bringt uns auch etwas mit.“ — Man schwieg darüber, es als einen Traum betrachtend; allein am nächsten Morgen Punkt 11 Uhr, als wir beisammen im Wohnzimmer saßen, öffnete sich die Thüre, und Wilhelm trat herein mit demselben Pack, wie ich ihn im Traume gesehen hatte, und mit den Worten: „So eben ist meine Mutter angekommen und hat Ihnen dies kleine

Geschenk mitgebracht" — reichte er ihn meiner Mutter hin, die ihn lächelnd in Empfang nahm, sprechend: „Wir wußten schon, daß sie kommen würde." — Als der Pack eröffnet wurde, enthielt er ein gesticktes Rückenkissen, von der Hand der Tochter unserer Freundin.

Obgleich vorahnende Träume mir nichts neues waren, so überraschte mich doch dieser Traum durch seine große Klarheit und Bestimmtheit, bei einer eigentlich so unbedeutenden Veranlassung, als das Geschenk eines gestickten Rückenkissens ist. — Denkbar ist jedoch, daß die gute freundliche Tochter unserer Freundin, welche es verfertigt hatte, so lebhaft von dem Gedanken der Freude, welche sie uns durch dies Geschenk machen würde, durchdrungen war, daß dies Gefühl, troß der Entfernung, dem empfänglichsten Gemüthe in unserer Familie sich mittheilen mußte, denn es stellte sich bei spätern Besprechungen der Sache heraus, daß unsere Freundinnen zu derselben Stunde den Eilwagen bestiegen, und darin den Plan der Ueberreichung besprachen, wo ich gegen Morgen desselben Tages es mochte geträumt haben.

2.

Ein anderer, gleichfalls merkwürdiger Traum war jener, welchen ich im Jahre 1833 hatte. Er handelte von der Befreiung eines politischen Gefangenen aus dem Jahre 1832, der bei dem Aufruhr-Versuch zu Frankfurt a. M. ergriffen worden war, und fast ein Jahr schon im Kerker schmachtete.

Ich sah nämlich, wie man ihn über den sogenannten Graben zum Verhöre in den Römer führte, oder vielmehr über diese Straße aus dem Verhöre zurück. Als er durch das Scherfengäßchen gekommen war, warf er plötzlich die ihn begleitenden Polizeidiener zu Boden, und in ein Haus springend, dessen vordere Seite auf die Zeile ging, riegelte er die Thüre des Hinterhauses zu, und verhinderte dadurch die Begleiter ihm zu folgen. — Auf der Zeil heraus gekommen sah ich ihn jedoch

wieder ergriffen, und mit seinem Angreifer kämpfend jenem die Kappe oder den Hut, dies ist mir nicht mehr ganz klar, herunterwerfen, und während dieser sich darnach bückte, ihm abermals entspringen. Damit endete mein Traum.

Auch dieser war so lebendig, daß ich einige Tage darnach in einer Gesellschaft, wo einige Männer zugegen waren, welche großen Antheil an dem Schicksale der Gefangenen nahmen, ihn erzählte. Man hörte mir sehr aufmerksam zu und einer der Herren frug mich: „Nun, wurde denn der Gefangene frei?“ Ich antwortete, ich glaube wohl, denn er entfloh dem, der ihn fassen wollte.

Es mochten 6 Wochen seit jenem Traume verflossen sein, als ich im Wohnzimmer am Ofen stehend von einem meiner Neffen, welcher am Fenster stand, mit den Worten aufgerufen wurde: „Tante, schnell, schnell, was geht auf der Straße vor!“ — Ich sprang herbei und sah gegenüber unserm Hause auf der Zeile einen jungen Mann mit einem Polizeidiener ringen, diesem den Hut herunter werfen, und während jener sich darnach bückte, ihm entspringen. Mein Neffe frug: „Tante, was war das?“ — Ich hatte meinen Traum so ganz vergessen, daß ich antwortete: „Es muß ein Dieb gewesen sein.“

Leider brachte man einige Minuten darnach den armen Jüngling ganz ermattet und halbtodt geschleppt, und ich hörte aus den Aeußerungen des Volkes, welches ihn umgab, es sei ein armer gefangener Student, welcher sich habe befreien wollen. — Da fiel mir mein Traum wieder ein, allein zugleich drängte der Gedanke sich mir auf, ob ich nicht durch meine Erzählung Veranlassung zu dem Befreiungsversuche gegeben haben sollte? — konnte aber, wie natürlich, niemals darüber Gewißheit erhalten.

Der Gefangene war übrigens wirklich auf dem Graben seinen Begleitern durch ein Haus, welches einen Durchgang auf die Zeile hatte, entwischt, und hatte hinter sich zugeriegelt. Allein leider hatte das Nebenhaus ebenfalls einen Durchgang

und diesen hatte man vergessen zu schließen, weßhalb der Gensdarme durch das Nebenhaus mit ihm zugleich auf der Zeil heraus kam. Auch fehlte der Wagen, welcher ihn aufnehmen sollte, und so wurde der arme Junge, nachdem er sich wirklich auf dieselbe Art, wie in meinem Traume, noch einmal losgerissen hatte, zum zweiten Male wieder ergriffen und in seinen Kerker zurückgeschleppt.

Zwei andere Träume.

1.

Einer meiner Neffen, ein sehr begabter, geistvoller Knabe, war eines Tages bei seinen Großältern väterlicher Seite. Es regnete, und als er sich entfernen wollte, gab ihm seine Großmutter einen Regenschirm mit. — Unten an der Hausthüre angekommen, sah er jedoch, daß der Regen nachgelassen hatte, und der Regenschirm deßhalb zwecklos war, und stellte ihn in kindischer Unbedachtsamkeit hinter die geöffnete Hausthüre und ging fort.

Als er am nächsten Tage zu seinen Großältern kam, wurde er nach dem Regenschirm gefragt, und da fiel es ihm schwer auf das Herz, daß er ihn hinter die Hausthüre gestellt, von wo ihn wahrscheinlich jemand mitgenommen hatte, denn er war nicht mehr an diesem Orte zu finden.

Tüchtig ausgezankt, ging er betrübten Herzens nach Hause; die folgende Nacht aber träumte ihm, er ginge abermals zu den Großältern, und als er sich dem Hause nähere, sähe der Großvater zum Fenster heraus und riefe ihm zu: „Ernst, der Regenschirm hat sich gefunden, der Auslaufer von Herrn K... (welcher einen Laden unten im Hause hatte), hatte ihn in's Kamin gestellt." — Der Knabe erwachte bald darnach, und als er am Morgen wie gewöhnlich zu den Großältern ging, schaute der Großvater zu dem Fenster heraus und rief ihm zu: „Ernst, der Regenschirm hat sich gefunden, der Auslaufer von Herrn K... hatte ihn in's Kamin gestellt!"

Und so war es. Dieser sah den Regenschirm hinter der Hausthüre stehen, und weil er nicht wußte, wem er gehörte, so stellte er ihn, damit er nicht gestohlen werden sollte, in das Kamin. Als nun nach dem Regenschirm gesucht und gefragt wurde, war er ausgegangen, und hörte erst, als der Knabe fort war, von seinem Herrn davon, wo er ihn dann sogleich hervor holte und den Großältern übergab.

2.

Ein junges Frauenzimmer, Sophie B..., verlor an einem Badeorte nahe bei Frankfurt einen goldenen Ring. Er hatte viel Werth für sie, und sie suchte und ließ ihn deßhalb auf das eifrigste suchen, ohne daß er gefunden wurde. Sie kehrte nach Frankfurt zurück und dort erst träumte ihr, der verlorne Ring läge in einem Busche hinter dem Kurhause zu K.... — Wenig Gewicht auf diesen Traum legend, ging sie doch, als sie einige Tage darnach wieder nach K... kam, an diese Stelle, und siehe — der Ring lag wirklich dort etwas im Grase versteckt.

3.

Ein dritter Traum, welchen ich im August des denkwürdigen Jahres 1848 hatte, ist schon minder klar und bestimmt, und hauptsächlich durch den Zusammenhang mit einem mir gleich begabten Wesen merkwürdig.

Mir träumte in einem dunkeln, bombenfesten Gewölbe außerhalb der Stadt, jedoch nahe am Main, zu sein, welches ein spärliches Licht durch einige Schießscharten empfieng. Aus einer derselben sah ich nach der Stadt und mitten in die Straßen derselben. Es herrschte ein unruhiges Getümmel in denselben, ein Hin- und Herlaufen; allein mitten unter den Lebendigen, die sich in wilder Hast durch einander bewegten, wandelten auch nackte Leichen, welche ihre Grabtücher über die Köpfe gezogen hatten und mir dadurch ihre Gesichter verhüllten.

Nach kurzer Zeit schien alles vorüber zu sein, und ich verließ das Gewölbe, um nach meinen Geschwistern zu sehen, welche die Stadt nicht verlassen hatten. — Die erste meiner Schwestern, zu welcher ich kam, war sammt ihrer Familie wohl und hatte keines der Ihrigen bei dem großen Wirrwar verloren. — Ich ging zu der zweiten, deren Haus aber, als ich hinein trat, mir fremd und in ein großes Hospital verwandelt war. Sie selbst war nicht anwesend, man sagte mir jedoch, sie sei wohl sammt den Ihren, und habe durch die Sache (da sie Besitzerin einer Apotheke war), etwas schönes verdient.

Ich erzählte diesen Traum den Meinigen, und da man damals sehr einen Besuch der Cholera fürchtete, so bezog ich ihn darauf und dachte, unsere Stadt würde vielleicht von diesem schlimmen Gaste heimgesucht werden. — Als aber der 18. September mit seinen Schreckensscenen an uns vorüber war, bekam er eine andere, fürchterliche Erklärung.

Ein Mädchen aus Schwaben in meinen Diensten hatte einen Liebhaber, welcher Schneidergeselle war. Dieser, wie viele Andere seines Standes, Demokrat, kam oft in Streit mit ihr, weil sie dieser Richtung nicht zugethan war und Verstand genug hatte, um das ganz Nutzlose und Thörichte der Bestrebungen des Arbeitervereins einzusehen.

Noch am Abend des 17. Septembers, von der Versammlung auf der Pfingstweide mit ihm zurückkehrend, beschwor sie ihn, zurück zu bleiben, und ihr zu versprechen, den nächsten Tag, der ein Montag war, wieder zu ihr zu kommen. Er versprach es, und schied bleich und mit Thränen in den Augen von ihr, um — sie nie wieder zu sehen.

Der schreckenvolle 18. verstrich dem armen Mädchen in Todesqual, niemand ließ sich sehen. Der Dienstag ebenfalls. Am Mittwoch kam ein junger Mann, welcher sich mit Chirurgie abgab, zu uns, um, wie er sagte, zu zeigen, daß er noch lebe. Er sei drei Tage und zwei Nächte nicht aus den Kleidern gekommen, so sehr seien sie im Hospitale mit den Verwundeten

beschäftigt. — Wir erzählten ihm, daß auch mein Dienstmädchen ihren Liebhaber vermisse, und nachdem wir ihn beschrieben hatten, rief er aus: „Warten sie einmal, ich glaube der liegt unter den Todten!" — Um nun das Mädchen, welches fast verzweifelte, aus einer Ungewißheit zu reißen, welche peinvoller als die fürchterlichste Gewißheit war, entschloß ich mich, nach dem Hospitale zu gehen.

Es hielt etwas schwer, Einlaß zu erlangen, und ich verdankte ihn nur der persönlichen Bekanntschaft mit dem Spitalmeister. Endlich eingelassen, schilderte ich den jungen Mann, welcher gesucht ward, und wurde darauf von einem der jungen Aerzte bis an die Thüre des Gewölbes geführt, in welchem die Leichen lagen, und mit der Weisung, der Bezeichnete liege auf der linken Seite ohngefähr in der Mitte, ließ er mich allein hinein treten und entfernte sich. — Da lagen sie die nackten Leichen, wie ich sie im Traume gesehen hatte, zu beiden Seiten des Gewölbes, und der, den ich suchte, richtig in der Mitte auf der linken Seite.

Mein Traum war erfüllt, zwar nicht genau so, wie ich es gesehen hatte, aber ich konnte an der Deutung nicht zweifeln.

Das Mädchen selbst aber hatte im Laufe des Sommers 1848 im Traume bereits das Grab ihres Liebhabers gesehen, als sie, wie ihr däuchte, nach dem Frankfurter Kirchhofe ging. — Ein Todtengräber stand auf demselben und hatte schon eine ganze Reihe Gräber gegraben, als sie frug: „für wen das Grab sei, das er eben mache?" Er antwortete: „Für den Philipp G..." — „Und ist das andere daneben vielleicht für mich," frug sie weiter. „*Nicht eben bestimmt*," *antwortete* er, „aber du kannst es haben." — So *weit* dieser Traum.

Ein anderer Traum, den sie schon mehrere Jahre früher hatte, bezieht sich auf dieselbe Angelegenheit, und ist noch merkwürdiger, als der eben erzählte.

Ihr träumte, ihr Liebhaber säße vertraulich bei einem ihr fremden Mädchen, mit schwarzen Locken und langen goldnen

Ohrringen geschmückt. Sie stand dabei und sah, wie er die Fremde liebkoste, aber plötzlich wendete er sich von jener wieder ab, um sich ihr wieder freundlich zu nahen; sie aber wies ihm stolz und verächtlich die Thüre, und ließ ihn trotz aller Bitten nicht wieder ein. Da nahte sich ein Schäfer in blauem Hessen-Kittel, welchem eine ganze Heerde kleiner, junger Schafe folgte, der Thüre und sie, ohne sich zu bedenken, ließ den Schäfer sammt seiner ganzen Heerde zu derselben Thüre ein, die sie dem ersten Liebhaber gewiesen hatte.

Sie erzählte ihren Traum den übrigen Dienerinnen des Hauses, ja selbst ihrem Liebhaber, welcher darüber lachte, und meinte, der Schäfer sei er, und die Schafe bedeuteten seine Treue und sonstigen guten Eigenschaften. — Allein einige Tage darauf, als sie durch Sachsenhausen ging, begegnete ihr ihr Liebhaber und führte dasselbe schwarze Mädchen am Arm, das sie im Traume gesehen hatte, selbst die goldnen Ohrringe fehlten nicht.

Sie stellte ihren Liebhaber darüber zur Rede und schmollte längere Zeit mit ihm, sühnte sich jedoch später wieder mit ihm aus, und das Verhältniß zwischen Beiden dauerte, jedoch ziemlich kühl, bis zu seinem Tode am 18. September fort.

Trotzdem erschütterte sie sein Tod außerordentlich und besonders die Art desselben, und ihr Schmerz war aufrichtig, bis sie wenige Wochen darnach durch den Schäfer, welcher erschien, getröstet wurde.

Dies war nämlich ein hessischer Soldat, der als Einquartirter zu uns in's Haus kam, und der merkwürdiger Weise diesen Namen führte. — Er nahm die leere Stelle in ihrem Herzen ein, und damit auch die Lämmer nicht fehlen sollten, wurde das Verhältniß Beider leider etwas allzu vertraut.

Ein Traum des Arztes Zimmermann.

Der bekannte Arzt und Schriftsteller Zimmermann (Verfasser der Schrift „über die Einsamkeit u. s. w.") theilte im Jahre 1765 Folgendes in einer Zeitschrift, „dem Erinnerer," die damals in Zürich herauskam, mit:

Ich bin ein Mann von sieben und dreißig Jahren, der die meisten Tage seines Lebens mit der Beobachtung und Erforschung der Natur zubringt; es wird Ihnen hieraus schon wahrscheinlich sein, daß ich nicht abergläubisch bin.

Aber diese Wahrscheinlichkeit steiget zur Gewißheit, wenn ich Ihnen offenbare, daß die größere Menge der Leute, mit denen ich lebe, diese leidige Krankheit in einem so erstaunend hohen Grade hat, und dergestalt alle damit nicht Beseligten verachtet, daß ich geradezu den Aberglauben nicht nur ebenfalls verachte, sondern wegen seinen äußerst bösen und wenig bekannten Folgen in dem bürgerlichen Leben hasse. Nach dieser Vorbereitung soll ihre Aufmerksamkeit rege werden, wenn ein Feind von allem Aberglauben, von allen Vorbedeutungen, Ahnungen, Erscheinungen und Träumen sagt, er werde Ihnen die Geschichte eines Traumes mittheilen; — eines Traumes, der keine Erfindung ist, den er selbst in allem Ernste gehabt, und den er Ihnen jetzt auf die gewissenhafteste Weise ohne Beisetzung oder Weglassung eines einzigen Umstandes erzählen will.

Millionenmal habe ich schon geträumt. Ich habe auch schon die außerordentlichsten Träume gehabt, und von denselben immer die Ursache in den Beschäftigungen des vergangenen Tages, in meinen herrschendsten Ideen, aber hauptsächlich in dem physischen Zustand meines Körpers, in der Nachtmahlzeit, in dem Mäße meines Getränkes, oder in andern vorhergegangenen Reizungen der Sinnlichkeit gefunden. Meine Träume waren mehrentheils abenteuerliche, auch habe ich immer alle vergessen, und niemals einen erzählt. Aber es scheint mir der Mühe werth, das Angedenken eines Traumes

aufzubewahren, der nichts Abenteuerliches in sich hat, zu dem die Phantasie sehr wenig beitrug, der mir fast ganz Vernunft scheint, und der sich so durchaus von den Wirkungen der sonst des Nachts äußerst verworrenen Einbildungskraft unterscheidet. Diese Geschichte deutlicher zu machen, will ich Ihnen vorerst die Geschichte des Tages erzählen, auf welchen diese wenigstens mir merkwürdige Nacht folgte.

Dieser Tag war der fünfte November 1765. Den ganzen Morgen hindurch war mein Kopf ungemein helle, ich erfand den Plan zu einem ganz in die ausübende Arzneikunst einschlagenden Buche; eine Menge dahin gehörender Ideen drängten sich herbei, ich schrieb alles auf, und ging vergnügt zu meiner Mittagsmahlzeit. Nach Tische schrieb ich etwas ganz Mechanisches, ich ging hierauf in Gesellschaft, wo ich ein paar Augenblicke sehr aufgeweckt war, und die übrige Zeit bald mit einigen Frauen tändelte, bald in mich selbst zurückging und an mein Buch dachte. Von diesem Orte ward ich durch Berufs-Geschäfte weggeführt, und mit diesen brachte ich die ganze Zeit bis um acht Uhr des Abends zu. Meine Nachtmahlzeit war mäßig, ich aß einen kleinen Bissen von einem Rebhuhn, etwas Salat, und trank nach meiner Gewohnheit ein paar Gläser Wein; bei Tische sprach ich aus meines Herzens Grunde mit meiner Familie von der mir so seltenen Heiterkeit des Geistes, die mir Gott in diesem dunkeln Monat schenke. Nach Tische ging ich in eine kleine Gesellschaft von Jungfern, wo ich ohne Lebhaftigkeit aufgeräumt und völlig vergnügt war. Um zehn Uhr legte ich mich, ohne die geringste Beschwerde in meinem Leibe und in meiner Seele zu verspüren, ganz heiter und friedsam zu Bette. Ich richtete nach meiner Gewohnheit mein Herz zu Gott und schlief ein.

Im Traume wollte ich in ein mir unbekanntes Haus gehen. Man sagte mir, wollt ihr in dieses Haus gehen, denn in diesem Augenblick ist eure vorlängst verstorbene Frau (die, Gott sei Dank! lebt und gesund ist) mit einer ebenfalls vorlängst verstorbenen Person in dieses Haus eingegangen?

Ich antwortete: meine Frau hat in ihrem Leben immer gegen mich und alle Menschen ein äußerst gutes Herz gehabt. Es ist mir unmöglich, sie nach ihrem Tode zu fürchten.

Mit diesen Gedanken ging ich in das Haus hinein, und machte sofort das erste Zimmer auf. Da sah ich meine Frau — und die andere Person in ihrer gewöhnlichen Kleidung und Gestalt; aber, wie mir däuchte, ganz aus leichten Wolken zusammengesetzt. Meine Frau hatte die sittsame stille Lieblichkeit in ihren Gesichtszügen, die sie jetzt auf der Erde hat; aber doch zugleich etwas Feierliches auf ihrer ganzen Miene, das mir fremd war. Bei dem ersten Anblick ward ich innigst gerührt — so wie ich etwa gerührt wäre, wenn ich plötzlich einen Engel vor mir erblickte. Aber mein Herz empfand nicht die geringste Furcht.

Meine Frau nahte sich mir mit einer unbeschreiblich liebenswürdigen Majestät — ohne ein Wort zu sprechen.

Urtheile selbst, sagte ich zu ihr, was ich bei deinem Anblick empfinde! — aber erzähle mir vor allem aus, wie ist es dir in diesem unbekannten Lande der Unsterblichkeit, wovon ich mir so gar keinen Begriff machen kann?

Ich erfahre Dinge, antwortete sie, die kein Mensch jemals vermuthet hätte. Meine Seelenkräfte haben sich unendlich erhöhet und erweitert; ich durchsehe die Vergangenheit in allen ihren Ursachen und Wirkungen; jeder gegenwärtige Augenblick ist für mich ein Meer von Ideen. Nur ist mir die Zukunft noch etwas dunkel.

Aber du hast etwas Mageres und Blasses auf deinem Antlitz, du hast etwas so ernsthaft Feierliches in deiner Art, dich gegen mich auszudrücken, das mich doch einigermaßen über deinen Zustand unruhig macht.

Meine Frau holte einen tiefen Seufzer und antwortete mir nach einem kleinen Stillschweigen folgender Gestalt: Ich bin unendlich glückhaftig, und doch bin ich es nicht in der Vollkommenheit. Mein ganzes auf der Erde geführtes Leben schwebt mir immer vor dem Gemüthe. Ich brachte

meine meisten Tage in ziemlicher Unschuld dahin. Aber jeder Gedanke, jede Gesinnung, die nicht gerade dahin führten, wohin jetzt alle meine Wünsche gerichtet sind, scheint mir jetzt ein Verbrechen, und dieß ist meine Plage; ich fühle eine Art von Lähmung (wie ihr zu sprechen pflegt), wenn ich den Weg zum Himmel anschaue. Ich bin unendlich glücklich, weil mich Gott unendlich erhöhet hat; aber es ist mir doch nicht recht wohl.

Auf was für einen Grad sind aber jetzt auch eigentlich deine Erkenntnißvermögen erhöhet?

Dieses habe ich zum Theil schon gesagt. Aber überhaupt weiß ich alles, was in den Herzen der Menschen vorging, die ich auf der Welt gekannt habe; ich weiß alles, was bei denen vorgeht, die ich in den Vorhöfen der Ewigkeit sehe, ohne daß sie mir es sagen, denn wir reden nie, wir sind ganz Betrachtung, und doch verstehen wir alle einander. Ich weiß auch sogar alles, was du jetzt denkest, wenn du es mir schon nicht sagst.

Glaubst du, liebste Freundin, daß ich auch dahin kommen werde, wo du jetzt bist?

Du kennst dich, Freund! Erzähle mir alle deine Fehler.

Neigung zum Unglauben, Zorn, Unthätigkeit im Guten, Gedankenlosigkeit, Sinnlichkeit.

Nun so bessere dich, dann wirst du gewiß mich wiedersehen.

O Freundin! deiner Stimme werde ich gehorchen, wie Gottes Stimme. Aber meine Neugierde hat keine Schranken. Wo bist du jetzt? was ist eigentlich der Ort, wohin man nach dem Tode gelanget?

Du weißt, daß das Ende der Tage noch nicht gekommen ist. Ich wohne unter Millionen Seelen in Gegenden voll Heiterkeit, Stille und Betrachtung; aber im Himmel bin ich nicht. Gott hat noch nicht gerichtet.

Was ist der Himmel?

Lichtvolle Wolken verdecken noch zur Zeit unsern Augen

diesen seligen Ort; ach, mein Freund, trachte dahin, trachte dahin.

O Freundin! deiner Stimme werde ich gehorchen, wie Gottes Stimme. Aber ich habe niemals geglaubt, daß die Seelen der Abgestorbenen auf der Erde erscheinen.

Dieses geschiehet sehr selten.

Sage mir doch, liebste Seele, warum hast du mich besucht?

Gott hat es zugelassen, damit ich dich rette.

Wirst du bei mir verweilen?

Nicht lange.

Auf dieses hin machte ich eine Menge wichtiger Fragen, und meine Frau beantwortete sie so, daß ich in diese Worte ausbrach: „O Freundin, du zeigst mir, was kein Auge niemals sah; du erzählest mir, was kein Ohr niemals hörte; du machst mir klar, was der größte Geist unter den Sterblichen niemals in der entferntesten Dämmerung sah. Ich traue meiner Schwachheit nicht. Laß es mich aufschreiben, um es dem Weltkreise zu verkündigen." — Indem ich diese Worte aussprach, sah ich mich nach Bleistift und Papier um, ich saß nieder zum Schreiben und erwachte plötzlich.

Worte, menschliche Worte sind nicht vermögend, den Verdruß auszudrücken, der mir Leib und Seele durchbebte, als ich mich in diesem Zeitpunkt erwachet fand. Ich richtete mich in meinem Bette auf, um meiner selbst auch recht bewußt zu seyn; ich sah mich um, erkannte mein Zimmer und hörte den Nachtwächter die dritte Stunde nach Mitternacht ausrufen. Mein erster Gedanke war, aufzustehen, um Licht zu schlagen und diesen Traum aufzuschreiben. Ich that es nicht, weil ich meinem Gedächtnisse traute; hingegen wiederholte ich mir alles laut, deutlich und zu verschiedenen Malen in meinem Bette. Aber an die großen, neuen, die Zukunft umfassenden Ideen, die ich im Traum hatte aufschreiben wollen, konnte ich mich, der äußersten Anstrengung meines Gedächtnisses ungeachtet, nicht erinnern.

Am folgenden Morgen schrieb ich dieses alles mit dem festen Entschlusse auf, daß ich in dieser Erzählung der Wahrheit so getreu bleiben wolle, als wenn meine Seligkeit daran hienge, und Gott weiß, daß ich es geblieben bin. — Machen Sie nun, mein Herr Erinnerer! aus diesem Traume, was Sie gut finden. Wenn er andern nützen kann, so lassen Sie ihn drucken, und wenn er mich allenfalls in den Augen ihrer Contorwitzlinge, ihrer in Kramladen aufgewachsenen halbengländischen Freigeister mit schweizerischem Hirn bei einer Pfeife Tabak lächerlich macht, so helfen Sie mir das Unglück dieser guten Leute bedauern, für die die größte Angelegenheit der Menschen, der Zustand der Seele nach dem Tode, eine Kurzweil ist.

A — den 25. Februar 1766.

Allerneuestes aus England.

Die allgemeine Zeitung schreibt aus England i[illegible]ober dieses Jahres, was auch in diese Blätter mit Fug [illegible]t:

Im Süden von Irland sind wieder einige Ruhe[illegible]ngen vorgefallen, welche die Absendung einer Constabler-Verstärkung von Dublin veranlaßt. Das Landvolk hat an einigen Orten die Polizeiwachen angegriffen. Es sind indessen, scheint es, nur gewöhnliche argrarische Unruhen, wie sie in Irland so oft vorgekommen.

Die Voruntersuchung gegen die Ehegatten Manning wegen Ermordung eines gewissen O'Connor geht ihren Gang, und nimmt die Aufmerksamkeit des Publicums lebhaft in Anspruch. Die Angeklagten werden vor die Oktober-Assisen gestellt werden, und ihre Verurtheilung unterliegt keinem Zweifel; nur dürfte sich der Proceß durch den Umstand verwickeln, daß eine noch nicht aufgefundene dritte Person bei dem Verbrechen betheiligt gewesen zu sein scheint. Ein sonderbarer Incidenzpunkt ist (wenn es anders keine Penny-a-liner's

Erfindung), daß eine Hellseherin, die in einer von London weit entlegenen Provincialstadt wohnt, in ihrem magnetischen Zustand aussagte: das Pistol, mit welchem O'Connor erschossen worden, liege in einem (bis dahin noch nicht entdeckten) dritten Keller des Hauses, wo der Mord verübt worden, vergraben. Wirklich war dieser dritte Keller bisher der Nachforschung entgangen; die Waffe scheint aber noch nicht aufgefunden zu seyn.

Ein anderer Fall von Sympathie oder vom „Hereinragen der Geisterwelt" kam bei dem Proceß des so eben hingerichteten Wilson in Erwähnung, der in Liverpool die ganze Familie des in Indien stehenden Hauptmanns Heinrichson ermordet. In derselben Stunde, wo dieses Familienunglück über ihn erging, soll Heinrichson, der in seiner fernen indischen Garnisonsstadt einer heitern Gesellschaft beiwohnte und selbst sehr heiter war, plötzlich von einer so schwermüthigen Stimmung befallen worden seyn, daß es allen Anwesenden auffiel.

Sir John Franklin's Nordpol-Expedition.

Für Freunde des Wunderbaren veröffentlichen wir folgende jedenfalls höchst merkwürdige Mittheilung, welche der „Manchester Guardian" vom 29. Septemper (das Datum ist wichtig) auf Gewähr eines brittischen Flottenoffiziers, eines Augenzeugen, veröffentlicht. (Vergl. „Abendzeitung" Nro. 285.) Die berühmte Hellseherin zu Bolton wurde in Gegenwart von vier Herren über Sir John Franklin's Schicksal befragt. Sie erklärte, er habe große Drangsale erlitten, befinde sich aber noch leidlich wohl, und hege große Hoffnung, in 9½ Monaten England zu erreichen (also im Juli 1850). Dieß sagte sie nicht als Prophezeiung, sondern als die Meinung Franklin's, mit dem sie in magnetischem Rapport zu seyn vorgibt. Sie war verwundert, die Zeit um 6 Stunden im Rückstande zu finden und meinte, die Uhren müßten wohl

nicht in Ordnung seyn. Diese Zeitverschiedenheit deutet auf 85 bis 80 Grad Längendifferenz. Aufgefordert, seinen Aufenthalt auf einer kleinen Karte einer Pfennig-Encyclopädie zu bezeichnen, ließ sie sich die Karte auf's Haupt legen und wies mit dem Finger auf die Nordwestküste der Hudsonbai. Dieß setzte die Umstehenden in das größte Erstaunen, da die Hellseherin völlig ungebildet ist und keinen Begriff von Geographie oder Landkarten haben kann. Sie fanden, daß der angegebene Punkt dem Zeitunterschied entspreche, und sie erklärten sich die Sache so, daß Sir John Franklin an der Westküste von Boothia (also nahe bei Prince-Regents-Einfahrt, gescheitert sey und dann versucht habe, ostwärts vorzudringen, in welchem Falle er erwarten konnte, gerade in neun Monaten nach England zu kommen. Die Hellseherin sah Sir John Franklin mit drei Personen auf dem Eise, aber andere Parthien seiner Mannschaft folgten ihm in einiger Entfernung, noch andere sah sie todt unter dem Schnee liegen. Sie beschrieb die rauhen Wälder und wilden Thiere und Volksstämme, die sie auf ihrem Wege zu ihm erblickte, namentlich ein weitspringendes gestreiftes Thier (die „wilde Katze?"). Auch die Schiffe beschrieb sie, von denen eines mit dicken Planken unter Wasser war. Da man einen alten Brief von Sir James Roß hatte, so ward die Hellseherin auch zu ihm geschickt. Sie sah ihn in einem dichten Schneegestöber fest im Eis; er hatte Franklin nicht gesehen und beabsichtigte möglichst bald nach England zurückzukehren. Bei ihm war die Zeit um fast 8 Stunden im Rückstande, was eine Differenz von 110 bis 115 Graden bedeutet, und als sie seine Lage auf der Karte bezeichnen sollte, wies sie augenblicklich auf Bankers Land — einen Punkt, der alle Vermuthung für sich hat. Ein anderes Schiff ist in der Nähe des seinigen; beide sind ohne Segel; aber weit näher ist ein anderes Schiff unter Segel, anscheinend von jenen herkommend, und nur 35 bis 40 Grad westlich. (Vielleicht das Schiff, das im vorigen Frühjahre mit frischem Proviant dem Commodore Roß

nachgeschickt wurde.) Sie beschrieb Sir James Roß als [illegible] leibt im Vergleich zu Franklin. Von letzterem sagte sie, [illegible] Wangen seyen etwas eingefallen, aber er sey gesund und [illegible] reichlich zu essen. Auch beschrieb sie sein Aeußeres genau genug; namentlich seine Kahlheit. Der Berichterstatter meint, er würde voreilig seyn, sich auf die Angaben der Hellseherin zu verlassen, obgleich es in unserer Zeit, wo wir durch den Blitz korrespondiren und uns von der Sonne abzeichnen lassen, gewagt seyn würde, die Gränze zwischen dem Möglichen und dem Unmöglichen zu ziehen. Jedenfalls werde es von Interesse seyn, diese Dinge schon jetzt, wo Verabredungen nicht stattfinden könnten, aufzuzeichnen. Fünf Tage, nachdem dieß gedruckt war, traf ein Grönlandsfahrer („True Löwe", Kapitain Parker) in Hull ein, und bestätigte wenigstens, daß Franklin sich im März in der Nähe der Gegend sich befand, welche die Hellseherin angezeigt hatte, während Niemand ihn auf diesem Punkte gesucht haben würde.

Ein Derwisch prophezeit den Tod Bathiany's.

(Aus einer Biographie des Grafen Ludwig Bathiany.)

Graf Ludwig Bathiany dachte ebenso freisinnig in Glaubenssachen als in der Politik. Man konnte ihn nicht zu den Kirchengängern zählen, obwohl er in vollem Ornate bei allen kirchlichen Festen erschien, sobald sie eine politische Nebenbedeutung hatten. Die Erziehung bei den Schotten in Wien hatten ihm keine sonderlichen Begriff von klösterlicher Bildung beigebracht, und sein Aufenthalt in Italien beförderte nicht die Achtung vor den Ceremonien. Die Reise in den Orient hatte nicht minder auf den empfänglichen Geist eingewirkt, so daß Bathiany alle Religionsgesellschaften gleich respektirte. Er war frei von Vorurtheilen und duldsam, obwohl er sich manchen Scherz erlaubte und die Geistlichen mit scharfen Ausfällen geißelte.

Der Aberglaube klopfte aber mit leisem Finger auch an diesen vorragenden Geist, und Bathiany unternahm z. B. nichts an einem Freitage. Im Jahr 1844 befand sich Bathiany mit seiner Familie auf dem Dampfschiffe, das von Wien nach Pesth fuhr. Der türkische Gesandte am kaiserlichen Hofe befand sich ebenfalls mit seiner Begleitung an Bord und darunter ein Derwisch, dem man viele Achtung bewies. Der Derwisch war ein Araber und stand im Ruf der Heiligkeit; man sagte damals, er wolle das Grab eines Heiligen bei Ofen besuchen. Er war nicht alt und bewies mit lebhaften Geberden seine Theilnahme an Allem, was vorging. Graf Bathiany näherte sich mit einem im Oriente erlernten Gruße dem Fremden, und dieser schien bereits den ungarischen Cavalier zu kennen, denn er fühlte sich geschmeichelt durch das Bestreben, eine Unterhaltung anzuknüpfen. Bathiany stellte ihm seine Kinder vor, Mädchen in zartem Alter, und auch seine Gattin. Nach längerer Unterhaltung wollte sich der Derwisch wahrscheinlich erkenntlich erweisen, und erbot sich, den Damen aus der Hand wahrzusagen. Die Gräfin schlug es aus, wahrscheinlich unangenehm an einen Vorfall erinnert. Graf Zichy ist kein freigebiger Mann und seine Frau war es ebenfalls nicht; letztere verweigerte einer bettelnden Zigeunerin ein Almosen und diese sprach eine Verwünschung aus. Die Gräfin Zichy, die Mutter der nachmaligen Gräfin Bathiany, starb bald nach jener Scene im Kindbett.

Bathiany gab aber lachend die Hand hin, die der Derwisch lange betrachtete, ohne irgend etwas zu sprechen. Der Derwisch ließ die Hand des Grafen los, und es schien, als wollte er das Stillschweigen länger behaupten; aber dies reizte um so mehr, und Bathiany drang mit seinem bekannten Ungestüm in den braunen Araber. Der Derwisch erhob endlich die rechte Hand, mit der Fläche zum Gesichte Bathiany's gewandt, die fünf Finger auseinanderhaltend.

Der Graf verstand die Pantomime nicht sogleich oder wollte sie nicht verstehen.

Der Derwisch neigte die Hand gegen Bathiany und brachte sie dann in die frühere Position, wobei ein trüber Ernst aus den dunkeln Augen blitzte.

Bathiany wurde blaß und verlegen, wie Jemand, der die Verlegenheit zu verbergen sich bemüht; erst nach einigen Secunden gelang es ihm, die frühere Fassung zu erringen, und mit zum Lachen verzogenem Munde sagte er zu seinem Freunde: In fünf Jahren? das wäre zu frühe. Ich brauche noch ein Vierteljahrhundert, um meinen Lebenszweck zu erreichen, und ohne einen Sohn zu hinterlassen, möchte ich die Welt nicht verlassen. (Er hatte damals noch keinen männlichen Erben.) Meinem Vetter (Graf Carl Bathiany) möchte ich nicht die schönen Güter übergeben, er liebt sein Vaterland nicht.

„Lappalien," sagte der Mitreisende; „wie kann man so ernst werden, weil ein dummer Derwisch Wahrsagerei treibt, wahrscheinlich um ein paar Goldstücke zu erbeuten. Wir wollen ihm für den Schabernack gleich Revange geben."

Mit diesen Worten ergriff der Mitreisende die Hand des Derwisch, die dieser gleichgültig und ohne Zögern ihm überließ; überlegend und nachsinnend schaute er darauf und hob endlich den Zeigefinger in die Höhe, andeutend: der Derwisch werde nur noch ein Jahr leben. Der Derwisch nahm ein Oelfläschchen aus den weiten Falten seines Gewandes, benetzte die Finger damit, sah hierauf gegen den Himmel und wandte sich Mekkaseits, leise die Lippen bewegend. Weder Angst noch Scheu war in den Mienen des Orientalen zu erkennen; es schien blos, er wolle jeden Augenblick bereit seyn, das Paradies zu betreten.

Bathiany sagte zum Freunde: Ihr Witz fruchtet nichts. Sie ängstigen nicht den Weisen des Morgenlandes, sondern vermehren nur die Angst des Thoren aus dem Abendland. Wir mögen philosophiren wie wir wollen, wir bringen dennoch nicht den Respect vor Ammenmährchen aus den Gliedern. Ich schäme mich nicht, zu gestehen, daß die Prophezeiung des

Arabers einen Eindruck auf mich machte; weder Geldgier noch Prunksucht hat den Derwisch zu seiner Weissagung veranlaßt und außer Rang und Namen weiß er nichts von meinen Verhältnissen. Hat er in den Linien meiner Hand mein Geschick gelesen, so wird es sich erfüllen. Ich glaube auch, daß die Chiromanthie noch zu einer Wissenschaft gedeihen wird, und es bleibt nicht das Letzte, was wir dem Orient zu danken haben.

Der Sommer des Jahres 1849 war noch nicht zu Ende, also das fünfte seit jener Scene, für deren Wahrheit wir bürgen, noch nicht verflossen, so lag Graf Ludwig Batthiany todt im Neugebäude zu Pesth.

Spukgeschichten aus England.

1.

Eine aus alter Zeit.

Wir geben diese Spukgeschichte aus älterer Zeit aus England und fügen ihr sogleich eine ganz ähnliche ebendaher aus neuester Zeit bei.

Es ist interessant, beide mit einander zu vergleichen und zu erkennen, daß zu den verschiedensten Zeiten und in den verschiedensten Perioden der Bildung und Aufklärung sich Gleiches wiederholt, was auch zum Beweise dienen könnte, daß derlei Erscheinungen oder Begebenheiten in der Natur selbst liegen, Naturphänomene sind und zwar aus der Nachtseite der Natur und wohl weder auf Betrug noch auf Täuschung durchaus und immerdar beruhen.

Als H. Mompesson von Tedworth in der Grafschaft Wilts im März des Jahres 1661 in der nahen Stadt Lu-

garspal sich aufhielt und ein Getrommel in den Straßen hörte, erkundigte er sich bei dem Vogt der Stadt, in dessen Hause er sich gerade befand, was das bedeute? Der Vogt erzählte nun, wie sie dort seit einigen Tagen von einem unnüzen Trommler beunruhigt würden, der auf einen wie er glaube, falschen Paß hin bettle. H. Mompesson sendete auf diese Auskunft nach ihm, und befragte ihn, auf wessen Ermächtigung er also das Land mit seiner Trommel durchziehe? Er erhielt die Antwort: auf gute Ermächtigung, wobei er Paß und Vollmacht, unterschrieben von H. William Cawley und Oberst Ayliff von Gretenham, vorlegte. H. Mompesson, der die Hand der beiden Herren wohl kannte, überzeugte sich sogleich, daß Paß und Vollmacht falsch seyen; ließ daher dem Vagabunden die Trommel abnehmen und trug dem Gerichtsdiener auf, ihn zur weiteren Untersuchung und Bestrafung vor den nächsten Friedensrichter zu führen. Der Schalk gestand nun den Betrug ein und bat, daß man ihm seine Trommel zurückgeben möge. H. Mompesson erwiderte, daß, wenn er von Oberst Ayliff, für dessen Trommelschläger er sich ausgab, ein Zeugniß seiner Unbescholtenheit beibringe, er sie wieder haben solle; bis dahin solle sie ihm bewahrt bleiben. So ließ er den Menschen in des Gerichtsdieners Händen zurück, der aber, wie es scheint, durch seine Drohungen eingeschreckt, ihn hernach laufen ließ.

Um die Mitte des nächstfolgenden Aprils, als H. Mompesson Vorbereitung zu einer Reise nach London traf, sandte der Vogt die Trommel in sein Haus; und als er nun später heimgekehrt, erzählte ihm seine Gattin, wie sie die Zeit seiner Abwesenheit in großer Furcht vor Dieben zugebracht. Er war auch kaum wieder drei Nächte zu Haus gewesen, als dasselbe, was die Familie in Schrecken gesetzt, sich wiederholte, ein starkes Klopfen an die Thüre und die Außenseite des Hauses. Er untersuchte daher mit Pistolen bewaffnet, das ganze Haus, öffnete die Thüre, woran eben geschlagen worden und hörte nun den Lärm an einer andern. Er öffnete

auch diese und hielt die Runde um das Haus; konnte aber nichts entdecken, nur daß der Schall immer stärker und hohler wurde. Als er wieder zu Bett gegangen, lautete es wie ein Anschlagen und Trommeln auf dem First des Hauses, das eine gute Zeit dauerte und dann allmählig in die Lüfte sich verlor.

Darauf war der Lärm mit Anschlagen und Trommeln häufig; gewöhnlich 5 Nächte nach einander sich wiederholend und 3 aussetzend. Es war an der meist getäfelten Außenseite des Hauses, und kam, wenn sie früh oder spät eben zu Bette gehen wollten. Nach einem Monat ließ es eine halbe Stunde nach dem Schlafengehen, fünf Nächte von sieben, zwei Stunden lang in dem Zimmer, wo die Trommel lag, sich hören. Das Zeichen des Anfangs war ein Geheul in der Luft über dem Hause, das des Abzugs aber ein Trommelschlag wie bei einer Wache. Das dauerte so zwei Monate lang, in deren Verlaufe der Hausherr selbst in jenem Zimmer sich aufhielt, um näher zuzusehen. Als bald darauf die Hausfrau ins Kindbett kam, war in derselben Nacht nur ganz wenig Lärm und dann drei Wochen lang keiner zu verspüren. Nach dieser höflichen Unterbrechung aber kehrte er stärker als zuvor zurück und verfolgte und ängstete die Kinder, indem es so heftig an ihre Bettstellen schlug, daß es schien, als sollten sie in Stücke gehen. Legte man die Hand an sie, dann erhielt man zwar keinen Schlag, fühlte sie aber mächtig erschüttert, eine ganze Stunde lang wurden bekannte Kriegsmärsche der Reihe nach geschlagen. Darauf wurde unter den Betten der Kinder wie mit Eisenkrallen gekrazt. Es hob die Kinder auf und verfolgte sie von Zimmer zu Zimmer, sonst niemand beunruhigend. Als man sie nun auf dem Oberboden, der bis dahin nicht allarmirt worden, bei hellem Tage zu Bette brachte, war der Störenfried sogleich zur Hand.

Am 5. November 1661 gab es einen gewaltigen Lärm und als einer der Bedienten im Kindszimmer zwei Bretter sich bewegen sah, erbat er sich eines derselben, worauf das

Brett, ohne daß er jemand dabei gesehen hätte, bis auf eine Elle an ihn herankam. Der Mann rief sofort: nun gieb mir es in meine Hand, worauf es ohne Verzug auf ihn loskam und wohl zwanzigmal auf und nieder, vorwärts und rückwärts sich bewegte, bis H. Mompesson sich die Fortsetzung solcher Vertraulichkeiten verbat. Das geschah am hellen Tage vor allen Leuten, die das Zimmer anfüllten; auch ließ es an diesem Morgen einen sehr angreifenden Schwefelgeruch zurück. Zu Nacht kam ein Geistlicher, H. Cregg, mit mehren Nachbarn zum Besuch, und er begab sich mitten unter großem Lärm an der Seite des Bettes mit ihnen ins Gebet. Während des Betens zog es sich auf den Oberboden zurück, kam aber, als er geendet hatte, ohne Verzug wieder. Im Angesicht aller gingen nun die Stühle im Zimmer herum, die Schuhe der Kinder flogen ihnen über die Köpfe und Alles, was beweglich war in der Stube, rührte sich. Zugleich wurde eine Bettleiste nach dem Geistlichen geworfen, welche ihn am Schenkel traf; aber so sanft, daß eine Wollflocke nicht sänftlicher hätte aufliegen können; man bemerkte dabei, daß sie sogleich am Orte, wo sie hingefallen, liegen blieb. Da H. Mompesson sah, wie es also die Kinder verfolgte, brachte er sie in ein benachbartes Haus; nur seine älteste zehnjährige Tochter ließ er in seinem eigenen Zimmer schlafen. Sobald das Mädchen im Bette lag, begann aber das Treiben wieder mit 3 Wochen lang fortgesetztem Trommeln und anderem Lärm, und man bemerkte, daß es genau Alles mit Trommeln antwortete, was man ihm vorgepocht oder wonach man gefragt. Als darauf das Haus, wo die Kinder wohnten, viele Fremde bekam und man die Kinder wieder heimführte und sie im Visitenzimmer, das bisher nicht beunruhigt worden, zu Bette brachte, hatte ihr Verfolger auch dort sie ausgefunden; begnügte sich aber damals, sie nur beim Haare und den Nachtkleidern zu raufen und zu zupfen.

Man bemerkte, daß wenn der Lärm am größten war und mit der jähsten und erstaunlichsten Heftigkeit ausbrach,

kein Hund um das Haus herum sich rührte, obgleich das Pochen oft so ungestümm und gewaltig war, daß man es auf große Entfernung ins Feld hinaus vernahm und die Nachbarn im Ort, deren keiner unmittelbar am Hause wohnte, aus dem Schlaf darüber erwachten. Das Gesinde wurde oft mit den Betten aufgehoben und ohne Verletzung wieder sanft niedergelassen; bisweilen auch lag es wie eine schwere Last auf ihren Füßen.

Gegen Ende Dezember 1661 wurde das Trommeln seltener, aber nun lautete es wie Klingen gezählten Geldes, was, wie man glaubte, durch ein Wort der Mutter des Hausherrn veranlaßt war. Sie hatte nämlich Tags zuvor mit einem Nachbar von den Feen gesprochen und von dem Golde, das sie zurückzulassen pflegten, hinzusetzend: es sey wohl billig, wenn etwas dergleichen auch diesmal zur Entschädigung für all die Unruhe erfolge. Darnach hörte das ungestüme Lärmen auf und es begnügte sich mit kleinen, minder lästigen Narrentheidigungen. Als am Weihnachtabend kurz vor Tagesanbruch einer der Knaben aufstand, wurde er an die Ferse mit der Thürklinke geworfen, die mit einem so feinen Stifte befestigt war, daß es Mühe kostete, ihn herauszuziehen. In der Nacht nach Christtag wurde das Kleid der Hausfrau im Zimmer herumgeschleppt, ihre Bibel aber in die Asche gesteckt. Dergleichen Streiche wiederholten sich oft. Später wurde es einem Bedienten des Hausherrn, John genannt, einem derben, verständigen Burschen sehr lästig. Mehrere Nächte hindurch suchte es ihm die Decken vom Bette zu reißen; und obgleich er sie mit Gewalt festgehalten, wurden sie ihm doch bisweilen weggerafft, und die Schuhe ihm dabei an den Kopf geworfen. Manchmal fühlte er sich festgehalten, als wären Hände und Füße ihm gebunden. Er bemerkte aber dabei, daß wenn er Gebrauch von seinem Schwerte machen und damit um sich schlagen konnte, das ihn Haltende entwich. Bald hernach kam der Sohn von H. Th. Bennet, dessen Taglöhner der Trommelschläger früher gewesen, an, und erzählte

dem Hausherrn einige Worte, die dieser geredet. Das wurde, wie es scheint, übel aufgenommen; denn als sie zu Bette gegangen, ertönte die Trommel so laut und lärmend, daß der Fremde aufstand, und seinen Diener, der bei John schlief, weckte. Sobald dieser fort gegangen, hörte John ein Geräusch in der Kammer und es kam etwas zum Bette, wie mit Seide angethan. Er griff nach seinem Schwerte, das er aber wie von sich weggehalten fühlte. Nur mit Anstrengung bemächtigte er sich seiner und so wie das gelungen, verließ ihn das Gespenst, wie denn zu aller Zeit bemerkt wurde, daß es die Waffe scheute.

Mit Anfang Jänner 1662 vernahm man ein Singen im Kamine, ehe es hernieder kam; auch sah man um diese Zeit eines Nachts Lichter im Hause. Eines davon kam in H. Mempessons Schlafzimmer; die Flamme schien blau und schimmernd, und bewirkte ein Starren in den Augen derjenigen, die sie sahen. Nach dem Lichte hörte man etwas, wie mit abgezogenen Schuhen, die Treppe hinaufsteigen. Das Licht wurde hernach noch 4 oder 5 mal im Kindszimmer gesehen und die Mägde betheuerten, die Thüre sey mindestens zehnmal vor ihren Augen geöffnet und geschlossen worden und bei jeder Oeffnung wäre es gewesen, als sey wohl ein halb Duzend Menschen eingetreten. Darauf habe man gehört, wie einige um das Zimmer gegangen, wobei eine Person wie in Seide gerauscht, wie es auch einstmal der Hausherr selbst vernahm. Zur Zeit des lauten Pochens, als viele Leute zugegen waren, rief einer der Anwesenden: Satan, wenn der Trommelschläger deiner sich bedient, dann thue drei Schläge, und nicht mehr! Die drei Schläge erfolgten und es wurde wieder still. Dann klopfte der Mann selbst, um zu sehen, ob er wieder wie gewöhnlich Antwort erhalte; aber es erfolgte nichts. Um weiter sich der Sache zu versichern, forderte er den Unsichtbaren auf: wenn er der Trommelschläger sey, fünfmal zu pochen und dann die ganze Nacht über nicht mehr. Es geschah also und die ganze Nacht blieb ruhig.

Das geschah in Gegenwart von H. Th. Champerlam aus Oxfordshire und mehreren andern Zeugen. Samstag Morgens, am 10 Jänner, eine Stunde vor Tag, wurde eine Trommel vor der Zimmerthüre des Hausherrn geschlagen, die dann ans andere Ende des Hauses vor die Thüre der dort schlafenden Fremden ging, vier oder fünf Märsche ihnen vortrommelte und dann in die Lüfte verhallte. Als der Schmied des Dorfes bei John schlief, hörten beide ein Geräusch, als wenn einem Rosse Hufeisen angelegt würden, und es kam etwas, wie mit einer Zange nach des Schmieds Nase schnappend. Als einst H. Mompesson früh Morgens aufgestanden, hörte er großen Lärm unter sich im Zimmer, wo die Kinder schliefen; er eilte hinab, eine Pistole in der Hand und hörte beim Eintritt eine Stimme rufend: eine Hexe! eine Hexe! Darauf war Alles still. Als es eines Nachts eine Zeitlang an H. Mompessons Bett handthiert hatte, ging es zu einem andern Bette, worin seine Tochter lag, und unter ihm nun von einer Seite zur andern durchfahrend, hob es sie jedesmal auf und man hörte dreierlei Arten von Geräusch im Bette. Man suchte es mit einem Schwerte zu erreichen; aber es vermied den Stoß, sich unter dem Kinde bergend. Die Nacht darauf kam es und keuchte wie ein Hund außer Athem. Jemand versuchte nun mit der Bettleiste nach ihm zu schlagen, die aber wurde ihr aus der Hand gerissen und weggeworfen; und als Leute kamen, füllte sich das Zimmer mit einem ekelhaften Blumengeruch und wurde sehr heiß, obgleich mitten im sehr strengen Winter nicht eingeheizt war. Es fuhr eine Stunde lang fort zu keuchen und zu kratzen und zog sich dann in ein nahes Zimmer, wo es noch ein wenig pochte und wie eine Kette rüttelte. Das wiederholte sich zwei oder drei Nächte hinter einander. Bald darauf wurde die Bibel der Hausfrau, die Blätter nach abwärts in der Asche gefunden beim dritten Kapitel des Evangelisten Markus aufgeschlagen, wo von den unreinen Geistern die Rede ist, die vor dem Heiland niedergefallen und wie er den Zwölfen die Macht gegeben, Teufel

austzutreiben. In der folgenden Nacht streute man Asche in der Stube aus und fand am Morgen an einer Stelle den Abdruck, wie von einer starken Kralle; am andern Orte von einer kleineren, an einem dritten einige Buchstaben, aus denen man aber nichts zu machen wußte, außerdem allerlei Kreise und Gekritzel in der Asche.

Um diese Zeit langte Glanvil selbst im Hause an, um in eigener Person nachzusehen, was an der Sache sey. Das Trommeln und übermäßige Lärmen hatte schon vor seiner Ankunft aufgehört; aber vieles von dem Zuvorerzählten wurde ihm durch die Nachbarn, die gegenwärtig waren, bestätigt. Es pflegte damals die Kinder zu plagen, und zwar vom Augenblicke an, wo sie zu Bette gegangen. Das war an dem Abend um acht Uhr geschehen, und eine Magd kam bald herab, um anzukündigen, es habe sich gezeigt. Glanvil und H. Hill, ein Freund, der mit ihm gekommen, gingen nun mit Mompesson hinauf. Schon auf der Treppe hörten sie ein seltsames Kratzen, und als sie ins Zimmer traten, überzeugte sich Glanvil, daß es gerade hinter dem Kissen der Kinder, wie gegen den Ueberzug desselben geschiehet, so laut, als nur irgend Jemand es mit Nägeln hervorbringen konnte. Es waren zwei stille Mädchen von etwa 7—8 Jahren in dem Bette; ihre Hände waren außer der Decke, und von ihnen konnte das Kratzen hinter ihren Köpfen nicht ausgehen; sie waren schon gewohnt an dergleichen, hatten immer Jemand in der Kammer bei sich und schienen darum sich nicht sehr zu fürchten. Oben am Bette stehend, sagt Glanvil, fuhr ich mit der Hand unter das Kissen, gerade an die Stelle, wo das Gekratze herkam; worauf es dort aufhörte, und an einem andern Orte des Bettes anfing, sowie ich aber die Hand wegzog, kratzte es wieder an der vorigen Stelle. Da man mir gesagt hatte, daß es vorgemachten Schall nachmache, versuchte ich es, nacheinander 5 mal, 7 und 10 mal an der Bettstätte kratzend; es that sofort deßgleichen und ließ ab, wenn die Zahl erfüllt war. Ich suchte unter und hinter dem Bette nach, nahm das Bettzeug

bis auf die Gurten weg, durchforschte die Wand hinter dem Bette, kurz, that Alles, um auszufinden, ob irgend ein Betrug, Kunststück oder sonst etwas Veranlassendes da sey. Mein Freund seinerseits verfuhr eben so, aber wir konnten nichts entdecken, so daß ich damals überzeugt war, wie ich es noch bin, der Lärm rühre von einem Geiste oder Dämon her. Nachdem es eine halbe Stunde also angehalten, kam es in die Mitte des Bettes unter die Kinder und schien dort sehr laut zu keuchen, wie ein Hund außer Athem. Ich legte meine Hand auf den Ort und fühlte das Bett dagegen anschlagen, als hebe etwas von innen heraus dasselbe auf. Ich griff in die Federn, um mich zu überzeugen, ob etwas Lebendiges darin sey und schaute überall nach, ob ein Hund, eine Katze, oder etwas dergleichen im Zimmer sich befinde; die Andern thaten desgleichen, aber wir fanden nichts. Die Bewegung, die das Keuchen hervorbrachte, war so stark, daß die Fenster sichtbarlich davon zitterten. Das dauerte so eine halbe Stunde lang in unserer Anwesenheit fort und länger noch, wie man uns sagte, als wir weg waren.

Während des Keuchens sah ich zufällig etwas, das ich für eine Maus oder Ratte hielt, in einem Sacke sich bewegen, der an einem andern Bette hing. Ich ging hin, faßte den Sack beim obern Ende mit der einen Hand, und ließ ihn durch die andere laufen, fand aber nichts darin. Niemand war in der Nähe, der die Bewegung, die ganz aus dem Innern des Sackes zu kommen schien, hätte hervorbringen können. Glanvil war bei dem Allem ohne die mindeste Furcht, gerade wie damals, als er das Geschehene niederschrieb. In der Nacht schlief er mit seinem Freunde in einem Zimmer ununterbrochen, als vor Tagesanbruch ein starkes Klopfen vor seiner Thüre ihn weckte und er dann wieder den Gefährten. Er fragte mehremal, aber das Klopfen dauerte fort ohne Antwort. Er rief nun: „im Namen Gottes, wer bist Du und was willst Du?“ Eine Stimme rief: „Nichts mit Euch!“ Beide denkend, es sey ein Diener des Hauses gewesen, schliefen

wieder ein; als sie, was vorgegangen, aber am andern Morgen dem Hausherrn erzählten, sagte ihnen dieser: daß Niemand der Hausgenossen dort herum schlafe oder in der Gegend etwas zu thun gehabt, und daß das Gesinde nicht eher zu kommen pflege, bis er rufe, was nach Tagesanbruch geschehe. Die Leute bestätigten die Angaben, betheuernd, daß sie es nicht gewesen, die den Lärm gemacht. Am Morgen meldete ihm sein Diener, das Roß, auf dem er hergeritten, stehe im vollen Schweiße, als wenn es die ganze Nacht auf der Straße gewesen. Als sie zum Stalle gingen, befanden sie es also, und nähere Zufrage ergab: daß das Pferd, das seit lange immer gesund gewesen, von einem sehr ordentlichen Diener wohl besorgt worden war. Als er aber hernach eine oder zwei Meilen sachte in einer Ebene auf ihm geritten, wurde es lahm; und als es seinen Herrn mühsam nach Hause gebracht, fiel es am zweiten oder dritten Tage, ohne daß Jemand errathen konnte, was ihm gefehlt.

Als der Hausherr später am Tage einiges Holz im Kamine sich wie von selber bewegen sah, schoß er mit einer Pistole hinein, worauf man mehrere Blutstropfen auf dem Heerde und an verschiedenen Orten der Treppe bemerkte. Zwei oder drei Nächte hindurch blieb es nun still im Hause; dann aber kam es wieder und plagte ein kleines Kind, das eben entwöhnt worden, also, daß es nicht zwei Nächte nach einander Ruhe hatte. Es duldete keine Lichter in der Kammer, sondern führte sie weg auf's Kamin oder warf sie unter das Bett. Das arme Kind erschrack so sehr über sein Ansetzen, daß es Stundenlang nicht wieder beruhigt werden konnte, und daß man es abermal mit den andern aus dem Hause legen mußte. Zur darauf folgenden Mitternachtszeit kam es die Stiege hinauf, an Mompesson's Thüre anklopfend, ging dann zum Bedienten und erschien am Fuße seines Bettes. Die Gestalt konnte er nicht genau unterscheiden, doch glaubte er eine große Figur mit zwei rothen glänzenden Augen, die eine Zeit lang fest auf ihn gerichtet waren, und dann verschwanden, zu er-

blicken. In einer andern Nacht schnurrte es in Anwesenheit mehrerer Fremder im Bette der Kinder wie eine Katze, wobei das Bettzeug sammt den Kindern mit solcher Gewalt aufgehoben wurde, daß sechs Männer es nicht niederzuhalten vermochten. Die Kinder wurden nun weggebracht, in der Absicht, das Bett aufzutrennen; aber man hatte die Kleinen nicht sobald in ein anderes Bett gelegt, als dies noch mehr als das vorige beunruhigt wurde. Das dauerte so vier Stunden lang und schlug die Beine der Kinder so hart gegen die Bettpfosten, daß sie aufstehen und die ganze Nacht aufbleiben mußten. Dann goß es Nachtgeschirre in die Betten aus und streute Asche hinein; eine lange Eisengabel wurde in die Schlafstätte des Herrn gelegt, und in die seiner Mutter ein Messer, die Schneide aufwärts. Tiefe Schüsseln wurden mit Asche gefüllt, alle Sachen umhergeworfen, und der Lärm dauerte ohne Unterbrechung fort. Als Anfangs April 1663 ein Fremder im Hause sich aufhielt, wurde ihm alles Geld in der Tasche geschwärzt, und als Mompesson eines Morgens zu seinem Stalle kam, fand er sein Roß an der Erde, mit einem seiner Hinterbeine im Maule so fest eingekeilt, daß mehre Männer es mit Hülfe eines Hebels nur mit Mühe herausbrachen. Noch mehr anderes Merkwürdige fiel später noch vor, aber die Berichte Glanvils reichten nicht weiter; nur einmal noch schrieb ihm Mompesson, wie das Haus mehrere Nächte hintereinander von 7 oder 8 Figuren in Menschengestalt heimgesucht war, die aber, sobald ein Feuergewehr abgeschossen wurde, alle miteinander in den Baumgarten davonhuschten.

Der Trommler wurde bei der Gelegenheit vor die Assisen von Salisburg gebracht. Früher hatte man ihn des Diebstahls halber in den Kerker von Gloucester eingeschlossen, und als ihn ein Mann aus Wiltshire dort heimsuchte, fragte er diesen, was es Neues dort zu Lande gebe. Der Besuchende erwiderte: er habe nichts vernommen. Da sagte der Gefangene: habt ihr denn nichts von dem Getrommel im Hause des Mannes von Tedworth gehört? Ja wohl, sagte der An-

dere. Gut, sprach der Trommler, ich bin's, der ihn plagt, und er soll niemals Ruhe haben, bis er mir Genugthuung dafür gegeben, daß er mir meine Trommel weggenommen. Nach vollendeter Information über diesen Vorfall wurde er als Zauberer in Sarum vor Gericht gestellt; alle die oben angeführten Thatsachen wurden in den Assisen von dem Geistlichen der Pfarrei und einigen der gescheidtesten und solidesten Einwohner des Orts, die mehrere Jahre hindurch von Zeit zu Zeit Augenzeugen gewesen, beschworen, und über den Kerl darauf das Urtheil der Landesverweisung ausgesprochen. Er entkam jedoch, als man ihn eingeschifft, man weiß nicht wie, der Sage nach durch Sturm und den Schrecken der Seeleute. Es war nun auffallend, daß all' die Zeit über, wo er verhaftet und abwesend war, im Hause Alles ruhig blieb; sowie er aber losgelassen, der Lärm sogleich wiederkehrte. Er hatte unter Cromwell Kriegsdienste geleistet und pflegte oft von Büchern zu erzählen, die er von einem alten Manne, der für einen Zauberer galt, her habe.

Die Sache machte begreiflich großes Aufsehen und erregte, wie immer in solchen Fällen geschieht, heftigen Widerspruch. An Mompesson's Wahrhaftigkeit konnten alle, die ihn als einen ernsten, scharfsehenden, tüchtigen und weder eitlen noch auch leichtgläubigen Mann kannten, nicht zweifeln. Sein Zeugniß konnte nicht verworfen werden, da er alle Eigenschaften eines guten Zeugen besaß, die Sachen in seiner Nähe, ja in seinem Hause vorgingen, und nicht etwa ein oder das anderemal sich zeigten, sondern hundertmal, und das ins dritte Jahr anhaltend, während welcher Zeit er sie immer mit Aufmerksamkeit verfolgte. Daß einer seiner Dienstleute ihn betrogen hätte, dafür war kein Grund abzusehen; und es lag auf der Hand, daß ein so lange fortgesetzter Trug zuletzt doch an den Tag gekommen wäre. Es einer melancholischen Stimmung von seiner Seite zuzuschreiben, wollte gleichfalls nicht erklecken, da sich in keiner Weise begreifen ließ, wie er mit dem Uebel seine ganze Familie, dazu Nachbarn und Fremde hätte anstecken

können. Die Voraussetzung, er selbst müsse um den Betrug gewußt haben, führte ebenfalls auf Unbegreiflichkeiten.

Sein guter Name, sein Vermögen, der Zustand seiner Angelegenheiten, der Friede seines Hauses, Alles litt bei der Sache. Den Ungläubigen galt er als ein Betrüger, Andere sahen in der Zulassung eines so außerordentlichen Uebels ein Gericht Gottes über ihn, irgend einer geheimen Unthat oder Gottlosigkeit wegen. Sein Besitzstand litt unter dem Zuströmen so vielen Volkes von allen Gegenden zu seinem Hause; die Abhaltung von seinen Geschäften, die das bewirkte, und die Entmuthigung seines Gesindes, die so weit ging, daß er kaum Jemand mehr finden konnte, der bei ihm blieb, drückte schwer auf ihn. Nicht zu reden von dem beständigen Aufruhr, in dem die Familie war, den schreckhaften Erscheinungen und Plagen, dem Aus- und Einschleppen der Kinder und der fortdauernden nächtlichen Unruhe im Hause. Es war also ganz und gar nicht begreiflich, daß er sich selbst so lange geplagt haben sollte, blos um zu betrügen und von sich reden zu machen; noch unbegreiflicher, daß von den vielen kritischen Geistern, die an nichts dergleichen glaubend, nur gekommen, um den Betrug aufzudecken, keiner etwas gefunden, ob man allen gleich zum Nachsuchen volle Freiheit gelassen. Manche vielmehr waren, vom Gegentheile überzeugt, in aller Stille davon gegangen. Die Nachricht von dem, was sich in Wiltshire zutrage, war zuletzt auch an den Hof gekommen; der König Carl II. sandte daher einige Herren hin, um selber zuzusehen. Die Nacht, in der die Gesendeten im Hause zugebracht, blieb aber ruhig. Nun war die Sache ausgemacht. Wie jener Spanier, der geschlossen: es gibt keine Sonne in England, denn ich war sechs Wochen im Lande und habe keine zu sehen bekommen; also urtheilte man: die Hofherren waren eine Nacht im Hause und haben nichts bemerkt, also gibt es nichts dort zu bemerken; davor mußten nun alle, wenn auch noch so zahlreichen positiven Zeugnisse, verstummen. Was an der Evidenz noch etwa fehlte, wurde nun leicht aus eigener Einbildungs-

kraft ergänzt. Glanvil hatte den Bericht über das Vorgegangene in den drei ersten Auflagen seines Buches bekannt gemacht, ohne Widerspruch zu finden. Jetzt aber kam ihm von allen Seiten die Nachricht zu: nun wisse man, es sey nichts an der Sache; er Glanvil und Mompesson selber hätten es gestanden; daß Alles Betrug und Erfindung gewesen. Tausende kamen gelaufen, um jenen zu befragen, ob es ihm mit dem Geständniß wirklich ernst gewesen; und es wurde nun auch in seinem Hause des Geisterlärms beinahe so viel, wie zuvor in Mompesson's, so daß er müde zu antworten, sich lieber zu einer neuen Ausgabe des Buches entschloß. Da es indessen damit noch einige Zeit anstand, so wurde die Sache mit dem Geständiß einstweilen als weltbekannt und ausgemacht angenommen und als nicht weiter zu bezweifeln zu Buch gebracht. Glanvil arbeitete seinerseits die neue Ausgabe größtentheils aus, wurde aber, ehe sie erschienen, 1680 vom Tode überrascht. Sie wurde indessen später gedruckt und enthielt gleich am Eingang einen Brief, den Mompesson am 8. Nov. 1672 geschrieben, worunter er unter Anderem sagt: „oft befragt, ob ich nicht Sr. Majestät oder irgend Jemand gestanden, Alles in meinem Hause Vorgegangene sey Betrug gewesen? gab ich Antwort und kann an meinem Todestage keine andere geben: daß ich mich selbst als Lügner und Meineidigen erklären müßte, sollte ich einen Betrug in einer Sache anerkennen, von der ich überzeugt bin, daß keiner darin war, noch seyn konnte: wie ich, der Geistliche des Orts, und zwei Ehrenleute vor den Assisen eidlich es erhärtet. Will die Welt auch diesem keinen Glauben beimessen, so muß ich es geschehen lassen, bitte aber zu Gott, mich fortan vor dieser oder ähnlicher Heimsuchung frei zu halten." Später fügte er diesem noch die Umstände seiner Klage vor der Assise in einem andern Briefe vom 8. August 1674 an Collins bei. Nun schwieg man, legte die Sache ad acta und sorgte, sie sobald als möglich zu vergessen. So hielt man es damals in solchen Dingen,

so durch das ganze philosophische Jahrhundert und so noch heute.

2.

Eine Spukgeschichte aus England aus neuester Zeit.

Beim Städtchen Orlon in Westmoreland liegt eine ländliche Besitzung, Estate Cowper-Hous genannt, ob es ein verwittertes, dunkles Haus aus dem Mittelalter, oder im Styl der guten Königin Beß ist, wird uns nicht gesagt; etwas Ehrwürdiges und Graues wird aber wohl dem Hause, Garten, Teich beiwohnen. Vordem war der Besitzer ein Master Robert Gibson. Wir wissen nichts von seinem Leben und seinen Thaten, außer daß er muthmaßlich ein Junggeselle war, denn bei ihm lebte sein Neffe, William Gibson, der nach seinem Tode Haus und Besitzung erbte. Man fand einst den alten Master Gibson unfern seines Hauses in einem Teiche oder Graben ertrunken.

William Gibson heirathete vor vier Jahren und ein Jahr nach des Oheims Tode, eine Tochter des Master John Blandoon Bybeck und richtete sich häuslich mit ihr in der Besitzung ein.

Wir wissen von der Ehe des jungen Paares auch nichts, als daß wir vermuthen müssen, sie sei glücklich gewesen, denn man erzählt uns nichts von Zänkereien, und zwei Kinder, Mädchen, waren daraus entsprossen. Die Einwohner von Cowper House bestanden aus diesen, den beiden Eltern und einem Dienstmädchen. Keine menschliche Seele schlief sonst unter dem Dache.

Dienstag den 17. April des Jahrs 1849 ward die Nachbarschaft, bald die Stadt Orlon, dann die ganze Grafschaft Westmoreland von einem Gerüchte beunruhigt. An diesem Tage nämlich begann es in Cowper House zu spuken. Plötzlich hörte man es laut an die Wände und Thüren klopfen.

Verschiedene Gegenstände, die auf Gesimsen und Consolen standen, fielen zu Boden, ein Stück rasch nach dem andern, und zum nicht geringen Schreck der Hausbewohner wiederholte sich dieses unbegreifliche Schauspiel, oder besser Spektakelstück, bis zum Abend. Alle Nachforschungen von Mann, Frau und dem bewährten Dienstmädchen waren umsonst. Es ließ sich gar keine natürliche Ursache ergründen. Etwas bang gingen sie zu Bette, aber die Nacht verging ruhig und sie erwachten Morgens am 18. April frisch und gestärkt, und mochten nicht viel mehr an die Vorfälle des gestrigen Tages denken, die, wenn sie sich nicht wiederholten, einem bloßen Zufall leicht zugeschrieben werden konnten.

Aber dieser Mittwoch übertraf den gestrigen Dienstag. Um halb zwölf Uhr, also eine halbe Stunde vor Mittag, fing es wieder an zu klopfen. Es kam aus einem entfernten Theil des Hauses. Aber kaum, daß man darauf Acht hatte, als der Spuk im Saale selbst seinen Anfang nahm. Zwei Kinderstühle, die man in die Wiege gestellt, fingen an sich zu regen, die Wiege, ohne daß sie Jemand anrührte, wippte links und rechts und gerieth plötzlich in ein so tolles Schaukeln, daß beide Stühle hinausflogen, sammt Windeln und Linnenzeug bis unter das Gitter des Kamins. Jetzt regte es sich unter den altmodischen Stühlen: Sie hoben sich, drehten sich und geriethen in ein Tanzen, bis sie mit einer unbegreiflichen Schnelligkeit von einem Ort zum andern sich bewegten. Ein einziger Stuhl machte davon eine Ausnahme und blieb ruhig auf seinem Platze. Es war dieß einer, der erst vor kurzem in einer Auktion gekauft worden, die übrigen rührten sämmtlich aus der Erbschaft des Oheims her.

Das Butterfaß, welches an der Thür auf dem Boden stand, schlug plötzlich um, doch im selben Augenblicke schoß der Stampfer sammt dem Deckel heraus und flog in den Flur, der sich in der Mauerkrümmung nach der Hausthüre hinzieht. Von hier kam gerade das Dienstmädchen und sah zu ihrem nicht geringen Schrecken diese ihr wohlbekannten

Werkzeuge wie einen Vogel bis an die Thüre schießen, hier anschlagen und dann wie ein Ricochetschuß zurückfliegen. Stampfer und Deckel fielen dann wieder beim Butterfaß nieder, ohne daß sie sich Schaden gethan. Das junge Mädchen aber schrie, daß es das Herz zerriß.

Von jetzt an begann aber erst recht der Hexensabbath. Tische mit Schüsseln und Tellern darauf hoben sich, klippten und schlugen um. Alle Gegenstände, die an Nägeln hingen, zitterten, die Hüte rollten, die Kleider blähten sich. Messer, Gabeln, Tiegel, Fässer, Wannen geriethen in Bewegung, sogar die Wandspinden knackten, als wollten sie sich von der Mauer losreißen und an dem allgemeinen Tanze Theil nehmen. — Am lustigsten anzusehen war es, wie Salz und Pfeffer aus ihren Näpfen aufflogen und in der Luft durcheinander wirbelten wie ein Schwarm Bienen im Sonnenschein, und trotz der Vermischung dieser feinen Körner sich wieder beim Hinuntersinken ordneten und das Salz ins Salzfaß, der Pfeffer in den Pfeffernapf zurückfielen. Die Butterscheibe erhob sich und schwebte eine Weile, wie der Mond um die Erde, um den Tisch, bis sie mit einemmale an die Decke klatschte und dort eine Weile sitzen blieb, worauf sie wieder herunterfiel und glücklicherweise auf die Schüssel, auf der sie vorhin gelegen, nur umgekehrt.

Master Gibson und seine Frau waren muthige Leute, aber dieß war ihnen doch zu viel. Sie hielten es nicht mehr aus; sie packten einiges zusammen, schlossen das Haus sorgfältig zu und machten sich dann mit dem Dienstmädchen und den Kindern auf den Weg zu einem Nachbar, Master Robert Bousfield, um sich daselbst von dem Schrecken zu erholen. Master Bousfield ist ein geachteter Mann, in gesetzten Jahren, ohne Phantasien, und er gilt in der ganzen Umgegend als einer, auf den man sich vollkommen verlassen mag. Nachdem dieser sie beruhigt und was an ihm, ihre Erlebnisse als Einbildungen ihnen auszureden versucht, begleitete er sie selbst gegen Abend nach dem Thee in ihr Haus

zurück. — Aber kaum hatten sie aufgeschlossen, Licht angezündet und sich im Saale niedergesetzt, als der Spuk fast ebenso arg wie am Tage aufs Neue begann. Auch Master Bousfield überlief es kalt und er war jetzt der erste, der aufbrach und in die Familie drang, mit ihm zu kommen und in seinem Hause zu übernachten.

Dieses war kein Spukhaus. Die Nacht verging ihnen hier ruhig und am andern Morgen, Donnerstag den 19. April (immer dieses Jahrs), kehrten sie in ihr Haus zurück. Jetzt blieb es still, sie verzehrten ihr Mittagsbrod in Ruhe und empfingen einen angenehmen Besuch, den Bruder der jungen Frau, Master Thomas Bland von Bybeck. Kaum aber hatten sie sich miteinander an den Theetisch gesetzt und der Gast seinen Hut auf denselben gelegt, als dieser plötzlich aufschnellte und in den Kamin flog. Jetzt fingen die Mäntel und Röcke an den Nägeln an sich zu regen und zu bewegen. Ein Frauenrock blähte sich mit seinen Falbala's zum Reifrock auf, ein alter Reiterpaletot des seligen oder unseligen Robert Gibson gerieth in sonderbare Unruhe und bald streckte er den rechten, bald den linken Aermel aus, ja ein Paar alte Reiterstiefeln hörte man aus der Rumpelkammer auf dem Boden die Treppe herabkommen. Da ward dem jungen Mann, der vorhin über sie gespottet, auch unheimlich. Er stand blaß auf und erklärte ihnen, es wäre wohl besser, wenn sie alle mit ihm nach Bybeck gingen und dort einstweilen blieben. — Dieß geschah und die Familie Gibson ist noch bis diesen Augenblick (in der zweiten Woche des Mai) in Bybeck, weil ihr die Geister ihr Haus streitig machten.

Die Sache blieb, wie gesagt, kein Geheimniß und war schon nächsten Tages in der ganzen Grafschaft bekannt, die ihr die größte Aufmerksamkeit schenkte. Man wollte ihr auf den Grund kommen, aber es ist bis diesen Augenblick nicht gelungen. Sonnabend den 21. April begab sich eine Gesellschaft junger Männer aus Orlon nach Cowper House, um

Nachforschungen anzustellen, die Familie war aber nicht dabei und man bemerkte nichts Ungewöhnliches.

Dienstag am 24. April aber begaben sich mehrere ehrenwerthe Männer aus Orlon, zu den angesehensten Bewohnern gehörend, nämlich Master Jas. Elwood, der Wundarzt Master Torbuck, der jüngere Master Wilson, Master J. Robertson, Master M. Atkinson und Master St. Bland, zuerst nach Bybeck mit der Bitte, daß die Familie Gibson sie nach ihrem so verrufenen Hause begleiten möchte. Dieß geschah und die Commission machte sich etwas vbraus mit den Schlüsseln auf den Weg. Sie fand das Haus leer und in der größten Ordnung oder Unordnung, wie man ihnen beschrieben, aber wie sie auch jeden Winkel vom Keller bis zum Dachfirste durchsuchten, sie konnten nichts finden, was zu jenen Störungen hätte Anlaß geben können, noch sonst irgend etwas Ungewöhnliches. — Kaum aber war die Familie im Hause, die man übrigens in allen ihren Bewegungen beobachtete, als es wieder zu klopfen anfing an verschiedenen Thüren; es kratzte an den Wänden, die Hüte schüttelten sich an den Nägeln, einer flog ab, ein zweiter folgte, die Stühle fingen an zu rütteln und mit einemmale setzte sich ein großer Eßtisch in Bewegung, der an der Wand gestanden und placirte sich in der Mitte des Saals. Kurz es trat eine so vollkommene Confusion und autonomische Bewegung unter den leblosen Dingen ein, daß es der Commission ging wie allen Besuchern und Untersuchenden vorher, d. h. sie hielt es für das gescheidteste, das Spukhaus zu verlassen und sich mit seinen rechtmäßigen Bewohnern auf die Beine zu machen. Selbst das Protokoll über das, was sie beobachtet, nahm sie nicht mehr im Hause, sondern wo anders auf, vermuthlich in der Besorgniß, daß auch die leblosen Federn sich emancipiren könnten und etwas anderes auf das Papier schreiben, als ihre Meister und Herrn wollten.

So stehen die Sachen noch heute. Nur ist noch eine Wahrnehmung zu bemerken: wenn die Kinder im Hause sind,

ist der Spuk vollends gar arg. — Ermittelt ist bis jetzt nur Eines. Am 17. April dieses Jahrs fing der Spuk an und fünf Jahre vorher, gerade am 17. April 1844, fand man die Leiche des früheren Besitzers, Robert Gibson, im Wasser.

Die Westmoreland-Gazette, welche uns den Fall erzählt, läßt es im Ungewissen, ob man vermuthet, daß der Oheim des gegenwärtigen Besitzers im Wasser verunglückt, sich selbst ins Wasser gestürzt, oder von andern hineingestürzt worden. Sie schließt ihre Erzählung mit den mysteriösen Worten: „Einige sind der Meinung, daß etwas geschehen sey, was sehr bös ist, oder ist es eine Warnung vor etwas sehr Schlimmen, was da kommen wird."

Wir werden uns in den englischen Zeitungen umsehen, ob es späteren Commissionen glücken wird, mehr zu erforschen und finden wir Aufschlüsse, werden wir sie unsern Lesern nicht vorenthalten.

Briefliche Mittheilungen von Pfarrer J. J. Schneider in Feldberg.

1.

In einer schönen hellen Mondnacht im Winter ritt ich einst von einem Besuche bei meinem Bruder nach Hause. Als ich in die Nähe von S........ch kam, wo das Thal auf einmal eng wird und der Weg um einen Felsen sich wendet, sehe ich einen Mann, bäurisch gekleidet, aber schwarz, mit einem runden Hut tief in die Stirne gedrückt, neben meinem Pferde satt an meiner Seite hergehen. Ich grüßte freundlich, erhielt aber keine Antwort; ich dachte, der Mann höre nicht gut, und grüßte ihn noch einmal mit lauter starker Stimme, und will ein Gespräch mit ihm beginnen, erhielt aber wieder keine Antwort, während er immer satt an meiner Seite ging. Da dachte ich, das ist ein finsterer mürrischer

Mensch, ließ ihn gehen und ritt ruhig und langsam die Straße fort, ihn immer im Auge behaltend. Auf einmal aber war er verschwunden; ich sah ringsum keine Spur mehr von ihm. Zur rechten Seite war ein Bergesabhang, zur linken ein Bach; es war unmöglich, daß er sich hätte verbergen können. Ich überzeugte mich, daß es ein Mann des Hades gewesen, und erinnerte mich, daß mehrere Jahre vorher an jenem Felseneck eine Mordthat geschehen war. Einige Zeit später hatte ich die nämliche Erscheinung wieder, etwa eine Viertelstunde von jener Stelle entfernt; wir gingen beide aneinander vorüber und er verschwand gleich darauf. Der Beschreibung nach, die ich bei den Leuten des Dorfes eingezogen, war es die Gestalt des Ermordeten.

J. J. Schneider.

2.

In meiner Pfarrwohnung zu N. N. erlebte ich manches sehr Seltsame. Im obern Stockwerk war eine alte Küche, welche ich zu einer Kammer für unsere Dienstmagd zurecht machen ließ, die Magd war eine gesunde kräftige, schon etwas bejahrte Person vom würtembergischen Schwarzwald. — Sie hatte nur wenige Nächte daselbst geschlafen, als sie bald erklärte, um keinen Preis mehr in diesem Zimmer zu bleiben, und erzählte folgenden Vorfall: „Sie habe kaum einige Stunden geschlafen, als sie durch ein furchtbares Geräusch geweckt wurde. Sie richtete sich empor und sah, daß eine unheimliche Weibsgestalt die Thüre aufgerissen habe, in die Kammer hereingetreten sey mit einem Arm voll Holz, welches sie sehr hastig zur Erde warf mit großem Gepolter; dann ein Stück nach dem andern nahm, es über ihrem Knie zerbrach und in den alten Ofen hineinwarf, der von dieser Kammer aus geheizt ward. Darauf entstand ein furchtbares Knistern im Ofen, wie wenn tannenes Holz verbrannt wird, und im Ofen brannte es lichterloh. Darauf wandte sich die Gestalt zum Bette der Magd, legte sich über sie und seufzte und

hustete, daß die Magd in der Angst ihres Herzens sich nicht anders zu helfen wußte, als sie warf die Bettdecke weg und floh zur Kammer hinaus in das gegenüberstehende Zimmer, worin eine Pflegetochter schlief."

Ich suchte sie zu beruhigen, bat sie, die Sache als einen Traum zu betrachten, und sie entschloß sich, die folgende Nacht wieder ihr Logis zu beziehen; allein der gleiche Spuk wiederholte sich noch mehrmals, so daß wir gewissenshalber sie nicht länger daselbst lassen durften. Den Lärm des Thüraufreißens hörten Mehrere im Hause. Wenn Gäste bei mir auf Besuch waren, so fand sehr oft ähnlicher Spuk statt, besonders in dem Gastzimmer, in welchem der alte Ofen stand. Schlurchen auf und ab, und aus einem Zimmer ins andere, Schuhe und Pantoffeln verstellen, war etwas sehr Häufiges; doch war mir die Sache immer noch nicht klar, bis mir selbst Folgendes begegnete und zwar im untern Stockwerk, wo wir wohnten und schliefen. Ich erwachte einst des Nachts und fand keinen Schlaf mehr. Meine Gattin schlief fest, ebenso unser kleines Mädchen; wie lange ich wachte, kann ich nicht sagen. Endlich höre ich in der anstoßenden Kammer ein Geräusch; die Thüre ging auf und zu, ich hörte Jemand durch den Gang gehen und dachte, gut, das ist die Magd, es wird also bald Tag werden; es war im Winter. Jetzt ging die Thüre zur Küche auf, ich zweifelte nicht länger daran, daß es die Magd sey, als auf einmal ein Arm voll Holz mit solcher Gewalt auf den Küchenboden geworfen wurde, daß ich gewaltig zusammenfuhr und mich entschloß, der Magd für ihre Tölpelhaftigkeit nicht übel den Leviten zu lesen; ich besorgte nämlich für meine Gattin, die ihrer Entbindung nahe war. Zu meiner Verwunderung aber war sie von dem Gepolter nicht erwacht. Ich stand auf, warf mich schnell in meine Kleider, ging hinaus, fand die Küchenthüre zu, ich öffnete sie, der Mond schien helle hinein in die Küche, da lag nirgends Holz, ich rief der Magd, ich ging in die Kammer daneben, ich rief wiederholt. Alles still, nirgends eine Spur eines Daseyns. Da erkannte

ich den Spukgeist, und begab mich wieder zur Ruhe. Es war erst Mitternacht. Ich schlief nun ruhig bis an den Morgen.

Zu einer andern Zeit waren meine Frau, ich und eine Pflegetochter in unserer Schlafstube Abends, noch ehe es dämmerte, beisammen, häusliche Angelegenheiten und Anderes besprechend. Da vernehmen wir alle drei plötzlich ein Schlurgen im Hausgang, wie wenn ein alter Mann in Pantoffeln den Gang heraufkäme, mit Husten und Räuspern; vom Hausgang öffnete er die Thüre ins Wohnzimmer und schlurgt da hinein. Wir beschlossen uns zu überzeugen. Ich ging in den Hausgang und von da ins Wohnzimmer, während meine Frau und die Pflegetochter aus dieser Schlafstufe zu gleicher Zeit ins Wohnzimmer hereintraten. Es war kein Mensch da, aber auch kein wandernder Geist sichtbar.

An einem Sonntag Morgen beim Zusammenläuten zur Kirche ging ich noch zu meiner Frau in die Küche, um ihr etwas zu sagen. Da plötzlich stürmt und tobt etwas das Kamin herab mit furchtbarem Getöse durch die Küche, bei uns vorbei, durch den Gang, dann die Treppe hinauf. — Ich erkannte sogleich einen der beiden Hausgeister, und erzürnt über dieses Unwesen, eilte ich ihm nach die Treppe hinauf und gebot ihm im Namen des Herrn, nun nicht mehr herunterzukommen, sondern auf der Bühne zu bleiben.

Ob der Geist späterhin sich wieder offenbarte, weiß ich nicht mehr. Einen höchst beglaubigten Seher in St. befragte ich über diese Spukgeister späterhin, und er sagte: „Ein früherer Hausbewohner habe in einem unerlaubten Verhältnisse gestanden. Die Frucht dieses habe das Mädchen im Einverständnisse mit ihm getödtet, im obern Stubenofen verbrannt und die Gebeine sodann im Hofe des Nachts verscharrt.“ Die Aufschlüsse, die er mir gab, waren ganz genau und befriedigend, eignen sich aber nicht für nähere öffentliche Mittheilung. J. J. Schneider, Pfarrer.

Die Kraft des Geistes, Dinge wahrzunehmen, die durch die natürliche Beschaffenheit des irdischen Körpers seinem Gesichtskreise entzogen sind, so lange die Schranken der Sterblichkeit ihn umschließen, dieses Ahnungsvermögen ist durch oftmalige Aufzählung von verbürgten Thatsachen aus allen Zeitaltern, ist schon zu sehr als etwas Unbestreitbares oder vielmehr als etwas Unverwerfbares von den ersten Geistesheroen der Vor- und Jetztzeit angenommen worden, als daß es nicht, troß allem Widerspruche, der noch hin und wieder laut wird, mehr Stimmen für als gegen sich gewonnen haben sollte, und oft sind es strenge Richter in Sachen des Geisterglaubens, welche, indem sie manches andere Zeichen aus der unsichtbaren Welt verwerfen, doch diesem geistigen Schauen das Wort reden.

Nicht um die Wahrheit des Gesagten zu beweisen, sondern nur um eine der verschiedenen Formen zu zeigen, unter denen sich dieses Schauen je nach der physischen oder moralischen Beschaffenheit des Betreffenden kund gibt, theile ich eine solche Ahnung mit, die ihrer Gattung nach wohl unter die seltenern gehört. Ich hatte die schmerzliche Aufgabe, dieses Ahnungsvermögen an einer geliebten Mutter wahrnehmen zu müssen, die viel zu früh für mich in die Wohnungen der Verklärten einging, und nur die Beschaffenheit dieses Schauens kann mich einigermaßen mit dem traurigen Umstande aussöhnen, auf solche Art von dessen Untrüglichkeit überzeugt zu werden. Ich eile, diese Erscheinung mitzutheilen.

Ein Uebelbefinden, das nach mehrjähriger Dauer in eine schwere Krankheit sich verwandelte, und meine geliebte Mutter etwa ein halbes Jahr unausgesetzt an das Krankenbett fesselte, war der Zeitraum, in dem dieses Ahnen sich kundthat und zwar wenige Wochen vor ihrem Tode, der nach unaussprechlichen Leiden, troß allen Bemühungen, nach dem Willen des Herrn erfolgte; noch ist zu bemerken, daß meine Mutter sehr starke Nerven besaß, und bei aller Ergebung in

den Willen Gottes doch immer noch die Hoffnung zur Genesung hegte, was nach der Aussage des Arztes eine natürliche Folge der auszehrenden Krankheit war, an der sie darniederlag.

Es war an einem Sonntagmorgen, wie schon erwähnt, einige Wochen vor ihrem Tode, als meine Mutter ganz ruhig in ihrem Armstuhl saß; mein Vater war nicht im Zimmer, und ich selbst, mit einer Arbeit beschäftigt, zusehr in Gedanken versunken, als daß ich eine nähere Beschreibung des Ausdrucks geben könnte, den ihre Gestalt und Gesichtszüge in diesem Augenblick angenommen hatten, nur erinnere ich mich, daß sie still und unbeweglich saß, als ob sie schlafe. Dieß dauerte einige Minuten; als mein Vater hereintrat, schien sie aufzuwachen und theilte uns mit, daß, wie sie so ruhig dagesessen sey, sie plötzlich solch eine unbeschreibliche Schwere empfunden habe, als ob ein Zentnergewicht auf ihr läge; dieß Gefühl sey unaussprechlich peinlich gewesen; doch mit einem Male habe sich diese Empfindung verändert; das Gewicht, das auf ihr lag, sey gesunken, bis daß es ihr wie zu ihren Füßen liegend vorgekommen sey, während sie selbst sich leicht und unbeengt mit unaussprechlich heiterem Gefühle hoch über die Last erhob, deren Schwere sie zwar empfand, doch nur als ihr unterworfen und zu Füßen liegend, da das freie Schweben dadurch nicht gehindert, sondern im Gegentheil die Seligkeit, die darin lag, erhöht wurde. „Diese Empfindung war so selig," bemerkte sie mit e i g e n e n Worten, „daß, wenn der Zustand im Himmel nur s o ist, er doch eine unaussprechliche Wonne in sich schließt." Ich vergaß zu bemerken, daß die Empfindung der Schwere sich schon am Tage vorher zeigte, ohne jedoch mit dieser beglückenden Seligkeit verbunden zu seyn. — Dieser Vorfall machte jedoch nicht, daß wir an der Möglichkeit ihrer Rettung verzweifelten. Die Hoffnung ist ja das Letzte, was uns verläßt!

Bald darauf ging sie hinüber. — Ich übergehe alle einzelnen Umstände eines Todes, der nicht seliger seyn konnte; ich sage nichts von ihrer bewundernswerthen Fassung, die sich

bis auf die kleinste innerliche und äußerliche Vorbereitung zu ihrem Tode erstreckte, nichts von der frommen, freudigen Glaubenszuversicht, mit der sie dem dunkeln Thale entgegenging — wer Christen sterben sah, weiß das Alles! — Nur einige Umstände seyen mir erlaubt zu berichten, die, wie ich glaube, mit dem Obenerzählten in Verbindung stehen: Als der letzte Leidenstag herangekommen war, lag meine liebe Mutter ruhig auf ihrem Bette, die vorhergehenden Tage hatte sie viel kämpfen müssen; eine Hauptqual ihrer Krankheit war, daß sie selten ein Plätzchen finden konnte, wo ihre Lage erträglich war, in ihren letzten Stunden jedoch schien diese Pein gewichen zu seyn und auf die Frage meines Vaters, ob sie nicht eine Erfrischung nehmen wolle, erwiederte sie mit kaum hörbarer Stimme: „O laß mich nur ruhen, du glaubst nicht, mir ist so wohl! so leicht! — Dieses obenerwähnte Gefühl schien zurückgekehrt zu seyn, als die Bande des Körpers sich wirklich von der Seele lösten. Als die Zeichen des Todes näher herantraten, da verbreitete sich die Lieblichkeit eines Engelsantlitzes über ihre von Schmerz getrübten Gesichtszüge: je mehr der Augenblick des Scheidens sich nahte, desto deutlicher und stärker trat der selige Ausdruck hervor, der ihr Gesicht zu dem eines Mädchens verjüngend, ihm eine himmlische Lieblichkeit ertheilte, die es selbst in der ersten Jugendblüthe nicht besaß. Ein Glanz des Jenseits hatte sie überstrahlt, den selbst der Tod nicht ganz von ihren Zügen verwischen konnte und bis zum nächsten Morgen sichtbar blieb. Kurz und leicht war ihr Todeskampf; nur noch einer schwachen Anstrengung bedurfte es, um die Bande zu sprengen, die den müden Geist noch an die irdische Wohnung fesselten, und dann:

Ging ihr Kerker auf! und ihre Seele schwang
Auf Engelsflügeln sich empor zur ew'gen Freiheit! — —

An diese Erzählung knüpft sich eine andere, die auf den ersten Anblick befremdend erscheinen mag, da sie leicht als eine Widerlegung des Obenberichteten angesehen werden mag, ob

schon andere Umstände, die ich anführen kann, diese Meinung bald widerlegen werden. Auch diese Begebenheit gehört dem Gebiet einer andern Welt an. Ich würde anstehen sie mitzutheilen, wenn ich mir nicht selbst bezeugen könnte, mit der äußersten Vorsicht dabei zu Werke gegangen zu seyn.

Die zweite Nacht nach dem Tode meiner Mutter (es war vom Donnerstag auf den Freitag), welche ihrem Wunsche gemäß im Hause behalten ward, lag ich (durch ein Zimmer von dem der Todten getrennt) in meinem Bette, und zwar in jener Lethargie, welche häufig auf heftige geistige und körperliche Erschütterungen folgt und uns, wenn auch nicht die ganze Wohlthat der Ruhe, doch einen Schatten davon gewähren, der in einer solchen Lage noch immer wünschenswerth ist . . Ich war, wie man sich leicht denken kann, mit Gedanken über das letzte Ereigniß beschäftigt. Ich mochte ungefähr eine halbe Stunde so zugebracht haben, als ich aus meiner Ruhe durch Töne gestört wurde, die dicht von der Mauer herzukommen schienen, an der ich lag. Ich wurde aufmerksam und horchte — es war kaum neun Uhr, und die Straße noch etwas belebt, also war es durchaus nicht das Graun der stillen Mitternacht, das auf meine Phantasie wirkte. Ich wandte meinen Kopf hin und her, ich schob die Haube zurück, um zu versuchen, ob nicht vielleicht ihr Rascheln eine Täuschung hervorgebracht habe, Alles vergebens! Ich horchte auf die Athemzüge meiner Magd, die in meinem Zimmer ziemlich entfernt von mir lag, sie waren tief und regelmäßig, wie die eines Schlafenden; auch bemerkte ich, daß der ächzende Ton immer genau zwischen zwei ihrer Athemzüge fiel, sichtbar wurde jedoch nichts! Dieses Alles beobachtete ich mit einer Ruhe und Kaltblütigkeit, die ich bei meinen Nerven und bei meinem Blute noch immer nicht begreifen kann, aber allein mein lebhafter Wunsch, der Sache auf den Grund zu kommen und der feste Entschluß: durch keine alberne Ausgeburt eines von der Furcht verdrehten Gehirns die Legion der Spinnstubenmährchen zu vermehren,

gab mir Kraft, alle diese Wahrnehmungen zu machen. Dieß dauerte ungefähr eine Viertelstunde, während welcher Zeit ich mich öfters bemühte, einzuschlafen, dann aber immer desto heftiger von dem unsichtbaren Wesen unterbrochen wurde, das die Töne zu verstärken und ihre Aufeinanderfolge an Schnelligkeit zu verdoppeln schien, während es sich sonst nur durch Seufzer in gleichen Zwischenräumen kundgab.

Endlich rief ich meiner Magd, welche mir erst auf den dritten Ruf antwortete, aber die Töne, die mich in Furcht gesetzt hatten, waren seit dem ersten Laute, den ich von mir gab, verstummt! Ich rief um Licht, aber in dem Augenblicke überfiel das Mädchen ein Angstschweiß, verbunden mit solcher Beklemmung, daß sie mir versicherte, sie könne das Bett nicht verlassen. Ihre Angst schien sich einige Minuten zu steigern, was sie durch Ausrufungen kundthat. Ich fragte sie, warum sie mir die ersten zwei Mal, als ich rief, nicht geantwortet hätte? Sie versicherte mich, daß sie gewacht (was ja der Zeit nach natürlich sey), aber keinen Laut vernommen habe; erst meinen dritten Ruf, für sie der erste, habe sie gehört, sey jedoch dann angenblicklich von der obenerwähnten Angst befallen worden. Ich sagte über die Sache nichts weiter, als daß ich ihr morgen Alles erklären wolle, wurde auch die Nacht nicht weiter gestört; aber tausend Gedanken drängten sich mir nun auf. — Was sollte ich davon halten! — konnte — dieser Gedanke drängte sich mir unwillkürlich auf — konnte dieses Stöhnen, dieses offenbare Zeichen von Unseligkeit von dem Geiste herrühren, der bei seinem Scheiden den Ausdruck der höchsten Seligkeit auf den Zügen unserer geliebten Todten zurückgelassen hatte? Dieß zu denken war mir unmöglich, obschon ich diese Gedanken nicht ganz unterdrücken konnte. Ich enthalte mich aller weitern Anführung alles dessen, was wir darüber dachten und sprachen, da es zu weitläufig seyn würde, es anzuführen, auch die Geschichte ihre Auflösung selbst mit sich bringt. Die folgende Nacht war es ruhig, aber in der nächsten kam wieder dasselbe Stöhnen, ich überwand jedoch

meine Furcht und schlief endlich ein. Nun kamen wieder einige ruhige Nächte, dann aber wieder solch eine unruhige mit dem alten Stöhnen, daß ich und meine Magd noch um Mitternacht in ein anderes Zimmer zogen; ich muß hier bemerken, daß ich nur hörte, dagegen meine Magd nur fühlte, nämlich wieder die Beklemmung, auch versagte ihr bei einem Versuche zu beten die Stimme, als sie zum Namen der heiligen Dreieinigkeit kam. Nun konnte ich mich für die nächste Nacht nicht entschließen, wieder in dem oft erwähnten Zimmer zu schlafen, die Magd jedoch, welche, wie schon bemerkt, nie etwas gehört hatte, und ihre Angst auch theilweise für natürlich hielt, blieb auf ihrem Platze.

Doch was hörten wir am nächsten Morgen! — Ihre erste Erklärung war, daß sie um keinen Preis noch eine Nacht in diesem Zimmer schlafen würde; denn diese Angst werde sie so bald nicht vergessen. Ich gebe hier ihre Erzählung getreu wieder und erwähne nur, daß ein Mädchen, das so viel Muth bewies, gewiß den ersten Anläufen der Furcht widerstand und nicht eher urtheilte, als bis an keine Täuschung mehr zu denken war. — „Ich legte mich," erzählte sie, „ruhig zu Bette, nachdem ich aber zu beten angefangen hatte, kam es durch die offene Thür (ich hatte sie offen gelassen, um rufen oder mich flüchten zu können) wie auf Socken gegangen, und schritt dicht an mir vorüber nach dem Bett des Fräuleins zu; dann hörte ich es werfen und arbeiten, wie wenn es betten wollte, obwohl nur die leere Bettstelle dastand. Endlich schien es selbst in dem, freilich gleich ihm unsichtbaren Bette zu liegen; ich hörte, wie es sich herumwarf, daß die Bretter krachten, und bei jedesmaligem Umwenden rauschte es, wie wenn das Bett neue Ueberzüge hätte. — Dieser Spuck dauerte von 10 Uhr Abends bis Morgens 5 Uhr, als man das Gebet zu läuten anfing, ward Alles still!" — Diese Erzählung bestätigte meine Meinung, daß dieser Geist, durch den Tod meiner Mutter aufgeregt, Hülfe suche, auch wurde mir

diese Ansicht von einem geehrten Freunde bestätigt, der mir ähnliche Geschichten erzählte.

Ich bekämpfte daher meine Furcht und schlief noch einmal in diesem Zimmer und zwar in der heil. Dreikönigsnacht, um wo möglich durch Fragen über seinen Zustand Aufschluß zu bekommen, wurde aber zu meinem großen Erstaunen nicht gestört. Von dieser Zeit an schien das Gespenst das Zimmer verlassen zu haben, und wir hörten es nur noch einige Nächte vor der Thür auf und ab gehen und Stühle rücken; dafür hatte es jedoch auf dem Boden seine Wohnung aufgeschlagen, wo meine Magd oft von ihm geneckt wurde. Einmal sprang es neben ihr von der Holzlage herunter, wie eine Katze, blieb jedoch unsichtbar; ein Andermal wurde sie von ihm mit einem Steine geworfen, oft stöhnte und seufzte es über ihr, und einmal glaubte sie, einen Schatten über ihrem Kopfe zu sehen, wie wenn ein Vogel über sie weg flöge; ich eilte schnell hinauf, um es gleichsam zu überraschen, hörte und sah jedoch nichts, obwohl ich eine Zeit lang auf einem Balken sitzen blieb. Während dieser Zeit erinnerte ich mich nun, gehört zu haben, daß in diesem Hause vor etwa 50 Jahren eine Färbersfrau, während sie den Leuten bei der Arbeit nachschlich, von einem der Gänge, die inwendig um den Rechen führen, herabstürzte und so den Tod fand. Seit dieser Begebenheit ging nun das Gerücht, daß die Färbersfrau auf dem Boden spuke; auch wollte eine Frau aus der Nachbarschaft, die auf unserem Boden Wäsche zum Trocknen aufhing, eine Gestalt gesehen haben. Ich hatte dieß Alles längst vor dem erzählten Spuk gehört, aber nicht darauf geachtet, bis die Sache mir durch eigene Erfahrung glaublich wurde. Zwar weiß ich nicht, wie der Seelenzustand dieser Frau beschaffen war, als der Tod sie so schnell abrief, doch läßt der Umstand, daß sie ihren Leuten bei der Arbeit nachging, vielleicht auf einen habsüchtigen und hinterlistigen Charakter schließen.

Merkwürdig ist noch der Umstand, daß mir schon ein

halbes Jahr, vor dem das Obenerzählte geschah, etwas Aehnliches begegnete. Es war im Wohnzimmer so eben zum Erstenmal die Geschichte von der Färberin erzählt worden, als ich hinaus und durch den Vorplatz die Treppe hinunterging. Vom Vorplatz führt eine Thür auf den oft erwähnten Boden hinauf. Als ich nun bei meiner Rückkehr diese Stelle wieder passirte, geschah ein so heftiger Schlag an die geschlossene Thüre, daß ich fast glaubte, sie müsse an den Angeln gesprengt seyn. Der Schrecken fuhr mir durch alle Glieder, da ich eben in Gedanken mit dieser Spukgeschichte beschäftigt war; da es jedoch augenblicklich wieder still ward, so faßte ich mich, und ging in das Zimmer, wo ich lächelnd mein Abenteuer erzählte, jedoch wurde der Sache weiter keine Aufmerksamkeit geschenkt. Noch muß ich bemerken, daß Niemand Anders aus dem Hause auf dem Boden seyn konnte, da die Thüre nur von Außen geöffnet wird und folglich offen bleiben muß, wenn Jemand auf dem Boden ist, diese Thüre aber, wie schon gesagt, geschlossen und der Schlüssel in unserem Verwahr war.

Dieß sind alle meine Erfahrungen, die ich auf dem Gebiete der Geister-Welt machte. Ich bedaure nur, keine nähere Nachrichten über die Ursache dieses Spuks geben zu können. Der letztere ist seit einiger Zeit, vielleicht durch unser vereintes Gebet, viel ruhiger geworden. Jedoch muß ich auch, um aufrichtig zu seyn, bekennen, daß mir eine weitere Mittheilung, selbst von Seiten des Geistes, eben nicht willkommen seyn würde, und ich glaube Jedes, das eine Zeit lang mit solch einer Plage behaftet war, wird mir beistimmen.

Spukgeschichte von S. F. mitgetheilt.

In der Schnurgasse dahier ist ein Erb-Haus (zum goldenen Mörser genannt, jetzt im Besitz eines Juden). In diesem Hause hatte ein junges Frauenzimmer, welche Braut

ist, ein Zimmer gemiethet im zweiten Stock. Kurz vor Weihnachten wurde sie an einer Brustkrankheit bettlägerig, und mußte sich eine Person zu ihrer Abwartung annehmen. Noch muß ich bemerken, daß sich in diesem Zimmer ein Wandschrank befindet, zu welchem der Hausherr den Schlüssel hat, und darin sein Silberzeug aufbewahrt.

Eines Abends, kurz vor Weihnachten, befanden sich beide Frauenzimmer allein, da hörten sie auf dem Vorplatz einen festen Männertritt, die verschlossene Thüre öffnete sich, und schloß sich wieder, und die Männertritte gingen in der Stube auf und ab. Zu Anfang sahen sie nichts, aber später sahen sie eine graue Figur auf sich zukommen. Vor Angst und Schrecken verbargen sie sich unter ihre Betten.

Den folgenden Abend schickte das Frauenzimmer ihre Wärterin kurz vor 8 Uhr hinunter, um Wasser zu holen. Auf einmal erhob sich ein Lärm, als wolle Jemand die Wärterin umbringen, und als wehre sich dieselbe und jammere sehr, während die Wärterin voll Schrecken in das Zimmer trat und sagte, sie habe geglaubt, man wolle die Kranke umbringen. Der Lärm und das Wimmern der schmerzlichsten Art währte aber in beider Anwesenheit fort, und nun erkannten sie, daß all Dieses aus dem verschlossenen Wandschrank kam, es wäre gewesen, sagten sie, als bringe man Jemand um, welches sich wehre und wimmere, und es geschahen von innen Schläge an die Thüre. So ging jeder Abend vorüber, da rieth man dem Frauenzimmer, sie solle ein wollenes Jäckchen, welches sie auf dem Leibe getragen, von Innen an den Drücker der Thüre hängen, so daß das Schlüsselloch damit bedeckt sey. Von nun an kam es nicht weiter in die Stube, sondern es fuhr in das Leibchen, welches unter Brummen und Jammern in die Höhe, auf die Seite &c. geschleudert wurde, so daß es schreckhaft anzusehen war, sonst aber war im Schranke und Zimmer Ruhe.

Nach Neujahr wurde der Lärm immer schwächer, und hörte am Ende ganz auf, nur noch einmal fühlte das Frauen-

zimmer, als wenn sich etwas über sie beuge, von welchem eine große Kälte ausging, welche sie, obschon im Bette, dennoch schaudern machte.

Das Frauenzimmer, welche sonst keine Geistergläubige war, ist nun von seinem Irrthum bekehrt und gläubig geworden, während der Bräutigam zwar gesteht, den Spektakel gehört zu haben, aber dennoch nicht glauben will und eine andere Erklärung auf natürliche Weise sucht. Dieses Ereigniß ist mir von durchaus glaubwürdiger Seite verbürgt.

Wir wohnten damals am Arnsbergerhof, welches vor Zeiten Klostereigenthum der Arnsberger Geistlichen war, nun aber bei der Reformation zu Wohnhäusern abgetheilt wurde. Die Häuser gehen auf der einen Seite auf die Straße, und auf der anderen Seite in den Arnsbergerhof, welcher früher der Begräbnißplatz der sich dort aufhaltenden Ordensgeistlichen war.

Das ganze Haus hatte ein grauliches spukhaftes Ansehen, auch war es im Mindesten nicht ruhig. Des Nachts rollte es wie mit schweren Kugeln, obschon Niemand oben war. Die Thüren schüttelten sich bei größter Windstille, und ohne daß die mindeste Erschütterung irgend einer Art stattgefunden, welche dieses bewirkt haben könnte.

Einmal wache ich auf, es war Nacht, allein es war doch so helle um mich, daß ich sehen konnte, wie sich ein langer (gewiß drei Schuh langer) Kopf mit schwarzen wild herumhängenden Haaren zwischen meinem Bett und der Wand erhob, und sich mir über die Brust legte und neben an der rechten Seite meines Halses zu saugen anfing, welches ich ganz deutlich spürte. Ganz steif konnte ich kaum Athem schöpfen, mich nicht rühren noch schreien. — In meiner Herzensangst, und diese war groß, rief ich den Namen „Jesus" an, und bei dem Drittenmale, daß ich dieses that, fiel es wieder wie ein Zentnergewicht von meiner Brust, und versank wieder hinter dem Bett.

Der Fleck an meinem Halse, wo ich das Saugen gefühlt, war größer als ein Guldenstück entzündet, und in der Mitte blutroth. Nach und nach nahm es die blaue und grüne Farbe an, wie bei einer Kontusion, wurde dann gelblich und verschwand endlich ganz. Noch leben Leute welche diesen Fleck gesehen und die Wahrheit bezeugen können.

Einmal wechselten wir mit dem Schlafzimmer; in der Ecke des neuen Schlafzimmers stand ein großer viereckiger Ofen, und jeden Abend gegen eilf Uhr kam es raschelnd und knisternd, wie mit Papier rauschend, hinter dem Ofen hervor, und trieb auf diese Weise sein Wesen, Tritte habe ich aber niemals gehört.

Wir hatten ganz einfache lange, mit Ringen, welche durch eine Eisenstange gezogen wurden, und zum Zurückschieben eingerichtete Vorhänge an den Fenstern. Einmal riß es dergestalt daran, als wären die Vorhänge mit einem einzigen Griff hinweggerissen, ich setzte mich im Bette auf und fragte meine Tochter, ob sie nichts gehört? „Ja," erwiederte sie, „man hat die Vorhänge zurückgerissen." Allein die Vorhänge waren und blieben zu.

Unten im Hause war ein Bogen zur Durchfahrt in den Hof; die Madame N. hatte ihre Pferde in ihrem Hinterhause, welches in den Hof ging, stehen, wenn die Pferde nun durch den Bogen fahren sollten, bäumten sie sich, gingen nicht vom Flecke, und stellten sich oft kerzengerade auf die Hinterbeine, und waren voll Schaum und Schweiß. War es nun dem Kutscher durch viele Schläge gelungen, sie hindurch zu bringen, so standen sie stille und zitterten in Schweiß gebadet am ganzen Leibe.

Früher hat eine alte Jungfer in dem Hof gewohnt, welche eine Seherin war, diese soll öfter versichert haben, daß es bei Nacht sehr lebhaft im Hofe sei, und daß sich sogar feurige Erscheinungen sehen ließen, ich habe aber nichts davon bemerkt. — A. —

Die weiße Frau.

Man hat unter diesem Namen immer eine und dieselbe Ahnmutter verstehen wollen, die in verschiedenen Schlössern und Burgen, auf denen sie, wenn auch noch so entfernte Verwandte in den dynastischen Geschlechtern habe, noch bis auf den heutigen Tag umgehe. Sie soll zu Berlin, Baireuth, Cassel, Darmstadt, Carlsruhe, in Böhmen, in Sachsen und in vielen andern Ländern erscheinen, wenn sich ein Todesfall oder Unglück von Bedeutung zutragen will. Der Erzählungen sind so viele, der Beglaubigungen so mannichfaltige, daß an der Wirklichkeit solcher Erscheinungen da, dort und überall nicht zu zweifeln ist. Aber es wurde, und auch in diesen Blättern, schon erinnert, es sey weder nöthig, noch auch wahrscheinlich, daß das immer dieselbe Verstorbene gewesen sey; man hat vielmehr, um die Bewußte heran zu ziehen, den Stammbäumen gar viel Gewalt anthun müssen, und es ließ sich oft gar nicht begreifen, wie sie dazu komme, so entfernte Sippschaft zu warnen, oder deren Kinder, oder auch Hofgesinde in Obhut zu nehmen. Es würde daher sehr dankenswerth seyn, wenn man im Magikon von solchen Erscheinungen auf bestimmten Schlössern Nachweisungen, wo möglich actenmäßige, geben wollte; diese verglichen, würden die sogenannte weiße Frau auf vielleicht mehr denn ein Dutzend solcher ruhelosen Mütter oder Gemahlinnen, ja auch Jungfrauen bringen, nach der Wahrscheinlichkeit nur, in Wirklichkeit aber noch auf viel mehr. Auch fremde Länder und Reiche haben solche Schloß-Erscheinungen, wie nicht anders zu erwarten ist. Aus Spanien, aus nordischen Reichen, aus Frankreich wären viele derartige Ahnfrauen zu nennen, auch aus Italien. Von einer weißen Frau wurde auch dem Dichter Byron aus Norditalien erzählt; aber diese war wieder anderer Art: die weiße Frau von Colalto war, wie bereits in diesen Blättern bemerkt wurde, eine Kammerfrau jener eifersüchtigen Gräfin von Colalto, die im Spiegel, als jene

ihr die Haare machte, ein Einverständniß derselben mit ihrem Gemahl wahrnahm und sie dafür grausam um's Leben brachte. Ein Jägersmann wollte ihr auf der Jagd begegnet seyn, und er ging nie mehr jagen. — Diese Zuthat scheint an den Elementargeist zu streifen, dessen ebenfalls hier schon Erwähnung geschah, und den mit meisterlichen Zügen in dem anziehenden Roman Kloster und Abt der große Unbekannte aus seiner Heimath Schottland schildert, als einen Geist der Familie Avenel; man rief ihn im Waldquell mit dem Zaubervers:

Dreimal die Stechpalm dort
Grüß' ich, so auch den Quell:
Erschein' an diesem Ort,
Lady von Avenel!

Ueber diese Geister der Elemente hat mit phantasiereichem Scharfsinn der unter dem Namen Paracelsus bekannte Arzt v. Hohenheim Lehren und Beschreibungen gegeben, die von Theosophen und Poeten oft benutzt wurden, auch von Malern und Tondichtern. So das Geschlecht der Undinen oder Undenen, der Wellenmädchen, Donaunymphen, Saalnixen, die ihren ersten Anhalt in jenem schönen altdeutschen Gedicht vom Ritter von Stauffen und der Meerfeye haben. Die schöne Melusine ist auf unsern Volksmarkt nur verpflanzt. Dieß sind Wunderwesen von Natur.

Jene unglückseligen oder doch noch immer ruhelos im Schattenreich wandernden Frauen werden von Jung-Stilling in seiner Geisterkunde, in deren Eingang zuerst für eine verbrecherische Gräfin v. Orlamünde, dann weiterhin, und mit vielen näheren Umständen, für den Spuk einer Dynastie von Liechtenstein erklärt. Bevor wir diese beiden weißen Frauen nach unserer Quelle näher angeben, sey noch eine Notiz von einem Gedicht beigebracht, das in sieben Balladen „die weiße Frau“ schon vor 35 und mehr Jahren besang; nämlich der berühmte Christian Graf zu Stolberg hatte diesen eigenen Stoff, wie er früher andere in seinen

Balladen auch von grausiger Art wählte, so zu verarbeiten gut gefunden, und eine Vorrede dazu handelt von dem allgemeinen Volksglauben, gegen den der alte Fritz in den Memoires de Brandebourg vergebens auftrat.

Bei dem Titelkupfer der trefflichen Theorie der Geisterkunde von Jung-Stilling, welches, irren wir nicht, dem Museum des Wundervollen entlehnt und auch dort unterschrieben ist: „Wahre Abbildung der hin und wieder erscheinenden sogenannten weißen Frau, Agnes, Gräfin von Orlamünda, genannt." — Bei diesem Kupfer einer schon im Leben geisterhaft genug aussehenden Frau gibt Stilling (hinterm Titelblatt) die Nachricht: „Dieses Titelkupfer ist das wahre Portrait einer Dame, die im 14. Jahrhundert gelebt hat, sie hieß Agnes, war eine Prinzessin von Meran und Gemahlin Ottonis II., Grafen von Orlamünda, der um's Jahr 1340 starb. Aus dieser Ehe hatte sie zwei Kinder; sie verliebte sich in Albertum pulchrum, Burggrafen zu Nürnberg. Um ihren Zweck leichter zu erreichen, ermordete sie ihre beiden Kinder, wodurch er aber gänzlich vereitelt wurde. Diese soll nun hin und wieder als die so bekannte weiße Frau erscheinen." — Wer kennt nicht die schöne schaurig-naive Ballade im Wunderhorn: „Albert, Graf zu Nürnberg, spricht: Herzogin, ich liebe nicht rc."; dieß ist dieser Gegenstand.

Auch von einer zweiten weißen Frau will Stilling Kunde geben, in jener Nachricht nachsagend: „Ob nun diese oder Bertha von Liechtenstein, geb. v. Rosenberg, die wahre weiße Frau sey, oder ob sie beide erscheinen, das werde ich vielleicht einmal näher untersuchen." Dieß geschieht nun in demselben Werk als Schluß seiner vielen Beispiele (§§. 245—55. S. 351—60). Da Jung diese seine Theorie auf Veranlassung des hohen Gönners herausgegeben, dem sie dedicirt ist, nämlich Carl Friedrichs, ersten Großherzogs von Baden, so wollte er einen Gegenstand, der auch im Carlsruher Schloß so oft sich offenbart haben sollte, mit

besonderer Gründlichkeit behandeln. Es sei hierbei erwähnt, daß die weiße Dame des Schlosses zu Carlsruhe auch in neuerer Zeit noch gespukt haben muß; man sprach davon öfter geheimnißvoll, und es ist bekannt, daß zu einer gewissen Regierungszeit die Oper: „die weiße Dame von Boyeldieu" im Hoftheater nicht zur Aufführung kommen durfte, obgleich sie nur die unschuldige Lady von Avenel Walter Scott's vorstellt. Diese besondere weiße Frau wurde nach Stilling (§. 245.) überall als eine ziemlich lange, weiß gekleidete weibliche Gestalt beschrieben, die einen Schleier trägt, durch den man eben noch ihr Angesicht erkennen kann, und die gewöhnlich Nachts sich zeigt. — Nun gibt er nach Merian im Theatrum Europäum die Jahre 1652 und 53 vom Berliner Schloß an; auch daß die weiße Frau sich um die Zeit der drei hohen Feste sehen lasse. Schon im December des Jahrs 1628 erschien sie zu Berlin, in lateinischer Sprache die Worte sagend: „Komm, richte die Lebenden und Todten, mir steht das Gericht noch bevor" (veni, judica vivos et mortuos judicium mihi adhuc superest). Nach Stilling's Ansicht (§§. 249, 255.) ist diese im Leben so unglücklich gewesene Frau Bertha von Liechtenstein, in einem Mittelzustande von friedlichen und unfriedlichen Seelenstimmungen, in einem keineswegs seligen Zustande, wo noch Bekümmernisse, und oft ganz kleinlicher Art, Raum haben, aber doch eigentlich ohne Qualen oder Leiden. Bertha, Gräfin v. Rosenberg, geb. 1420 oder gegen 1430, war sehr unglücklich an Johann von Liechtenstein, einen reichen Dynasten in Steyermark, verheirathet (1449), der ein übles ausschweifendes Leben führte, so daß sie zu ihren Verwandten floh und zeitlebens die erlittenen Drangsale und Beleidigungen nicht vergessen konnte. Nachdem der Tod sie von ihrem Peiniger erlöst hatte, wohnte sie bei ihrem Bruder Heinrich IV., der von 1451—57 regierte. Sie lebte zu Neuhaus in Böhmen, wo auch ihr Bildniß unter den Ahnenbildern aufbewahrt wird. Von ihr rührte die Stiftung eines süßen Breies her, den sie,

um die Frohnenden beim Schloßbau aufzumuntern, ihnen für alle Zeiten auf den Tag der Beendigung des Baues verschrieb, auch später dessen Aufhebung nicht duldete. Auf diesem von ihr erbauten Schloß ließ sie sich nach dem Tode häufig sehen, oft am hellen Mittag oben in einem unbewohnten Schloßthurm, wo sie zum Fenster herausguckte. Sie war ganz weiß, hatte auf dem Haupt einen weißen Wittwenschleier mit weißen Bändern, war von langer Statur und sittsamen Geberden. In diesem ihrem weißen Wittwenhabit ist sie auf verschiedenen böhmischen Schlössern noch im Portrait zu sehen. Das von ihr gezeigte gottselige Wesen ging wohl auch in Thatsächlichkeiten über. (Ihre kleinen Dienste bei hohen Wöchnerinnen sind bekannt; Stilling führt nichts der Art an. So soll sie, als eine Amme schlief, welche bei der Wiege wachen sollte, das Kind statt ihrer geschaukelt haben.)

Möchten diese kurzen, größtentheils wiederholten Notizen zu einer Reihe verwandter Skizzen aus glaubwürdigen Quellen Veranlassung geben.

Ein im Volke durch Gedicht und Sage fortlebender, auch protokollarisch bestätigter Geisterspuk von einem Wagen, der nach Ardeck fährt.

Die nachfolgenden beiden in der Form contrastirenden Mittheilungen — eine Volksballade und ein Gerichtsprotokoll — betreffen einen Gegenstand, der an der unteren Lahn hin und im ganzen Nassauischen bekannt genug ist. Man erzählt sich, von Limburg an der Lahn fahre, besonders um die Weihnachtszeit, eine Landkutsche oder ein Postwagen Nachts landeinwärts, und wenn ein müder Wanderer, der sich verspätet, in der Geisterstunde nach dem munteren Kutscher oder Postillon aufschaue zum Mitnehmen, so werde er von diesem zwar meistentheils erst etwas gefoppt, daß er ein Stück

Wegs noch nachlaufen müsse, dann aber eingelassen, und im Innern finde er sich dann in Compagnie mit sonderbar aussehenden Passagieren, einigen Mönchen oder Kapuzinern, die ihn, ohne zu reden, anglotzten und ihn, bei der Veste Ardeck angekommen, aus dem Wagen und zur verfallenen Burg hinan führten, wo ihm vor seltsamen Erscheinungen vollends Hören und Sehen vergehe. Man will solche Wanderer, von schwerem Traum erwacht, Morgens in der Nähe der Ruine von Ardeck gefunden haben, an Gliedern wie gelähmt, von Sinnen wie verwirrt, eben Bilder des Jammers. Besonders soll es die Zunft der Schuster suchen, und schon manch armer Kerl, der sich zu Limburg Leder und vielleicht bei Freunden ein Räuschchen geholt, sey in der Adventszeit um oder in Ardeck schon so zugerichtet worden, daß er bald darauf das Zeitliche gesegnet. Eine Andeutung auch hierauf findet sich in beiden nun folgenden Actenstücken, dem poetischen und dem gewissenhaft und trocken erzählenden Magistrats-Protokoll.

Der Schuster auf Ardeck.

(Ballade von Jos. Kramer.)

Auf dem Rücken zugleich und im Kopfe beschwert
Mit Leder und Wein, nach der Heimath gekehrt,
(Es funkelten Mond und die Sterne) —
Sang einsam ein Schuster, der zittert' und fror,
Und rückwärts horchend spitzt' er das Ohr:
Ein Wagen rollt her aus der Ferne.

Er steht, den das Räuschchen ermuthigt hat:
„Nehmt," ruft er, „den Müden doch mit aus der Stadt,
Vielleicht ist ein Plätzchen noch drinnen!"
Der eilende Wagen fährt plötzlich sacht,
Dem Schuster wird schweigend ein Plätzchen gemacht,
Dann rollen sie pfeilschnell von hinnen.

„Wie rings die Erd' und der Himmel flieht!"
Lallt der Arme, dem 's im Gehirne glüht,
„Wie die Rappen schnauben und brausen!"
Der Mond, der hell nun sein Silber ergoß,
Zeigt näher, nun nahe, ein stattliches Schloß:
„Wer mag in dem Schlosse wohl hausen?"

Und kaum er die letzten Worte noch sprach,
Da sind sie im Burghof, da öffnen den Schlag
Die schmucken, die eiligen Knechte.
Erstaunt sieht er rings hohe Fenster erhellt,
Doch an wen er auch immer hier Fragen stellt,
Da ist Niemand, der Antwort ihm brächte.

Die Herrschaft, in seltsamer Tracht, steiget aus:
Die Diener winken — er folgt mit in's Haus,
Er folgt mit zum prächtigen Saale.
In der todtstillen Halle bemerkt er jetzt
Eine Tafel, von Rittern und Damen besetzt;
Man deutet ihm schweigend zum Mahle.

In der furchtbaren Stille da wird ihm so schwül
Und über die Glieder da lauft's ihm so kühl:
„Herr Jesus, mich gnädig bedecke!"
Er starrt noch, wie Alles in Nebel zerrinnt,
Und ihn durchfröstelt ein eisiger Wind —
Er sinket in Ohnmacht im Schrecke!

Der Schuster die grausige Nacht hat verträumt,
Die Sonne mit Gold schon die Berge säumt —
Da sitzt er auf bröckelnden Mauern;
Mit Hülfe und Wagniß nur kommt er herab.
Er welket dahin — um das frühe Grab
Sieht der Lenz seine Lieben schon trauern.

So steiget noch jährlich ein Zeitenlauf
In der Geisterstund' aus den Trümmern auf
Die herrliche Ardecker Veste;
Dann saust gleich Sturmwind im heil'gen Advent,
Wie aus Volkes Mund ihr hören könnt'
Der Wagen und suchet noch Gäste.

Abschrift. Actum Dietz den 8. Febr. 1751.

Auf entstandenes Gerücht von einer nächtlichen Begebenheit verfügten wir uns von Magistratswegen in des kranken Anton-Seipel's Behausung, vermahnten denselben alles Ernstes, die Wahrheit über das, so Er gesehen, und was Ihme begegnet, aufrichtig zu bekennen, nahmen denselben hierüber an Eidesstatt in Handgelöbniß; und nachdem Er solches Alles ohne etwas zu verschweigen oder gegen Besserwissen und Gewissen hinzu zu thun angelobet, bekannte und sagte Er uns: was gestalten Er den Dienstag vor letzterem Weihnachten von Steinbach durch Limburg gekommen und allda bei guten Freunden, die Ihn angerufen und Ihm ein Glas Wein zugebracht, sich bis 11 Uhr Nachts verspätet gehabt, aber doch noch fortgegangen, und als er gleich an die Limburger Hohl gekommen, seines Bedünkens allda den Diezer Postwagen angetroffen, auch dem Postillon zugerufen: „Wilhelm, warte! weil's dunkel ist, will ich mit!" worauf ihm dieser gleichfalls geantwortet, Er aber Solches wegen dem Getöse, so der Wagen und die Pferde gemacht, nicht verstehen können: inzwischen hätte Er sich beständig hinter dem Wagen gehalten und, wiewohlen Er gerne aufgesessen, denselben aber niemals erreichen können, ohnerachtet der Wagen eben so gar geschwinde nicht gegangen und ganz nahe vor Ihm gewesen. Unter dem Siechhaus seye der Postillon etwas außer dem Weg gefahren, da Er dann demselben zugerufen, dieser auch Ihme wieder geantwortet, Er es aber, wie vorhin, nicht verstehen können, gleichwohlen gedacht, der Postillon und die Pferde laufen den Weg, mithin immer nachgegangen, und, nachdem ihm die Zeit ziemlich lange gedäucht, endlich auf einen gepflasterten Weg gekommen, und es da etwas bergab gegangen und er nun Gebäude und Lichter gesehen; wie nun die Kutsche allda stille gehalten, und zwei kleine Bursche mit weißen Kamisolern und aufgewickelten Schürzen, kleine Handlaternen mit gelben Stielen in der Hand haltend, heraus-

gekommen, seyen vier Kapuziner mit langen Bärten aus der Kutsche gestiegen, welche wohl eines Kopfs größer als Er gewesen und sehr lange Gesichter gehabt, also daß Ihm gedäucht, es seyen keine rechten menschlichen Gestalten, und voller Verwunderung nicht gewußt, was Er daraus machen solle. Mit Diesen seye Er im Gedränge durch ein großes Thor und vieles Mauerwerk, immer bergab, über eine aufgezogene Brücke und so weiter, endlich wie ihn gedäucht, unter die Erde in ein herrliches Zimmer durch eine kleine runde Thür, über zwei Trepplinge von gehauenen Steinen gekommen, allwo Jemand in einem Bette, fast wie ein großer Schrank in der Mauer, gelegen und einen bunten sehr schön beblümten Nachtrock angehabt — welcher sich etwas mit dem Leibe herausgereckt und zu Ihm gesagt: „Bleibt stehen!" — In dem Zimmer hätten schöne Tische und Stühle gestanden, wovon unterwärts das Gestell sehr schön und künstlich übereinander geschlungen gewesen und allerhand Thiertatzen vorgestellt, an der Wand aber sehr viele Gemälde und Alles voller Lichter an gelben oben sehr breiten Leuchtern gehangen; — und hätte er, durch die zwei Thüren in dem Zimmer, hinaus durch lauter Bogen sehr weit gesehen, und an denen ganz kleinen viereckigen Fenstern (hätte) man sich neben auf das dick aufgeführte Mauerwerk legen können. Hiernächst seye der Tisch gedeckt und allerlei Essen in großen weißen und inwendig gelben Schüsseln, nebst einer großen geschnittenen, etwa zwei und ein halb-mäßigen Bouteille mit weißem Wein darauf gewesen, woran sich die vier Kapuziner gesetzt und unter beständigem Gespräch, welches Er aber nicht verstehen können, weilen es sehr wunderlich und fast nur wie ein Geschnatter gelautet, aus ziemlich großen Gläsern getrunken, und hätte einer von denen vorgedachten kleinen Aufwärtern die Bouteille den Augenblick, als er damit hinweggegangen, auch wieder gefüllt gehabt. Wie Er nun bei dem Allen — weilen Der, so in dem Bette gelegen, sehr wunderlich und fahl in dem Gesichte, auch die Andern, als Er sie recht betrachtet,

sehr fürchterlich, gar nicht recht wie Menschen, und an der Gestalt, die Er selbst nicht recht beschreiben könne, Alle gleich gesehen, — überaus bange geworden, so hätte Er sich hinweg zu kommen bemühet, hingegen, als Er mit dem Stock vor sich hin gefühlet, befunden, daß Alles hohl und seines Bedünkens unter Ihm wie ein tiefer Keller gewesen, also daß Er mit seinem langen Stabe nirgends Grund finden können und so lange stehen bleiben müssen, bis auf einmal aus einem Balken ein wunderliches Feuer entstanden, so immer vor Ihm hingeflattert und Er davor nichts mehr recht sehen können, auch sich umwenden müssen, diesem (wäre er) also nach gegangen und damit fast den vorigen Weg über ein schönes Pflaster mit kleinen Steinen wieder heraus gekommen. Unterwegens hätte Ihm Etwas in das Gesicht gegriffen und ihn gleichsam zurückhalten wollen, wovon man bei seiner Heimkunft noch die Fingermale sehen können und böse Blattern an dem Ort ausgeschlagen (seyen) — er auch darüber todtkrank geworden. Inzwischen hätte Er noch im Rückweg hinter sich in dem Zimmer Alles unveränderlich gesehen, um sich herum aber die Pferde in denen Ställen wiehern, die Hähne krähen und die Leute überall handthieren hören, welches so lange gedauert, bis es sich ganz allmählig verzogen, und Er endlich den Weg von dem Ahrdecker Schloß her, so er auch noch hinter sich gesehen und es also nothwendig allda vorgegangen seyn müsse, erkannt, mithin nach Holzheim und so weiter den Morgen hierher gekommen.

Dieses Alles seye Ihm als einem Mann, der sich bekanntlich niemalen gefürchtet und alle Stunden der Nacht durchgewandert, so gewiß begegnet, daß Er es jedesmal auf Begehren mit einem körperlichen Eyd zu Gott betheuern könne,

Actum ut supra etc.

(Unterzeichnet sind: Conrad Fritz, Burgermeister.
J. F. Eberhard, Aktuarius.

J. J. Schepp } Gerichtsschöppen.
Henrich Schlump }

Der Original-Urkunde, die ich durch Güte der Seibelschen Familie als Eigenthum besitze, gleichlautend

Med.-R. C. Wendelstadt. *)

Collationirt und dem Original gleichlautend gefunden.

Hof-Ennerich am 29. Juli 1816.

Klamberg, Oberlieutenant.

So gesehen in meinem Beiseyn

Hof-Ennerich am 29. Juli 1816.

C. Wendelstadt.

Wenn der Einsender, der diese niedergeschriebene Merkwürdigkeit (nun grade von hundert Jahren her) als Geschenk eines Freundes schon lange bewahrte, ohne sie für die Blätter aus Prevorst oder das Magikon nützbar zu machen — im Anfang selber Zweifel an der Wirklichkeit der Erscheinung hatte, und sie für das Produkt der Aufregung jenes Mannes durch Müdigkeit und Wein zu halten geneigt war, so muß er doch immer mehr die Spuren der Finger und die bösen Blattern und die lebensgefährliche Krankheit für eine Besiegelung halten, wie sie häufig vorkommt. Zu wünschen wäre, daß von andern Seiten variirende Erzählungen des Spuks, als von Andern erlebt, beigebracht würden.

Magisch-magnetische Heilungen.

Herr W. zu N., kein Arzt, aber ein mit großen magnetischen Kräften begabter Mann, hat das Verdienst schon viele Magnetischkranke, namentlich dämonisch-magnetische, durch eben diese seine magnetischen Kräfte geheilt zu haben. Mehrere seiner Heilungen sind in frühern Heften dieser Blätter mitgetheilt. Zu gleichem Zwecke sandte er mir die hier gege-

*) Dieses Certifikat des Arztes W. (ohne Datum und Ort) scheint nach der Farbe der Dinte von derselben Zeit zu seyn, wie die beiden folgenden Beglaubigungen. — Die Abschrift des Protokolls ist in des Einsenders Besitz und kann gezeigt werden.



denen zwei Fälle von Heilungen der Art ein. Er unterwarf meistens nur solche Leidende dieser seiner Behandlung, die auf dem gewöhnlichen Wege, durch Aerzte u. s. w. nicht geheilt werden konnten. So kraß für Manchen der erste Fall lauten mag, so theile ich ihn hier doch mit, er gehört unter die dämonisch-magnetischen Krankheiten, das sogenannte Besessenseyn. K—r.

Peter Maurer von Waldbach, 1½ Stunde von hier, hatte einen Sohn von 14 Jahren. Dieser Junge bekam auf einmal eines Tages erschreckliche Krämpfe, die Füße wurden ihm ganz verdehnt, die Zunge streckte er weit und spitz wie eine Nadel heraus und legte sie auf die Nase, dabei schlug er aber noch mit Händen, Füßen und dem gangen Körper; dieser Umstand dauerte schon 6 Wochen; da kam ein bejahrter frommer und gottesfürchtiger Mann und Freund aus dem Hause des Kranken zu mir, und bat mich, in soferne ich dem Kranken helfen könne, möchte ich es doch thun. Nachdem ich mich nun bei demselben genau erkundigte, hörte ich Folgendes: der Paroxismus kommt alle Stunde, auch dauert es manchmal 5/4 Stunden. Nach Verlauf des Paroxismus sagt der Kranke auf die Minute jedesmal: bis dahin kommts wieder. Durch die häufigen und immer wiederholten Krämpfe ist das eine Bein auch schon ganz lahm. Der Kranke behauptet, das erste so wie jedesmal käme ein Mann zu ihm, von kurzer, dicker Statur, der schwarz gekleidet sey, mit einem über die Schultern herunterhängenden feinen weißen Kragen, auf dem Rücken hätte dieser Schwarze ein weißes Kreuz, so wie auch unten und hinten zwei weiße Kreuze; derselbe sage ihm jedesmal, dieses müsse er noch ein ganzes Jahr aushalten. Ich schrieb hierauf auf ein Quartblatt, und gab es dem Alten, mit der Weisung, wenn der Schwarze käme, solle der Junge demselben dieses Blatt vorhalten, und Er solle dabei bleiben, das Geschriebene aber konnte Niemand sonst lesen. Nun kam der Schwarze; der Junge that wie gelehret, hierauf sagte der Schwarze: das habe ich schon lange gewußt, werfe es weg,

der Junge hielt es aber fest, der ganze Körper blieb nun zwar von den Krämpfen verschont, mit dem Arm aber und der Hand welche den Zettel hielt, schlug er so lange, bis der ganze Zettel zertrümmert war, mittlerweile rief der Alte immer: Peterchen, halt fest, halt fest! Nachdem nun der Zettel zerrissen und zerstört war, ließen die Krämpfe nach, und der Schwarze sagte: es nützt dich alles nichts, jetzt komme ich noch länger. Des andern Tages wurde mir dieses alles von dem Alten referiret; ich gab nun demselben für den Jungen ein Amulet mit, damit er es umhänge. Der Schwarze kam nun; anstatt aber wie gewöhnlich ganz nahe hin zu dem Kranken zu treten, blieb er 3 Schritte von demselben stehen und fragte, was hast du anhängen, reiß ab, werfs hinweg. Diesem Verlangen wurde nicht entsprochen; der Kranke bekam zwar Krämpfe, aber lange nicht so stark und so lange, und dann aber kam er nicht alle Stunden, sondern nur 4 bis 5 mal des Tages; dieses dauerte 4 bis 5 Tage. In der Zwischenzeit ließ ich durch den Jungen den Schwarzen fragen, wie er heiße? Antwort: das weiß ich nicht; und was er im Leben gewesen? Antwort: ich war Pfarrer zu Grafen Zeiten. Hier ist zu wissen nöthig, daß der Letzte hier regierende gefürstete Graf 1728 starb. Der Tanz dauerte mir nun schon etwas lange, ich schickte durch den Alten nun ein anderes Amulet, ließ das erste abnehmen, und das letzte anhängen. Nun blieb aber der Schwarze weit vom Bette zitternd in der Ecke des Zimmers stehen, er bot dem Kranken viel Geld an, er solle das Ding vom Halse thun. Der Kranke sagte: nein, ich habe Geld. Der Schwarze sagte hierauf: du hast keins; kurz, das Ende der Unterhaltung war, daß der Schwarze zuletzt bat, er solle ihm denn nur 4 Pfennige abnehmen, aber auch dieses geschahe nicht. Dieser Auftritt war Nachts um 12 Uhr in Beiseyn des alten Mannes, abseiten des Kranken aber alles ohne Krämpfe. Ehe aber der Schwarze wegging, sagte er dem Jungen: ich kenne den, der dir das Ding (so drückte er sich aus) gegeben, welches du am Halse hast, er wird doch noch gehenkt,

ich kriege ihn auch noch. Was geschiehet nun in dieser nehmlichen Nacht bei mir. Ich lag in tiefem Schlaf, ein Gefühl auf dem Munde, welches mir das Athmen erschwerte und einen unmittelbaren geistigen Druck auf meinen ganzen Körper ausübte, machte mich mit Grausen erwachen (ich brannte wie gewöhnlich Nachtlicht); ich sahe zwar gar nichts, mein Inneres sagte mir aber im Augenblick des Erwachens: das war der Schwarze von Waldbach; da fürchtete ich mich nun zwar nicht mehr; ich rief meiner Frau im andern Bette; sie erwachte. Ich sagte ihr, was geschehen wär, und frug, indem sie besser auf die Uhr sehen konnte, welche Zeit es seye? Die Antwort war ½ Ein. Am andern Morgen nun kam der Alte, und erzählte mir das eben Gesagte, mit dem weitern Anfügen, um Ein Uhr Nachts seye der Schwarze wieder gekommen und habe gesagt, er seye bei mir gewesen, hätte mir aber nichts anhaben können. Es dauerte nun noch wenige Tage, daß der Schwarze immer zitternd in der entferntesten Ecke des Zimmers sich einige mal des Tages sehen ließ, und hierauf verschwand er für immer. Das eine zerrüttete lahme Bein war wieder eben so gut wie das andere, und der Alte brachte mir drei Wochen nachher den Jungen in mein Haus, wo mir derselbe alles wieder selbst persönlich bestätigte, und fand ich denselben, so weit meine Einsicht reichte, an Geist und Körper in einem ganz normalen Zustande. Alles dieses hatte stattgefunden im März des verflossenen Jahres 1848.

Zweiter Fall.

Dieses Jahr am Ostermontag kam ich Mittags aus der Kirche, und traf in meinem Hause einen Mann und Frau, Vater und Mutter von einem Mädchen von 14 Jahren, das ebenfalls gegenwärtig war. Auf Anfrage sagten mir die Leute, sie seyen 6 Stunden von hier aus Schellweiler aus dem Bayerischen zu Hause, das Mädchen seye krank, sie hätten schon 200 Gulden verdoktert, es hätte Alles nichts geholfen, und der letzte Doktor, bei dem sie gewesen, sey am ehrlichsten, er hätte nicht nur allein nichts verschrieben, sondern ihnen noch

gesagt, kein Doktor könne helfen, sie sollten mit dem Mädchen zu mir gehen. Die Eltern erzählten mir nun umständlich, wie es sich mit dem Mädchen verhielte. Die Hauptmomente, die ich nur aus der Erzählung herausgreifen will, sind folgende. In der Eltern Hause hat das Mädchen wenig Ruhe; Hände und Füße werden ihr krampfhaft und heftig verdrehet, außer dem Hause hat es viel mehr Ruhe, gehet es aber zurück, und betritt nur seines Vaters Hofbering, überfallen es die Krämpfe; will es in dem Gesangbuch oder der Bibel lesen, so muß es ungefähr so machen, als wenn Jemand sich brechen will; macht aber die Mutter mit dem Zeigefinger auf die Seite des Buches ein Kreuz, so kann das Mädchen diese Seite lesen, aber nicht weiter! will es fort lesen, so muß diese Operation auf jeder Seite wiederholt werden; macht seine Mutter auf die verdrehten Hände und Füße ein Kreuz, so läßt es augenblicklich nach. Bei einer jüngern Schwester von 5 Jahren, wenn diese das Kreuz macht, finden die nämlichen Erfolge statt, bei allen Andern im Hause ist es nicht der Fall. Stirbt Jemand im Orte, so sagt es dieses Mädchen 8, auch 14 Tage vorher, nämlich es nennt das Haus, woraus Jemand stirbt, auch hat es schon oft 3 bis 4 Wochen vorher gesagt, diese oder jene Frau kommt mit zwei Mädchen, oder zwei Bübchen, oder einem Buben, oder einem Mädchen, nieder. Alle diese bezeichneten Fälle kamen vor und trafen richtig ein, dabei aber sagte mir das Mädchen, es seye Etwas in ihm, das es immer zu allem Bösen anhalten und verführen wollte, dasselbe bezeichnet es, und sagt das Ding; so z. B. wurde das Mädchen vorigen Sommer von seinen Eltern auf das Feld geschickt, Klee zu nehmen; vor dem Dorfe mußte dasselbige zwischen Gärten hindurch, worinnen Zwetschenbäume standen, die, im Juli war es, sehr voll unzeitigen Zwetschen hingen. Das Ding sagte nun zu ihm: es solle in den fremden Garten gehen, und eine Schürze voll von den unzeitigen Zwetschen brechen. Das Kind widersetzte sich zwar diesem Ansinnen, es sagte: ich darf nicht, wenn der Schütze kommt, bekomme ich einen Rap-

port, und kam unter diesen Oppositionen wirklich an dem Garten vorbei. Auf einmal aber wurde das Mädchen von dem Ding herumgerissen, und es mußte nolens volens in den Garten gehen, und eine ganze Schürze voll dieser unzeitigen Zwetschen brechen, und gieng damit in seiner Eltern Haus mit weinenden Augen zurück. Zugleich aber behauptet das Mädchen, es käme auch öfters ein Engel zu ihm, der mit spreche und es tröste, und es an der Hand nehme, dann seye es aber so froh, als wenn es im Himmel wäre; diesen Umstand bestätigten denn auch die beiden Eltern. Dieser Engel hat dann auch dem Mädchen gesagt, wie alt es würde, nämlich 20 Jahr. Nachdem ich noch weiter in Bezug auf den Engel fragte, sagte mir das Mädchen, derselbe hätte einen langen, bis auf die Füße gehenden, weißen Rock an mit vielen Falten, und einer schwarzen Schärpe um den Leib ꝛc.

Nach Anhörung vorstehender Erzählung ließ ich die Mutter und das Mädchen auf zwei Stühle, die hart neben einander standen, niedersitzen, und ich stellte mich drei Schritte entfernt von dem Mädchen vor dasselbe hin, im Stillen bei mir selbst betend. So stand ich noch nicht Dreiviertelminuten, da bekam das Mädchen furchtbare Convulsionen, und das so arg, daß ich hinzutreten mußte, demselben die rechte Hand auf das Haupt legte, und die bekannte Worte: „Praecipio in Nomine domini J. Ch. etc." dreimal wiederholte; erst bei dem dritten Mal ließen die Convulsionen auf einmal nach, und das Mädchen fühlte sich ganz wohl. Hierauf gab ich dem Mädchen ein zu diesem Zwecke durch das Wort Gottes zubereitetes magnetisirtes Glas Wasser zu trinken, wodurch es zwar ohngefähr 7 Minuten sehr hinfällig und abgespannt, aber gleich darauf ihm so wohl wurde, als es demselben in langer Zeit nicht war. Ich aß nun zu Mittage, und ließ den Leuten auch zu essen geben; nach dem Mittagessen machte ich dem Mädchen zum Umhängen ein Amulet, ließ es wieder niedersitzen, um ihm das Amulet, welches ich, ihm ohngefähr 5 Minuten vorhaltend, in Händen hatte, umzuhängen, ich stand aber noch

keine Minute vor ihm, so bog es sich ganz convulsivisch vorn über und stellte sich auf den Kopf, so daß der Rücken das Unterst zu oberst mir gegenüber war. Nach Verlauf von einigen Minuten bog ich dasselbige auf, hänge ihm das Amulet unter heftigen Convulsionen um, und sogleich ließen die Krämpfe nach; ich gab der Kranken noch ein Glas magnetisirtes Wasser, und so blieb nunmehr Alles bis zu ihrer Abreise von hier (die Leute hatten einen Wagen bei sich) ruhig und gut. Nach meinen frühern vielseitigen Erfahrungen in diesen Dingen konnte ich die Leute so ziemlich beruhigen, indem ich ihnen sagte, daß ich glaubte, wenn sie am Abend nun auf ihrem Hofbering ankämen, das Mädchen keine Krämpfe weiter bekommen würde. Was sich nun weiter in dieser Geschichte zugetragen, können Sie aus dem beiliegenden Brief von meiner Schwiegermutter aus Cusel, einer 78jährigen, sehr christlichen und verständigen Frau, ersehen. Eben fällt mir ein, daß ich doch den fraglichen Brief von meiner bei mir hochgeehrten Schwiegermutter nicht sehr gerne aus den Händen gebe, so will ich Ihnen lieber mit größter Gewissenhaftigkeit eine Abschrift desselben mittheilen, welche sofort hier folgt:

Cusel, den 18. April 1849.

„Lieber Herr Sohn!

Ich habe gestern selbst mit der Mutter des kranken Mädchens gesprochen; die Anfälle von dem Uebel sind bisher gänzlich weggeblieben, dagegen hat es Erscheinungen anderer Natur gehabt; ein schöner weißer Engel, wie es sich ausdrückt, habe viel und Gutes mit ihm geredet, und Hoffnung gemacht, unter Anderm habe er gesagt, es solle noch von dem Wasser trinken. Schon auf dem Rückweg von Ottweiler hatte es eine Erscheinung dieser Art; die Mutter glaubte, es schlafe, und störte es nicht; wie es wieder zu sich kam, sagte es ihr davon, aber alle Beängstigung ist weg; ich rieth der Frau, einen Krug mit magnetischem Wasser bei Ihnen zu holen, — die Leute können Ihnen nicht genug danken, so wäre ihnen

noch kein Mann vorgekommen, der so gut mit ihnen geredet, und die Krankheit so erkannt habe, die Mutter ist ganz glücklich über die Genesung ihres Kindes, ohngeachtet sie selbst so elend und kränkelnd aussieht; sie hat mir so viel erzählt, daß ich nicht Alles behalten konnte, den Hauptinhalt aber gebe ich Ihnen hier. Ich kann bei der ganzen Geschichte nur ausrufen: „Unbegreiflich sind Deine Wege!“ Wann die Leute, welche das harte Schicksal getroffen, solches nur zu ihrer wahren Besserung anzuwenden verstehen.“

Sonderbarer Körperzustand.

Es befindet sich in diesem Augenblick zu Barrington-Gurney ein junges Mädchen, zwanzig Jahr alt, Tochter eines Steinhauers (tailleur de pierres) James Gomber, die seit neun Jahren keinen Bissen fester Nahrung angerührt hat. Im Jahr 1837 starb eine Schwester von ihr, und da ihre Mutter durch Geschäfte genöthigt war, sie mit dem Leichnam allein zu Hause zu lassen, so empfand sie einen solchen Schrecken, daß sie krank wurde. Allmählich wurde sie schwach und stand nicht mehr vom Bette auf, wo sie von einem fast unaufhörlichen Schluchzen befallen wurde. Von da an hat sie kein Wort mehr gesprochen, und die einzige Substanz, die sie zu sich nimmt, ist ein wenig Flüssigkeit, welche man ihr mit einem kleinen Löffel durch eine Zahnlücke in den Mund einflößt; denn die Kinnladen sind hermetisch verschlossen. Obgleich dieser üble Zustand schon so lange dauert, so ist doch das arme junge Mädchen beinahe um sechs Zoll gewachsen; sie ist bei vollem Bewußtseyn, ist glücklich und bringt ihre Tage mit Beten zu.

So weit der Bericht. Also wieder ein Beispiel vieljährigen Fastens ohne Abnahme der Lebenskraft. Diese Krankheit scheint ein Mittel der Bewahrung in der Hand Gottes zu seyn, und ein Mittel, das junge Gemüth zu ihm zu ziehen.

Es ist vergnügt und betet still ohne Unterlaß. Mögen Kranke, die von ähnlichen Uebeln heimgesucht und an das Bett gefesselt sind, solches zu ihrem Trost und zu ihrer innern Heilung bedenken, und gewiß seyn, daß Krankheit oft eine größere Wohlthat ist, als das beste leibliche Befinden. Die hievon nichts wissen wollen, und dergleichen Thatsachen, mögen sie auch förmlicher beglaubigt seyn als obige Zeitungsnachricht, bezweifeln und läugnen, mit denen reden wir nicht.

— y —

Polemik.

Ein strenggläubiger Katholik sandte mir nachstehendes Schreiben, unterzeichnet: „Laicus" zu, mit der Bitte, es gewiß in das nächste Heft des Magikons aufzunehmen. Obgleich das Magikon nicht dafür bestimmt ist, in ihm Streite über religiöse Glaubensverschiedenheiten zu führen, so gebe ich es aus besondern Rücksichten doch, der Unpartheilichkeit wegen aber mit Bemerkungen über dasselbe, die mir ein lutherischer Geistlicher zusandte.

J. Kerner.

An Herrn Doctor Justinus Kerner!

Ihr Magikon, mein hochverehrtester Herr, enthält so viel des Schönen und des Guten, des Seelenerquickenden und des Geisterhebenden, daß ich meiner schwachen Beredsamkeit nicht zumuthen will, Ihnen den Dank auszudrücken, den denkende Geister und fühlende Herzen Ihnen schulden.

Ich betrachte den Verein, den Sie und Ihre geehrten Mitarbeiter bilden, als eine der schönsten und hoffnungsreichsten Blüthen unserer glaubenslosen Zeit, als eine Blume der Wüste, als einen Vorboten des Frühlings, der die Gestalt der Welt verjüngen wird.

Die ungeheure Mehrzahl unserer im Staube wühlenden

und mit hohlen Muscheln spielenden Zeitgenossen lassen Ihre Mahnungen unbeachtet verklingen, verspotten, was sie nicht begreifen wollen, und verhöhnen, was sie durchschauern sollte, mit heilsamer Furcht. Doch eben dadurch wird Ihnen die heilbringende Ehre zu Theil, mit den Jüngern der Wahrheit zu kämpfen und zu leiden.

Nach Darbringung so aufrichtiger, Ihrem Verdienst gebührender Huldigung wird es mir wohl auch vergönnt seyn, Ihnen bemerklich zu machen, was mich in Ihren Bestrebungen und Aeußerungen befremdet, verwundet und betrübt.

Aus vielen andern, das katholisch gläubige Gemüth tief verletzenden Stellen des Magikons erwähle ich für heute zum Thema meiner Bemerkungen einen im dritten Heft des Jahrgangs von 1849, pagina 257 eingerückten Aufsatz.

In diesem Aufsatze lese ich Folgendes:

„Weltbekannt ist es ja, wie er (F. v. Meyer), den Kern „der Lehren der Katholiken anerkannte und zu Vielem freiwillig und ganz biblisch zurückkehrte, was der immer platter „werdende Protestantismus aus dem evangelischen Bekenntniß „auszumerzen strebte . . .

„Mit Stolz sagten manche katholische Theologen: wenn „die erleuchtetsten Protestanten solche Zugeständnisse machen, „wird der Sieg bald unser seyn. Sie verbargen sich aber „die große Kluft zwischen Beiden, die aus dem apostolischen „und dem abgeirrten und verweltlichten Katholicismus sich „auseinanderhebt, während (?) dieser sich nie der Einfalt, Demuth und Milde der alten Zeit erinnern will."

Was berechtigt Sie, Herr Guido von Meyer, diesen unchristlichen übermüthigen Machtspruch auf eine Kirche herabzudonnern, die hundert oder zweihundert Millionen Christen werth und theuer ist? Ob die große Kluft, von der Sie reden, besteht oder nicht besteht, das ist ja eben die Frage, die jetzt alle denkenden Protestanten beschäftigt, und in demselben Augenblicke, wo Sie eingestehen, daß Ihr verewigter Vater Glaubenssätze auf's Neu erkannte, die der Protestantismus

dreihundert Jahre lang als Ueberreste des stupidesten katholischen Aberglaubens bezeichnete, in demselben Augenblicke schmähen Sie die Kirche, die eben diese Glaubenssätze bis auf den heutigen Tag mit unerschütterlicher Treue bewahrt!

Vor fünfzig Jahren hätte Niemand sich's träumen lassen, daß erleuchtete Protestanten „der großen keck geläugneten (freventlich von Luther und Consorten geläugneten) Wahrheit des Fegfeuers" huldigen würden. Woher wissen Sie denn, Herr Guido von Meyer, daß gläubige, Wahrheit suchende Protestanten nicht auch in Zukunft wieder zum Bekenntniß anderer, eben so keck geläugneter, Glaubensartikel gelangen werden?

„Der verweltlichte Katholicismus (d. h. der jetzige) will „sich nie der Einfalt, Demuth und Liebe der alten Zeit erinnern." Gegen was oder gegen wen ist denn eigentlich dieser Vorwurf gerichtet? Gegen das katholische Dogma oder gegen die Träger der Kirchengewalt? Nehmen Sie den ersten besten katholischen Katechismus, die erste beste Glaubenslehre zur Hand, und Sie werden finden, daß diese Tugenden darin auf's Eindringlichste gepredigt werden. Sind es die Bischöfe und Priester, denen diese Tugenden mangeln? Dies behaupten, hieße viele Tausende ehrwürdiger Männer, das Episcopat aller Jahrhunderte und des jetzigen verläumden. Wenn einige Priester ihres hohen Berufs sich unwürdig zeigen sollten, so trifft der Vorwurf nur diese Priester, nicht aber die Lehre die sie verdammt, nicht das Amt, zu dem der Herr sie berief. Vergessen Sie übrigens nicht, daß die von Einfalt, Liebe und Milde beseelten Apostel ganz andere Tugenden neben diesen entwickelten, sobald es galt, die Reinheit der Lehre, die Unverletzbarkeit des Sittengesetzes gegen Irrlehre und Sünde zu vertheidigen. Was sie thaten, das thut die wahre Kirche noch heut!

Sie sprechen viel von apostolischem Katholicismus! Ein solcher konnte aber nie verfälscht werden, konnte nie aus der Welt verschwinden, konnte unmöglich ein Jahrtausend lang von dem „abgeirrten" Katholicismus erstickt werden: eben darum

weil er apostolisch ist. „Wer euch höret, der höret mich," sprach der Herr zu den Aposteln: daraus scheint zu folgen, daß in allen Jahrhunderten eine Autorität bestehen sollte, die der Christ nicht ungestraft verachten kann.

Aus welchen Quellen ist Ihnen der apostolische Katholicismus bekannt. Nur aus denen, welche die abgeirrte Kirche Ihnen darbietet. Von wem haben Sie die Bibel empfangen? Aus den Händen dieser abgeirrten Kirche — wer hat das, von Luther und Consorten umgestürzte Kreuz in allen christlichen Ländern errichtet? Diese abgeirrte Kirche, auf die Herr Doctor Rudolph Stier mit so großer Verachtung „von seinem klaren Standpunkte" über allem Confessionellen herabschaut.

Aber gerade „dieser klare Standpunkt" ist der finstre Tummelplatz menschlichen Hochmuths, menschlicher Selbsttäuschung, menschlicher Leidenschaft. Wer die Kirche nicht hört, sagt der Erlöser, sey euch ein Heide und ein Zöllner! „Geht," spricht er zu den Erstgebornen des göttlichen Lehramts, „geht hin und lehret alle Völker. Ich bin mit euch bis an's Ende der Tage, ich werde euch nicht als Waisen hinterlassen." Mit diesen Worten stiftet er ein Lehramt, dessen immer lebende Autorität alle Wahrheit den Gläubigen verkünden sollte. Von einem Buche, das die Apostel schreiben sollten, steht keine Sylbe in der Bibel. Das vom Herrn gestiftete Lehramt allein kann uns Bürgschaft leisten für die Aechtheit und richtige Auslegung der heiligen Schrift. Dieß Lehramt allein ist berufen, die ewige Wahrheit zu verkünden, und nie kann ihm ein Stück dieser Wahrheit abhanden kommen. Dies ehrwürdige Lehramt, das „der klare Standpunkt über allem Confessionellen," überflüssig und lächerlich machen würde, wird bestehen, bis der Vorhang steigen wird zum Gericht: Coeli et terra peribunt verba autem mea non peribunt!

Täuschen Sie sich doch ja nicht, ehrenwerthe Männer und geliebte Brüder, über die geistige Stellung, die Sie und so viel gutdenkende, den Herrn aufrichtig suchende Protestanten einnehmen! Im Gebiet des Protestantismus gibt es

nichts Bleibendes, nichts Unwandelbares; das hat die Geschichte von drei Jahrhunderten, das hat Ihr eignes innres Leben der Welt und Ihnen bewiesen. Der denkende Protestant muß nothwendiger Weise rückwärts, das heißt, zur alten Wahrheit oder vorwärts zu neuem Irrthum schreiten. Protestanten die an ein Fegfeuer glauben, dessen Daseyn unwidersprechlich beweist, daß der Glaube allein nicht gleich selig macht, können nicht lange mehr so vielen andern, mit noch weit hellern Strahlen in Schrift und Ueberlieferung glänzenden göttlichen Offenbarungen ihr Auge, so vielen andern sonnenklaren Verheißungen und Drohungen des Herrn ihr Ohr verschließen.

Von Ihrer Gerechtigkeitsliebe, ehrenhafte Männer, erwarte ich die Einrückung dieses Schreibens im nächsten Heft des Magikon. Sollte diese Erwartung mich täuschen, so würde ich zweifeln an Ihrer Einfalt, Liebe und Milde!

Laicus.

Bemerkungen zu den Beschwerden des Laicus.

Es ist unbegreiflich, wie der Herr Laicus sich oder seine „Kirche“ dadurch, „tief verwundet“ und „tief verletzt“ halten kann, daß Herr G. v. Meyer zwischen einem „apostolischen“ und zwischen einem „abgeirrten und verweltlichten“ Katholicismus unterscheidet.

Es soll ein „unchristlicher, übermüthiger Machtspruch“ seyn, den Hr. G. v. M. auf die „Kirche“? herabdonnere, wenn er sagt, daß dieser, der verweltlichte Katholicismus, sich nie der Einfalt, Demuth und Milde der alten Zeit erinnern wolle.

Zu behaupten, daß der „ganze Katholicismus der Jetztzeit noch der apostolische“ seye, heißt aller Geschichte Hohn sprechen.

Ist der Katholicismus der Dominikaner, vor deren blutigen Verfolgungen F. v. M. nach pag. 462 eine Art Schauder empfand, auch ein apostolischer?

Herr Laicus sagt zwar, die Apostel haben auch ganz

andere Tugenden neben Milde entwickelt, sobald es galt, die Reinheit der Lehre ꝛc. zu vertheidigen. Aber wo haben sie befohlen, Scheiterhaufen zu errichten, zu foltern u. s. w. Was gebietet der Herr selbst bei Ungläubigen? z. B. Marci 6, 11. „Gehet von ihnen heraus und schüttelt den Staub ab von Euren Füßen zu einem Zeugniß über sie!“ nicht aber: verbrennt sie zu Staub und schüttelt diesen in die Luft! Vgl. Luc. 9, 54—56.

Wenn der „apostolische“ Katholicismus „nie verfälscht werden konnte,“ wie Herr Laicus behauptet: wie kam er denn dazu, Vergebung der Sünden um Geld anzubieten, während der Apostel Petrus (Apgsch. 8, 20.) zu dem Geld anbietenden Simon spricht: daß du verdammt werdest mit deinem Geld, daß du meinest, Gottes Gabe werde durch Geld erlangt?

Herr Laicus fragt: „von wem haben Sie die Bibel empfangen?“ Aus den Händen dieser abgeirrten Kirche. Aber hat nicht gerade diese Kirche gegen das apostolische: „Suchet in der Schrift ꝛc.“ dem Laien Laicus das Lesen dieser Bibel verboten? Ist sie nicht gerade hier von dem Apostolischen abgeirrt? Und in wie fern hat denn „Luther und Consorten“ „das Kreuz umgestürzt?“ Möchte doch Herr Laicus „den ersten besten lutherischen Katechismus, die erste beste lutherische Glaubenslehre zur Hand nehmen, um sich zu überzeugen, wie Unrecht er hat, und daß das die lutherisch-protestantische Kirche noch weit mehr „schmähen“ heißt, als wenn man (wie Hr. G. v. M.) bemerkt, es gebe einen abgeirrten Katholicismus. Wenn übrigens Herr Laicus auf seinen Culminations-Punkt kommt mit der Behauptung: von einem Buche, das die Apostel schreiben sollten, steht kein Wort in der Bibel u. s. f. wenn er somit der Bibel als Quelle aller Wahrheit alle Autorität abspricht und uns auf die Infallibilität des Lehramts hinweist, so ist mit ihm nicht weiter zu streiten. Nur ist es verwunderlich, wie er sich freuen kann, daß der vorerwähnte F. v. M., als Wahrheit suchender Protestant, katholische Glau-

bensſätze wieder anerkannt habe, da von G. v. M. klar ausgesprochen ist, daß hier vorerwähnte Vota ꝛc. biblisch, also durch Forschung in der Bibel, nicht durch eine mündliche Tradition des Lehramts, zu vielem zurückgekehrt seye ꝛc.

Uebrigens freuen sich gutdenkende, den Herrn suchende Protestanten, wie der sel. F. v. Meyer, in der Bibel das „Bleibende, Unwandelbare" zu besitzen, und ohne sich von dem falschen „Vorwärtsrufen" einer glaubenslosen Zeit beirren zu lassen, erblicken sie in dem vom Herrn selbst gebotenen „Bleiben an diesem Unwandelbaren" Joh. 8, 31. ein „Vorwärts", das sie zur Erkenntniß der Wahrheit und zum Freiwerden von menschlichem Irrthum führen soll.

* * *

Lidwina von Schiedam.

Legende aus Hollands Vorzeit

vom

Freiherrn Franz von Maltitz.

(Visitabatur ab angelo sancto.)

Venerabilis Thomae a Kempis Opera omnia coloniae agrippinae MDLX.

Vorwort.

Es liegt zwar im Plane des Magikons nicht, größere Poesien, und sind sie auch religiösen Inhalts, aufzunehmen, dennoch können wir unsern Lesern diese nachstehende, in gebundene Rede gebrachte Legende nicht vorenthalten, da auch der Verfasser seine Arbeit mit so vieler Güte ausdrücklich für diese Blätter bestimmte. Er heißt sie einen getreuen Auszug aus „Opera omnia“ des seligen Thomas à Kempis, der aber, wie wir hinzusetzen, in gebundener Rede mit poetischem Geiste und christlichem Glauben wiedergegeben ist.

J. Kerner.

Lidwina von Schiedam.

I.

Es liegt in Holland ein Städtchen,
Vom Bächlein, Schiedam genannt;
Da war einst ein heiliges Mädchen,
Dem Herrn und den Engeln bekannt.

Er, der seine Heiligen schmücket
Mit Kraft und Wunderhuld,
Hat ihr auf die Stirne gedrücket,
Die Dornenkron der Geduld.

Gepeinigt von Schmerzen und Leiden,
Mit Recht Lidwina genannt,
Blieb glühend im Leben und Scheiden
Zum Himmel ihr Sehnen gewandt.

Arm war sie an irdischer Ehre;
Doch Gott verklärte mit Ruhm
Die kostbare Perle, dem Meere
Entrafft für sein Heiligthum.

Still weihte, der Welt verborgen,
Ihr frommes Elternpaar
Dem Herrn seiner Armuth Sorgen
Und sein Gebet am Altar.

Acht Knaben schon hatte mit Schmerzen
Die Mutter dem Gatten gebracht,
Als unter ihrem Herzen
Lidwina, das Mägdlein, erwacht.

Es war am Sonntag der Palmen,
Und ihre Zeit bald da;
Laut tönt's aus jubelnden Psalmen:
Hosannah! der Herr ist nah!

Doch bald, als zum grausen Gerichte,
Im dumpfen Klagegesang,
Des heiligsten Leidens Geschichte,
Von Priesterlippen erklang.

Da faßt sie ein leises Beben,
Heim kehrt sie ohne Laut;
Und schmerzenlos gab sie das Leben,
Lidwina, der Leidensbraut!

II.

Auf Schiedams Hochaltar glänzet,
So freundlich und so mild,
Von frommer Hand oft bekränzet,
Ein Muttergottesbild.

Auf wundervoller Weise
Dem armen Städtlein bescheert;
In stiller Beter Kreise
Gepriesen und verehrt.

Vor dem die Leidensgeübten
In Demuth und Hoffnung stehn,
Zur Trösterin der Betrübten,
Zur Zuflucht der Sünder flehn.

Kaum zählte das Mägdlein acht Jahre,
Als schon ihr frommes Gemüth
Am gottgeweihten Altare
In heiliger Sehnsucht erglüht.

Wenn, tragend das Mahl für die Brüder,
Sie früh zur Schule geht,
Kehrt zu den Eltern wieder
Sie zögernd oft zu spät.

Einst schalt sie die Mutter, sie raube
Der Arbeit träge die Zeit;
Da schaudert die sanfte Taube,
Die schon ihr Vergehen bereut.

Und lispelt durch Thränen, die baden
Ihr Antlitz beschämt und entzückt:
„Es hat mich die Mutter der Gnaden
„Heut lächelnd angeblickt!"

III.

So wuchs in züchtiger Schöne
Lidwina, die Jungfrau, empor;
Bald klangen die Schmeicheltöne
Der irdischen Lieb in ihr Ohr.

Doch, treu dem Höchsten geblieben,
Vom Herrn sie täglich erfleht
Die Segnung allein zu lieben
Den Gott der Majestät.

Die keusche Weihe zu wallen,
Als Christi Braut schon hier;
Die Gnade dem Blick zu mißfallen,
Der irdischen Begier.

Und Er, der von Ewigkeit liebend,
Sie schon zur Braut sich erkohr,
Neigt bald, sie in Schmerzen übend,
Dem kindlichen Flehen sein Ohr.

Daß für seiner Liebeshuld Strahlen,
Ihr Auge bleibe stets wach,
Entzog er sie durch Qualen
Dem irdischen Brautgemach.

IV.

Einst als auf blinkendem Eise
Der Jungfrau Schaar sich vergnügt,
Lidwina, auf schlüpfrigem Gleise,
Dem Fall der Gefährtin erliegt.

Umsonst von der Menschenkunst Sorgen,
Von Elternliebe bewacht,
Bringt ihr die Genesung kein Morgen
Und keinen Schlummer die Nacht.

Bald schaut aus eiternder Wunde
Hervor ihr zerknicktes Gebein,
Es schwindet von Stunde zu Stunde
Der Hoffnung trügender Schein.

Die Brust, wie mit ehernen Ketten,
Ein drückendes Wehe beschwert,
„Kein sterblicher Arzt wird sie retten,“
Ein frommer Meister erklärt.

Verborg'nen, finstern Gewalten,
Die bald des Verderbens Keim
Zu grausiger Blüthe entfalten,
Scheint sie gefallen anheim.

Was Gott sprach in alten Tagen
Zu Satan, vor Hiobs Pein,
„Den Leib meines Knechts darfst du plagen,
„Doch seine Seele bleibt mein!“

Das ward an Lidwinen erfüllet,
Als sie im Jammer versank
Und ihren Seelendurst stillet
Der Herr mit himmlischem Trank.

V.

Wohl konnte mit Hiob sie klagen,
Aus angstvollem Schlummer erwacht:
„Nie schlafen sie, die an mir nagen,
„Mich quälend bei Tag und bei Nacht.“

Denn gräuliche Würmer zerstören,
Zu neuer Gier stets erweckt,
Den Marterleib, triefend von Schwären,
Von brennenden Wunden bedeckt.

Am Kopf mit der Mitternacht Farben,
Am Leib mit der Nebel Grau
Bezeichnet, die Schlangen nicht starben,
Gesättigt mit giftigem Thau.

Von Gottes Geißel geschlagen,
Berührt wie von rächender Hand,
Muß alle Leiden sie tragen,
Die je ein Wesen empfand.

Es wühlt wie ein grimmiger Geyer,
In Lungen und Leber der Schmerz;
Bald strömt ihr fiebrisches Feuer,
Bald Todesschauer durchs Herz.

Gelähmet an Füßen und Händen,
Von spitzigen Stacheln durchbohrt,
Kann sie ihr Haupt kaum noch wenden,
Die Zunge noch stammeln ein Wort.

Erblendend die Augen ermatten,
Verwundet vom bleichesten Strahl,
Und fleh'n bei der Finsterniß Schatten
Um Schutz vor blendender Qual.

Das Lager, das ruhelose,
Ein schwarzer Schleyer umhüllt,
Wo Christi bleiche Rose
Verschmachtet im Dornengefild.

VI.

Nicht um Genesung, mit Zähren
Und glühenden Seufzern, sie fleht —
Nein — ihre Last zu erschweren
Rief stets zum Herrn ihr Gebet.

Denn jede Marter auf Erden
Der Dulderin lieblich verhieß
Gekrönt und beseligt zu werden
In Christi Paradies.

Die sterbende Kraft sie verwendet
Zu Liebeswort und That,
Vom Schmerzenlager sie spendet
Viel Kranken Trost und Rath.

Des Mitleids heilige Triebe
Ihr eignes Leiden vermehrt,
Den Tod besiegend in Liebe,
In läuternder Flamme verklärt.

„Gern," sprach sie, möcht ich noch winden,
„Mich bis zum Tod in der Pein,
Könnt ich aus des Büßungsorts Schlünden
Nur eine Seele befrei'n.

Stets dürstete sie zu dulden,
Vom Brand der Liebe verzehrt,
Für fremde Sündenschulden,
Und ward vom Herrn oft erhört.

Doch fern, sich stolz zu erheben,
Vom Strom der Gnaden getränkt,
An Gottes Gericht nur mit Beben
Die reuige Büßerin denkt.

VII.

Weissagende Stimmen riefen
Ihr Todesklänge zu:
Und bald die Eltern entschliefen
Zur stummen Grabesruh!

Wenn ahnend auch daß schon zur Weihe
Des Himmels die Frommen Gott ruft,
Folgt doch ihre sorgende Treue
Den Theuern noch jenseits der Gruft.

Und täglich, im feurigen Sehnen
Nach ihrer Seligkeit,
Dem Herrn sie das Opfer der Thränen,
Die Sühne der Schmerzen weiht.

Auf daß ihr Wurm doch bald sterbe
Und bald verlösche die Gluth,
Wird all' ihr dürftiges Erbe
Der Armen und Leidenden Gut.

Im kindlich frommen Erkühnen
Aufblickend zum Gnadenthron,
Vermacht vor Gott sie ihnen
Lidwina's Marterlohn.

Und nun wie beraubt aller Gnaden,
Von allen Segnungen leer,
Wallt sie bis zum Grab auf den Pfaden
Verdoppelter Büßung einher.

Ein schneidender Gürtel verwundet
Stets ihre Wunden aufs Neu',
Und bis zum Tod er bekundet
Lidwinans kindliche Treu'.

Zu Schmerzen gesellet sie Schmerzen,
Auf Qualen häufet sie Qual,
Und schmachtet mit brennendem Herzen
Nach neuer Würdigung Strahl.

Und liebend neigt aus der Höhe
Der Herr, dem ihr Alles sie gab,
Sich auf ihr unendliches Wehe
Mit seinen Gnaden herab.

Verleiht ihr mit mildem Erbarmen
Was sie für Dulder erfleht,
Und schenkt der Aermsten der Armen
Ein Glück, von Reichen verschmäht.

Vom himmlischen Geber gesendet,
Sich wundersam immer erneut
Der Trank den sie Dürstenden spendet,
Das Brod das sie Hungrigen beut.

VIII.

Wie einst aus heiliger Propheten Munde
Zu den Erwählten Gottes Liebe sprach,
So tröstet heut noch der Verheißung Kunde,
In Lehr' und Vorbild, uns am Leidenstag.

Es mischte Preisgesang in bange Klagen
Der Seherkönig grauer Väterzeit:
„Mit tausend Schmerzen hast du mich geschlagen,
„Mit tausend Segnungen mein Herz erfreut!"

So ward Lidwina, die in Trauerstille
Der Qualen bittern Wehrmuthskelch geleert,
Getränket mit des Wonnebechers Fülle
Und mit des Manna's Himmelsbrod genährt.

Auf hartem Lager ruht ihr Leib verschmachtend,
Doch ihre Seele weidet Tag und Nacht,
Das heil'ge Leiden unsres Herrn betrachtend,
Sich am Geheimniß seiner Liebesmacht.

Versenkend ihre Pein in seine Wunden,
Sie täglich seinen Marterweg durchgeht
Den sie vertheilet auf die sieben Stunden
Die Christi Priester weihen dem Gebet.

Und Himmelswonnen stillten ihre Klagen:
Er, dessen Kreuz die Liebende umfaßt,
Schien selbst das Kreuz der Dulderin zu tragen,
Und nahm auf seine Schultern ihre Last.

Ein heil'ger Engel trat oft in die Zelle
Der Dunkelkett, und, fassend ihre Hand,
Führt über Berg und Thal und Meereswelle,
Er sie zur Wahlfahrt ins gelobte Land.

Zu allen Stellen, wo der Herr gelitten
Und duldend unsern Seelen Heil erwarb;
Zum Berg, wo er den letzten Kampf gestritten
Und für der Welt Erlösung liebend starb.

So leitet durch die gottgeweihten Auen,
Von sel'ger Lust und sel'gem Schmerz erquickt,
Der Strahlenengel Christi Braut, zum Schauen
Der Wunderwelt an Seel und Leib verzückt.

Wenn heim sie kehrt vom heiligen Gestade,
Blieb lang erschöpft die irdische Natur,
Trug noch ihr müder Fuß der Felsenpfade,
Die Hand der Dornensträuche blut'ge Spur.

IX.

Lieblich strömt aus ihrer engen Zelle
Wunderlicht am Tag und in der Nacht,
Wenn an ihrer stillen Lagerstelle
Sich der Engel zeigt in milder Pracht.

Rosenwolken wallen in den Lüften
Und des Himmels Harfen werden wach,
Mit des Paradieses Blumendüften
Füllet sich das dürftige Gemach.

Aber Sonnenschimmer es verklären,
Und des ew'gen Lebens Morgen tagt,
Wenn der Herr, mit sel'ger Geister Chören,
Niedersteigt ans Bett der armen Magd.

Wenn, in seiner Himmelsfürsten Kreise,
Er sie schmückt mit lichter Kronenzier,
Liebend sättigt mit der Engel Speise
Ihrer Seele schmachtende Begier.

Wenn die Klause Purpurflammen spendet,
Wenden scheu die Sterblichen den Blick,
Von dem überird'schen Licht geblendet,
Zur gewohnten Dämmerung zurück.

Doch ihr Auge, das der Erdensonne
Bleichem Schimmer schmerzlich sich verschließt,
Schwelgt mit heißem Dank und sel'ger Wonne
In der Glorie — die sie begrüßt.

X.

Im Geist verzückt, sah freudenvoll
Sie einst die goldne Krone,
Die Gott der Herr ihr schenken soll
Zu ihrer Leiden Lohne.

Doch nicht vollendet war der Kranz
Der ew'gen Siegesfeier,
Kaum leuchtete sein matter Glanz
Durch graue Nebelschleier.

Und eine Engelstimme sprach
In liebreich ernsten Tönen:
„Noch fehlt des Kreuzes heil'ge Schmach
Um deinen Sieg zu krönen."

Und täglich steigt zu Gottes Sohn
Ihr Flehn, geprüft zu werden
Durch Fluch und Lästerung, Spott und Hohn,
Wie einst der Herr auf Erden.

Und gnädig ihrs der Herr gewährt;
Als des Burgunders Schaaren
Sich Holland nahen, mit dem Schwerdt,
Des Herzogs Recht zu wahren.

Es beugt sich Schiedam seiner Macht;
Bald schwelgt im Festgepränge,
Vom Morgen bis zur späten Nacht,
Der rauhen Krieger Menge.

Still ruht die bleiche Maid, allein
In kalten Finsternissen,
Als plötzlich wird von grellem Schein
Der Schatten Flor zerrissen.

Schon in die düstre Klause dringt,
Hohnsprechend ihrem Gotte,
Ihr Schmerzenlager schon umringt
Der wilden Frevler Rotte.

Ihr heil'ges Leiden nennet Trug
Und List die grause Bande,
Die Wunden, die der Herr ihr schlug,
Brandmähler ihrer Schande.

Und schwer verletzt von Mörderwuth,
Doch still bereit zu sterben,
Sieht sie mit ihrem reinen Blut
Ihr Leichentuch sich färben.

Und zornerglühend drohn zu nahn
Dem Fürsten Schiedams Väter,
Ihm zu berichten, was gethan
Die frechen Uebertreter.

Doch schaudernd seufzt die Jungfrau: nein,
Verschweigt ihm das Verbrechen,
Es spricht der Herr: die Rach ist mein,
Ihr sollt mein Leid nicht rächen!

Als, bald vom göttlichen Gericht
Ereilt die Sünder sterben,
Ihr sanftes Herz in Schmerzen bricht,
Beklagend ihr Verderben.

Und wie sie um die Mörder weint,
Für ihre Frevel büßend,
Ihr heil'ger Engel ihr erscheint,
Als Schwester sie begrüßend.

„Dein Flehen hat den Herrn bewegt,"
Spricht er zur Gotterwählten,
„Sieh, deine Krone, Jungfrau, trägt
„Die Perlen die ihr fehlten!"

XI.

Es ward in jener grausigen Nacht
Die Maid Petronilla verwundet,
Die sorgend so lang bei Lidwinen gewacht,
Und nimmer das Mägdlein gesundet.

Bald als ihr Sterbetag schon war nah,
Lidwina, mit ahnendem Herzen,
Der Kirche Schiedams den Leichenzug sah
Entwallen mit Kreuzen und Kerzen.

Den Sarg der Verklärten in Lilientracht
Des Himmels Jungfraun umringen,
Propheten, Apostel, in leuchtender Pracht,
Das Lied des Friedens ihr singen.

Und sehnend fleht sie zur göttlichen Huld
Ihr brennendes Fieber zu stillen,
Auf daß sie möge mit Muth und Geduld
Das sterbende Mägdlein erfüllen.

Vom Gott der Barmherzigkeit gnädig erhört,
Sie ihrer Gefährtin im Leiden
Der liebenden Sorgen Erquickung gewährt.
Sie stärkend zu seligem Scheiden.

Und als das Mägdlein zur ewigen Ruh
Entschlafen in heiliger Stille,
Drückt weinend die frommen Augen sie zu
Der zarten Petronille.

XII.

Und schmerzdurchbohrt in tiefster Brust
Dem bittersten Gram zum Raube
Beklagt sie nun Tag und Nacht den Verlust
Der himmelreinen Taube.

Zur Erde gesunken vom Gottesreich
Seit sie Petronillen begraben,
Wird trostlos jammernd sie denen gleich
Die keine Hoffnung haben.

Und er, der zur Sandflur kann machen die See,
Zum Wermuth die Rose, zu Klagen
Die Stimmen des Jubels, zur Tiefe die Höh,
Straft seiner Geliebtesten Zagen.

Sein unerforschlich weises Gericht
Entzieht ihr die Salbung der Weihe,
Die Schätze der Gnaden, der Ewigkeit Licht,
Und tauft sie in Thränen der Reue.

Ihr strahlender Engel lange nicht naht
Der armen Büßerin Schwelle;
Und erst um Mariä Verkündigung trat
Er in der Begnadigten Zelle.

Und neu belebet die liebende Braut
Den Urquell aller Wonnen,
Den Bräutigam ihrer Seele schaut,
Im Glanz von tausend Sonnen!

XIII.

Lindrung jeder Qual, die sie verzehrte,
Trost in jedem Schmerz, den sie beweint,
Spendet ihr der himmlische Gefährte,
Den sie liebend Bruder nennt und Freund.

Oft in goldner Klarheit stieg er nieder
Zu der Armen aus den sel'gen Höh'n;
Bald im Silberschimmer ließ er wieder
Sich am Lager der Verlaßnen seh'n.

Finstrer Geister Truggestalten weichen,
Wenn sein Glanz in ihre Zelle blickt;
Bebend flieh'n sie vor dem heil'gen Zeichen,
Das die heit're Friedensstirne schmückt.

Mild ermahnt er sie, der Welt zu sterben,
In Geduld und Demuth Gott geweiht,
Nur zu streben, mit den Himmelserben,
Nach den Wonnen jener Seligkeit,

Die kein Aug erschaut, kein Ohr vernommen,
Die Gott denen, die ihn lieben, beut,
Die in keines Menschen Herz gekommen,
Die am Ziel die Heiligen erfreut.

Oft, zum Siegesstreite sie zu stählen
In den Leiden dieser Spanne Zeit,
Zeigt er ihr die schauervollen Höhlen,
Wo Verzweiflung weilt in Ewigkeit;

Wo der schwarzen Todesnächte Schleier
Die umdunkelt, die kein Thau erfrischt,
Deren Wurm nicht stirbt und deren Feuer,
Angefacht vom Grimme, nicht erlischt;

Wo vom Wehgeheule der Verruchten
Dumpf erdröhnt das höllische Gebiet;
Wo der Richter sammelt die Verfluchten
In der Flamme, die für Satan glüht.

XIV.

Oft dringt auch ihr Blick in das schaurige Thal
Von nächtlichem Dunkel umwebet,
Wo Seelen, gepeinigt in brennender Qual,
Noch Sehnsucht und Hoffnung belebet:

Die Seelen, gerettet vom ewigen Tod,
Im Schlummer des Friedens entschlafen:
Doch, fern noch vom himmlischen Morgenroth,
Gefesselt von zeitlichen Strafen.

Aus Nebeln, durchzucket von feurigem Schein,
Die Stimmen des Jammers brachen,
Und dürstend nach Labung in nagender Pein
Die Seelen schrien und sprachen:

„Ihr die uns einst liebtet, o liebt uns noch hier!
„Vom Sonnenlicht schauet hernieder!
„Erbarmet euch unser, erbarmt euch nur ihr,
„Ihr Väter, ihr Gatten, ihr Brüder!

„Zur reinen Klarheit der Ewigkeit führt
„Nur Reine der Heiliggerechte;
„Drum hat mit strafender Hand er berührt
„Uns träge sündige Knechte.

„Begraben, ihr Lieben, hat uns die Nacht
„Wo niemand Garben kann winden;
„Wo, statt der Gnade, Gerechtigkeit wacht;
„Wo Feuer verzehret die Sünden.

„Ihr wallet noch in der Barmherzigkeit Reich,
„Der himmlischen Segnungen Erben,
„Könnt ihr durch Liebesthat uns und euch
„Noch Schätze der Gnaden erwerben.

„O büßet, o wachet, o weinet, o fleht,
„Die ehernen Bande zu lösen!
„Denn mächtig ist des Frommen Gebet
„Beim Herrn und Vater der Wesen!“

Tief seufzend fleht, wenn der Klageruf schallt,
Zum Herrn Lidwina's Sehnen;
Und ihren barmherzigen Augen entwallt
Ein Perlenstrom blutiger Thränen.

XV.

Ein frommer Jüngling, Gerardus genannt,
Im Domstift von Köln geboren.
Der, früh entsagend dem irdischen Tand,
Des Himmels Erbtheil erkoren.

Der lang schon ein Sehnen nach Einsamkeit
Im stillen Busen getragen,
Kam zu der Jungfrau voll Heiligkeit,
Des Herrn Gebot zu erfragen.

Und himmelwärts schauend die Seherin sprach:
Du wirst in der Wüste Gott ehren,
Drei Tage lang fastend; am vierten Tag
Wird Gott der Herr selbst dich nähren.

So stärket sie freundlich den frommen Entschluß,
Stählt Christi Jünger zum Leiden;
Bald, tauschend Segnung und Friedensgruß,
Für diese Welt sie scheiden.

Und schon verläßt er sein heimisches Land,
Um nimmer es wieder zu schauen,
Und sich in Syriens brennendem Sand
Die letzte Hütte zu bauen.

Von Wölfen umheulet zum Herrn er fleht
Um eine Schlummerstelle,
Da winkt, auf dorrendem Baumstamm erhöht,
Ihm eine verödete Zelle.

Still horchet die Wüste, da silberhell schwingt
Der Weihgesang sich nach oben,
Der zwischen Erd und Himmel erklingt
Den Schöpfer von beiden zu loben!

XVI.

Zum erwählten Land, nach langen Jahren,
Zog ein Bischof, aus Britania,
Durch der Wüste schreckende Gefahren
Und den Bergen war sein Fußtritt nah!

Purpurschimmer ihre Höh'n umfließen,
Als er bebend seinen Blick erhub,
Catharina's Jungfrau'ngrab zu grüßen,
Die der Herr auf Sinai begrub.

Zu der Märtyrin geweihter Hülle
Strebt empor des Herzens frommer Drang;
Horch, da wallet durch die öde Stille
Ueberirdisch tönender Gesang!

Forschend schaut er auf — der Hymnus schweiget —
Und ein lichtes Wesen, hehr' und mild,
Aus der baumerhöhten Klause neiget
Sich zu ihm herab, ein Engelbild.

Dornenspuren seine Stirn umkränzen,
Und sein Mönchsgewand von Buße spricht;
Doch wie Lilien und Rosen glänzen,
Leuchtet sein entzücktes Angesicht.

„Siebzehn Jahre lang barg mich die Wüste —
Zwölf schon sah ich kommen und vergehn,
Seit kein Menschenlaut mein Ohr begrüßte,
Seit kein sterblich Auge mich gesehn."

„Doch der Gott, den alle Himmel loben,
Ließ mich in der Wüste nicht allein,
Und erquickte mit der Kraft von oben
Meine Seel' in der Zerknirschung Pein."

„Bald, beschirmet von der Allmacht Rechten,
Ward mein Leib erlöst aus Hungerqual
Nach drei Tagen und drei langen Nächten
Sättigte mich, Israel, dein Mahl:"

„Wie mir einst an Nordmeers fernem Strande
Eine heil'ge Jungfrau offenbart,
In dem hoffnungsleeren Wüstenlande
Himmelsmanna meine Speise ward."

„Nimmer werd' im Thränenthal ich schauen
Sie, die Gottes Gnadenkrone ziert,
Doch ihr Lichtbild in verklärten Auen
Mir der Herr schon jetzt entgegenführt."

„Oft, auf seliger Verzückung Schwingen,
Eil' ich ihr in weiter Ferne nach —
Doch zur Höh', die sie erschwebt, zu dringen,
Ist der arme Büßende zu schwach!"

XVII.

Gleich Opfern geweiht dem Altare,
Sah unter Qualen und Müh'n
Sie acht und dreißig Jahre
An sich vorüberziehn.

Bald jubelnd, zu heiligen Freuden
Aufblühend im Gnadenstrahl;
Bald niedergeschmettert vom Leiden
Zum dunkeln Thränenthal.

Des heiligsten Duldens Gedächtniß,
In Nächten der Trübsal erneut,
Des Liebesmahls hohes Vermächtniß
Gab Labung und Muth ihr im Streit.

Mit diesen zwei kräftigen Armen
Hielt, unter drückender Last
Erflehend des Höchsten Erbarmen,
Sie den Geliebten umfaßt.

Auf ihrer Pilgerreise
Entwöhnt vom irdischen Brod,
Ernährt sie nur die Speise
Die Gottes Huld uns bot:

Das Manna, der Wüste gegeben
Vom Herrn, der zu uns sprach:
Er, der mich isset, soll leben
Und schau'n der Unsterblichkeit Tag.

Wie schmachtete glühend ihr Sehnen
Bis sie den Bräutigam fand,
Empfangend mit strömenden Thränen
Der seligen Ewigkeit Pfand!

XVIII.

Endlich, endlich grüßt mit bleichen Strahlen
Frommes Opfer, dich, dein Todesjahr!
Doch, verdoppelnd alle deine Qualen,
Beut es blutend deinem Herrn dich dar!

Schaudernd sah die Dulderin verblassen
Selbst der Gnadensterne milden Schein.
„Gott, mein Gott, hast Du mich ganz verlassen!"
Flötet sie, in grauser Nacht allein.

Aber, wie den Herrn aus lichten Höhen
Einst ein Engel in der Pein erquickt,
Oft auch Christi Braut ein leises Wehen
Aus dem Land der Seligen beglückt.

In der Nacht, da glorreich er entstiegen
Seinem Grab zu ew'ger Herrlichkeit,
Kam ihr Beichtiger, zu heil'gen Siegen
Sie zu kräftigen im letzten Streit.

Staunend athmet er in Balsamlüften,
Purpurschimmer durch die Nächte zieh'n,
Und die Zelle dampft von Weihrauchdüften,
Weiße Wolken hauchen Melodien!

„Hörst Du nicht den Jubellaut erklingen?"
Sprach sie: „Hallelujah tönt nicht fern!
„Bald, bald darf das neue Lied ich singen,
„Wo die Jungfrau'n wandeln mit dem Herrn!"

„Geh', o Vater, laß den Tod mich sterben
„Den der Herr einst starb, den ich erfleht;
„Mich am Ziele Christi Preis erwerben,
„Arm, verachtet, einsam und verschmäht!"

XIX.

Und als er wiederkehrte,
Da war die Jungfrau nicht mehr!
Ihr Angesicht verklärte
Das Licht der Himmel so hehr!

Geheilet waren die Wunden,
Die Gott der Herr ihr schlug;
Die Foltermale verschwunden
Des Gürtels, den sie trug.

Die kalten, starrenden Glieder,
Gelähmt im Qualenstreit,
Sind weich und biegsam wieder,
Wie in der Kinderzeit.

Ihr weißer Marterleib strahlet,
Zeigt nichts von Entsetzen und Tod;
Die lieblichen Wangen malet
Ein freundliches Morgenroth.

„Dem Herrn entgegen zu treten,
„Gerüstet seid Tag und Nacht!"
Getreu dem Wort des Propheten,
Hatt' längst sie ihr Ende bedacht.

Seit Jahren schon hatte, geleitet
Von himmlischer Mahnung im Leid,
Sie Sarg und Lampe bereitet,
Und Kranz und Hochzeitkleid!

Von härenem Gürtel umschlungen,
Im schwarzen Nonnengewand,
Ruht sie, wo ihr Engel gesungen
Den Ruf ins Friedensland!

Das Haupt, in Demuth gebücket,
Die weiße Mitra umflort,
Mit heiligen Namen geschmücket
Und Herzen, von Pfeilen durchbohrt.

Der Schimmer bleichflammender Kerzen
Die blutigen Perlen bescheint,
Die sie in mitleidigen Schmerzen
Für arme Seelen geweint.

XX.

Aus Stadt und Land strömt die betende Menge,
Aus Leiden, Delft, Rotterdam, Gauda, dem Haag,
Nach Schiedam und füllet im stillen Gedränge
Die Zelle, wo lieblich die Strahlende lag.

Und Männer und Frauen begeistert ein Ende,
So siegreich durchstrahlend der Todesnacht Graus;
Selbst Säuglinge strecken die kleinen Hände
In kindlicher Sehnsucht nach ihr aus.

Ihr freundliches Lächeln strahlt Freuden und Segen
Und himmlische Tröstung und heilsames Weh'
Den Frommen, den Reinen, den Büßern entgegen;
Hell leuchtet ihr Antlitz wie Liliенschnee.

Doch wenn ein frevelndes Auge sich wendet
Auf heiliger Reinheit jungfräuliches Bild,
Dann wird das Schneelicht, das Alle verblendet,
Von traurigen Schatten getrübt und verhüllt.

Es wachten drei Tag' und drei Nächte die Frauen
Und Jungfrau'n am Sarge; doch keine begehrt
Trank, Nahrung und Schlummer; vom seligen Schauen,
Von heiligen Wonnen erquickt und ernährt.

XXI.

Am vierten Tag, seit zur himmlischen Heerde
Der Herr aus dem Thränenthal sie geführt,
Ward sie getragen zum Schooße der Erde,
Die dreißig Jahre ihr Fuß nicht berührt.

Es kam, des Seelenamts Dienst zu verrichten,
In heiliger Freundschaft frommem Gefühl,
Erfüllend des Grabgeleits rührende Pflichten,
Judocus, der Prior der Chorherrn vom Briel.

So ward Lidwina, die Jungfrau begraben,
Begraben war Christi geliebteste Braut,
Geschmückt mit der Gnadenhuld köstlichen Gaben,
Dem Herrn in Demuth und Liebe getraut,

Reich an Erbarmen, Geduld und Verachtung
Der Welt, zu der Andacht Höhen geführt
Durch ewiger Wahrheit tiefe Betrachtung,
Vom heiligen Geiste beseelt und geziert!

Nicht ward sie, wie Priesterfürsten, begraben
Im hohen Chor — nicht in prangender Gruft
Wie sie der Erdenwelt Könige haben:
Sie ruht auf dem Kirchhof, der Alle ruft.

An Sankt Joannes Tempel, nach Süden,
Ward ihre Leiche gesenket hinab;
Ein röthlicher Stein bedecket in Frieden,
Mit Kreuzen bezeichnet, der Jungfrau Grab.

Dahin kann nun jeglicher kommen, zu schauen
Die Ruhestatt der Frommen, von Wundern verklärt,
Die Perlenzier Hollands gläubiger Gauen,
Von Kranken gesegnet, von Pilgern verehrt!

Bald neben der niedrigen Grabesstelle,
Wo nun des Bräutigams harret die Braut,
Ward, ihr zum Gedächtniß, eine Kapelle
Von Schiedams trauernden Vätern erbaut.
